Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 ℳ. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ. — ₰
Für einen Monat		1 ℳ. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ. — ₰
Für einen Monat		2 ℳ. — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek

(Schöpping)

Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Der Liebe Müh' umsonst.

Der

Liebe Müh' umsonst.

Drei Novellen

von

Julius von der Traun.

Salon-Bibliothek.

Wien und Teschen.
K. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.

Inhalt.

Erstes Buch.

Die Sonnenlichter spielten
Ueber das weithin rollende Meer;
Fern auf der Rhede glänzte das Schiff —
— Aber es fehlte an gutem Fahrwind.

Heinrich Heine.

1.

Die drückende Mittagshitze, die auf Catania lastete, verrieth schweigend die Nähe der afrikanischen Küste. Grell beleuchtet glühten die Häusermauern der Hafenfronte. Die Matrosen hatten die erhitzten Holzwände ihrer Schiffe verlassen, und lagen mit Lastträgern und Juden dicht gedrängt, schlaf- und kraftlos unter alten Segeltüchern an jenen wenigen Stellen des Molo, welche nicht mit breiten Steinplatten belegt, eine kleine Spur der natürlichen Erdkühle aushauchten.

Jetzt war die Stunde, in der die Nonnen im Kloster San Onofrio, dessen Thürme sich im Hafen spiegeln, die freien Seeleute nicht beneideten, deren Abfahrt und Heimkehr ihnen täglich neue Sehnsucht und alte Schmerzen erweckte. Ihrer kühlen Zellen froh, mit offenem Haar

und Busen lagen sie gedankenlos auf den bunten Teppichen, den Fischen nicht unähnlich, die sich eben jetzt auf dem schattigen Meeresgrunde in die weichen Wurzeln des Seetangs drückten. Die Schiffswände krachten vernehmlich, während sie sich in der hohen Temperatur ausdehnten; unbewegt hing das verworrene Takelwerk, und nur die Wimpel an den höchsten Spitzen der Maste versuchten fruchtlos von Zeit zu Zeit aufzuflattern, wie Vögel, deren Fittige man beschnitten. Unverkennbar brütete die Luft Böses, und der Capitän jenes Guianafahrers hätte längst den Sturm der nächsten Nacht voraussehen müssen, wäre er nicht in den Armen seiner Afrikanerin eingeschlafen, die von der gewohnten Hitze wenig belästigt, sich an den Wandschrank gemacht hatte und der Rumflasche des Liebsten weidlich zusprach. Außer ihr und einem schreienden Papagei am Hinterdecke war kaum ein wachendes Geschöpf im Hafen, denn selbst die königliche Wache am Zollhause schlief mit der Muskete im Arm. Vor dem Kaffeehause des dicken Gianoccio Marliani saßen einige türkische und griechische Kaufleute unter dem weiß und roth gestreiften Zelte. Wenn sie den Becher mit Eis an die Lippen führten, und ein Tropfen über die duftenden Bärte auf das glühende Steinpflaster fiel, fraß ihn die Hitze in gieriger Hast.

So verstrichen noch zwei verlorne Stunden. Die Thurmuhren schlugen, und einer der Griechen in Marliani's Zelt fuhr eben von seinem Schlafe auf, um nach seinem Becher zu greifen, als er auf hoher See

einige dunkle Punkte erblickte, die er für Schiffe hielt. Er tippte mit der Bernsteinspitze seines langen Pfeifenrohres seinen schlummernden Nachbar auf den Turban. Der Türke schlug die Augen auf, und sendete einen Blick in die vom Pfeifenrohr angewiesene Richtung nickte seinem Nachbar zu, und setzte auf dieselbe Weise, wie ihm geschehen, den dicken Marliani von der neuen Erscheinung in Kenntniß, welcher das Haupt erhob und schlaftrunken und gedankenlos in das goldene Mittelmeer hinausglotzte. Die Punkte, die bei ihrem Auftauchen am Horizonte den blauen Himmel zum Hintergrunde hatten, waren nun schon näher herangerückt, und lagen mitten auf den Wellen, dem Auge sich immer vergrößernd, verriethen aber noch wenig die Schiffsgestalt. Der Türke klopfte nun zum zweitenmale und ungeduldiger den dicken Kaffeewirth auf's Haupt, und mit fragender Geberde auf die Schiffe weisend, schnaubte er den Erschrockenen an: »Maledetto!«

„Viere sind's," gähnte Gianoccio, „eines ist größer, drei scheinen Galeeren, — ich halte es für eine Caravane von Malta."

Der Türke wiegte nun zufrieden das Haupt, strich lächelnd den schwarzen Bart, fuhr dem Knaben, der ihm die Pfeife wieder anzündete, durch die Locken, und klopfte ihn liebkosend auf den braunen Nacken; sein Nachbar der Grieche aber klimperte mit den Goldstücken im Gürtel, und überrechnete den Gewinn der nächsten Tage, denn die jungen Ritter brachten immer eine

Fülle von Gold und heißer Genußsucht von ihrer kleinen Kalkinsel herüber, wo sich die ganze Lebenslust um den uralten Prunk des rothen weißbekreuzten Waffenrockes, und um einen erfrischenden Spaziergang im wild-belebten Boskette des Großmeisters, oder um die Schönheit von fünf oder sechs Töchtern maltesischer Edelleute drehte, deren Familien mit dem Orden enger zusammenhingen, als ihre Stammbäume nachwiesen. Wenn man aber bedenkt, daß sechzig bis achtzig junge Ritter, lebenslustige Falter über so wenigen Blüthen, auf Malta saßen, um ihre vier Caravanen zu machen, nach denen es ihnen erst vergönnt war, heimzukehren in den üppigen Schoß einer Commende auf der terra firma, so kann man sich vorstellen, wie heiß den Kreuzeshelden Malta's Boden unter dem Fuße wurde, und wie gerne sie immer den Befehl vernahmen, nach Sicilien zu steuern, um Getreide und Eis zu holen, besonders unter Nicolo Cottoner, der im Jahre 1665, in welchem diese Geschichte beginnt, Großmeister des Johanniter-Ordens war, und bei seinen Rittern, im Lichte der allmälig sinkenden Ordenssonne betrachtet, für streng galt, da er den öffentlichen Verletzungen der Ordensregeln, wenigstens in der Residenz, wehrte. Wer schon einmal vom Convente dahin geschifft war, wußte es nur zu gut, daß an der sicilianischen Küste noch mehr zu holen sei, als Eis und Getreide. Erfahrene gaben den neuen Ankömmlingen davon Kunde, und oft standen die jüngsten Ritter auf den Bastionen von St. Elmo, sehnsuchtsvoll

auf den schiffreichen Hafen und das einsame Meer schauend, in das die kecken Inselbewohner ihre leichten Speronari mit Pomeranzen und Feigen beladen, öfter aber noch mit dem dritto di Bandaria versehen, hinausruderten, und sprachen von der nächsten Caravane in die Arme sicilianischer Buchten und Damen mit derselben Ungeduld und Gluth, mit der einst ihre edleren Vorfahren von einer Expedition nach Modon in Morea oder von der Wiedereroberung des geliebten Rhodus sich unterhielten.

Die Punkte auf hoher See näherten und vergrößerten sich immer rascher, und ehe die Kaufleute im Kaffeehause daraus die Folgerung gezogen, daß draußen ein frischer Wind wehen müsse, blies ihnen schon der liebliche Ankömmling in die heißen Gesichter; in demselben Augenblicke sprang auch die todte Stille des Hafens und der Küste in ein lautes und immer schwellenderes Leben um. Matrosen und die anderen Arbeiter wachten auf, es fielen Taue und plätschernde Ruderschläge in's Wasser; Boote wurden gefüllt und geleert, Kisten an Bord und an's Ufer gebracht, wo stattliche Handelsleute sie empfingen, hinter deren Rücken armselige Juden mit Landleuten und geringem Volke schacherten, welches obendrein von Bettelmönchen angegangen, seiner übrigen Bajocchi los zu werden, ohne Sorge zu sein brauchte. Der Improvisatore verfehlte nicht die Niederlage der Mauren mit Geschrei zu preisen, während die blassen Nonnen von St. Onofrio wieder still und neidvoll in das Treiben

des Hafens niederschauten, die schwarzen Haare sich aus den wehmüthigen Gesichtern strichen, und sich gleiches Ordensloos mit den Johannitern wünschten, mit den glücklichen Rittern, denen die fromme Meinung vergangener Jahrhunderte den heiligen Schatz gefüllt hatte, den ihnen nun der Umschwung der gährenden Zeit in weltliche Lust zu leeren erlaubte. Aber mit ganz wolkenloser Stirne begrüßten die weltlichen Damen von Catania die braunen Schnäbel und weißen Segel der Malteserschiffe auf der blauen Salzfluth. Sie rissen ihre hohen Spiegelfenster auf, daß die langen Mousselin-Vorhänge unruhvoll, als ob sie die Hast ihrer schmachtenden Herrinnen theilten, in die liebliche Abendkühle hinausflatterten, und manchen duftenden Hyacinthenstock auf die Straße warfen, als wollten sie lieben Gästen des Hauses Blumen auf den Weg streuen. Nach und nach füllte sich der Molo mit Gesindel und prächtigen Leuten, an die Lumpen des Lastträgers streifte der Shawl, welcher den stolzesten Busen bedeckte, und in den Herzen aller, die da wandelten, lebte eine eigennützige Freude an den Dingen, die auf den Wogen heranschwammen. Aus den Villen, die am St. Paolo und am Giaretto, oder gegen das Capo de Molini liegen, kamen vornehme Leute auf hübschen Maulthieren herbeigeritten; die bunten Livreen ihrer Lakayen und die gleichen Decken der Reitthiere erhöhten die Farbenpracht des Gewühles, in das noch ein schöner Willkomm von Blumenstöcken, Sträußchen und edlen Früchten getragen wurde, wäh-

rend die Juden grelles Zeug und falschen Schmuck für die Ordenssoldaten auslegten. Unterdessen waren die Schiffe am Vorgebirge Santa Croce vorbei in den Golf eingelaufen, aus ihren Stückpforten blitzte es, und eine dichte Rauchwolke fiel auf den sanftgefurchten Wasserspiegel. Augenblicks darauf vernahm man zu Catania den Knall der grüßenden Kanonen, der allenthalben wiederhallte, und, von sanftem Windhauche über Pomeranzenhaine und Waizenfelder getragen, die stillen Waldschluchten des Aetna erreichte, der sein schneebedecktes Haupt ruhig über der sonnig-grünen Landschaft hielt. Die Kanonen im Fort antworteten; jetzt konnte man die Beschaffenheit und die Bemannung der Schiffe immer deutlicher erkennen. Voran hasteten sich drei Galeeren auf ihren hundert Ruderfüßen, nach ihnen keuchte mit prallen Segeln die Fregatte, die bewaffnete Wächterin, mitgesendet, um die Ordenskinder vor bloßen Schwertern und jederlei Kampf zu bewahren, nach welchen die Ritter jener Tage nicht mehr auszogen. Jetzt fielen die Anker und die Boote wurden ausgesetzt. Die verworrene Menge entwirrte sich und breitete sich am Ufer aus.

„Er ist's —," sagte Enrichetta zu ihrem Oheim, dem Marchese Falconara, und eine leichte Röthe flog über ihre Wangen — „er sieht uns nicht — ja doch — aber auch Temericourt. O Onkel, dieser Mensch ist meine Qual."

Der alte Marchese lächelte. Drüben landeten die Boote, die schmucken Herren in ihren rothen weiß-

bekreuzten Rittermänteln und Waffenröcken sprangen an's Land und eilten an tiefen Bücklingen vorüber in offene Arme.

Wenn man wenige Tropfen Carmin in ein Wiesenwässerchen gießt, so führt es bald rothe Adern, und wenn man eine Handvoll Rosenblätter aus dem Kahne wirft, so tragen West und Wellen sie an hundert Stellen des Teiches. So war auch eine Stunde nach Landung der Schiffe der rothe Rittermantel allenthalben in und um Catania zu treffen; bald flatterte er vom Balcone, bald leuchtete er aus dem Haine, dort wallte er im Garten, und hier trabten die Ritter Foulcon und Temericourt mit Enrichetta und dem Marchese durch die Abendkühle in jene paradiesische Villa hinüber.

2.

„Wie das erbaut war, wie's im Frieden lag."
Goethe.

Die Gesellschaft lenkte vom Hafenplatze in eine prächtige Straße, lange Colonnaden, von maurischen Spitzbogenfenstern durchbrochen, aus denen aber weder ein neugieriger noch ein grüßender Blick herabfiel. Das Treiben auf der Straße, dem man, gelangweilt, so viele Blicke schenkt, rauscht und wogt gleichgültig und unbeachtet dem Bewohner, dem eben eine neue Freude blühend das Haus betrat. Die Damen hatten allent-

halben für gerngesehene Gäste zu sorgen, lieber wendeten sie im raschen Vorüberschreiten das Auge auf's erwiedernde Spiegelglas, als auf die todte Fensterscheibe. Aber auch unsere Caravane fand in sich selbst genug Interesse. Ritter Temericourt mit dem Marchese an der Spitze des kleinen Zuges hatte diesem alten Gastfreunde des Ordens die Hülle und Fülle der besten Grüße zu entrichten; vom Großmeister bis zum jüngsten Ritter hatten fast alle an Falconara's Tisch gesessen und der anderweitigen Pracht und Wonne seines Hauses und seiner Gärten genossen. Hinwieder hatte der junge Malteser genug Fragen nach dem Wohle dieses oder jenes alten Ordensherren zu beantworten, und dem gastfreundlichen Entschuldiger und Anerbieter eines bescheidenen Hauses. wie Falconara sich ausdrückte, mit seinen Schmeicheleien und erneuertem Dank für vorgegangene genußreiche Tage zu begegnen. Auf üppigerer Woge wiegte sich das Gespräch seines Kameraden Foulcon, eines schlanken dreißigjährigen Cavaliers, dessen langes blasses Gesicht durch schwarzen Bart und gleichgefärbte lodernde Augen für den ersten Anschein einen Ausdruck von Frische erhielt, den ängstliche Falten auf Stirne und Wangen bei näherem Beschauen wieder verwischten. Foulcon hatte sich zu Enrichetta gesellt, deren Formen, von seidenen Gewanden überflossen und verrathen, ihres seltenen Ebenmaßes willen die volle Dame auf dem Saumthiere größer und schlanker erscheinen ließen, als sie in der That war. Und doch hatten Foulcon's und ihre

äußere Erscheinung viel Verwandtes, namentlich durch die Hautfarbe und das Feuer der Augen, die meistens den Ausdruck einer ganzen Gestalt bestimmen. Enrichetta's weiß beschuhtes Füßchen lauschte cokett aus dem dunkelbraunen Kleide und zeichnete sich verführerisch auf der violetten Satteldecke, die goldverbrämt die Straße segte, während die Reiterin mit vorgebeugtem Oberleibe ihr Auge und mit ihm anscheinend all' ihre Sinne den schattenkühlen Kastanienwipfeln des Aetna zuwendete.

Unsere Wanderer hatten die letzte Vorstadt durchritten, und waren in einen schmalen Weg zwischen alten Gartenmauern eingelenkt, über welche eine Fülle der duftigsten Blüthendolden und Ranken herüber quoll. Ein paar hundert Ruthen weiter vorwärts begrenzten goldene Weizenfelder die Straße, die dann im Freien geschlängelt fortlief. Enrichetta's Begleiter ließ sich durch die äußere Gleichgültigkeit seiner Nachbarin nicht in seiner Rede stören, die mit eben so viel Leichtigkeit als Schlauheit gegliedert, weder für den Wind erfunden, noch gesprochen war.

„Ich will allen Kalk Malta's in meinem eigenen ewigen Kerker vermauern," sprach er, „wenn ein Schiff von Malta an diese Küste segelte, das nicht meine heißesten Wünsche und Grüße zu Euch hinüber trug." Enrichetta lächelte mit der heitersten Anmuth, zog ein blaues Federchen aus dem Federbusche ihres Maulthieres und blies es vor sich in die blaue Luft.

„Und habt Ihr niemals meiner gedacht?"

„Wir hatten immer viel Gäste," versetzte die junge Dame.

„O", sagte Foulcon höhnisch und gereizt, „stellt Euch nicht so leichtsinnig!"

„Bei Gott, ich stelle mich nicht so, ich bin es wirklich, Herr Ritter. Mein Leichtsinn ist wohl das Beste, was ich habe."

„Etwa Eure Lippen ausgenommen," unterbrach sie Foulcon, der wärmer und heftiger sprach, als es sonst seine Art war. „Haltet Euch doch um Gotteswillen nicht gegen mich, wie gegen einen Fremden, und schließt Euer Herz auf."

„Mir ist so schwül," seufzte die Dame mit einem sengenden Seitenblick auf ihren Gefährten, daß dessen Züge eine freudige Röthe überflog, und er in zuckender Hast seine Rechte aus dem Mantel wand, um die Hand seiner reizenden Begleiterin zu fassen. Aber ein schwerer Fall und ein zorniges Fluchen hinter seinem Rücken mahnte ihn noch zur rechten Zeit an die nachfolgende Dienerschaft. Enrichetta hatte sich umgewendet und belachte den drolligen Anblick. Angelo, der dicke Koch, war schlafend vom Maulthier gefallen, hatte den Speisekorb vom Sattelknopfe mitgerissen, und raffte sich nun, rasch erwacht, aus den gebrochenen Weizenhalmen auf, unter denen die hellfarbigen Seefische ängstlich zappelten, die gelben Seekrebse fremdartig sich bewegten und die rollenden Granatäpfel in Furchen und Erdrissen sich verloren. Endlich hatten die Bedienten ihrem Gefährten

wieder aufgeholfen und sputeten sich dem jungen Paare zu folgen, das schneller als bisher ritt, da der Marchese und Temericourt im eifrigen Gespräche fortreitend in einem Ulmenhaine verschwunden waren, an dessen Rande die goldenen Weizenwogen endeten und lange Rebengewinde von Zweig zu Zweig sich rankten. Bevor sie in den Schatten einritt, hielt Enrichetta noch einmal ihr Thier an, und erfreute sich sichtlich des Anblickes der See, die tiefblau gefärbt, gegen Westen und Süden der Horizont schloß, erfreute sich der stolzen Stadt, zwischen welcher und der Beschauerin so viele Gärten blühten und so viele Früchte reiften, dann grüßte sie mit der Hand einige Landhäuser:

„Guten Abend Lidia! guten Abend Bianca! — habt Ihr auch Gäste!" Da fiel ihr Blick auf die eine weiße schmale Seitenfronte eines ziemlich großen Schlosses, das schüchtern und melancholisch aus den schwarzgrünen Ulmen herüber grüßte. Enrichetta zog den Handschuh ab, winkte mit der kleinen Hand hinüber und sagte gutmüthig: „Und dir vor Allen einen freundlichen guten Abend, mein guter Andrea!"

„Guter Andrea!" wiederholte Foulcon hastig.

„Was soll's?"

„Und dieser mystische Gruß! Warum dorthin mit bloßer Hand?"

„Wenn sich so jemand recht tiefsinnig in uns verliebt, so ist man nicht immer in der Lage und in der Laune, es zu erwiedern — aber man bekömmt doch

gewisse Verbindlichkeiten gegen ihn. Jetzt aber laßt uns schneller reiten, daß wir den Oheim erreichen. Was zerknittert Ihr das arme Taschentuch so gröblich?"

Foulcon ließ das Tüchlein flattern und fragte: „Kennt Ihr's noch!"

„Ach!" seufzte Enrichetta erröthend, „Ihr nahmt mir's —"

„Ihr habt es mir gegeben!"

„Ich ließ es Euch!"

„So wollen wir es meinetwegen ausdrücken, Enrichetta. Es war unter der alten Ulme, die am Eingange Eures Gartens zunächst dem Gitter steht, eine Statue der Diana und einen marmornen Ruhesitz beschattet —"

„Genug, Herr Ritter — ich bitte Euch, verschont mich mit Weiterm. Wie kommt Ihr mir denn vor! So zu schwärmen, war doch sonst nicht Eure Weise. Geht mir! Entweder habt Ihr Schlimmes im Sinne, oder Schlimmes begangen, denn dabei fängt man anders zu reden an, als man denkt. Nachdem man Andere betrog, will man sich selbst nicht verschonen, nachdem man einmal stahl, schämt man sich ehrlich zu sein. Fürder reitet hübsch schweigsam neben mir, denn wir kommen dem Oheim nahe; laßt den Abend ruhig auf Euch niedersinken, und erwartet fröhlich, was der Morgen bringen mag." Mit einem leichten Gertenhiebe trieb sie ihr Thier an, und wendete ihr Angesicht hinauf zu den gewaltigen Laubhallen, die von uralten edlen Kastanienbäumen gebildet, im kühlenden Seewinde

rauschten. Sonst war es recht stille und unbeschreiblich einsam ringsumher. Weitläufig standen die Stämme auf dem schwarzen, nur hie und da mit Grasbüscheln bewachsenen Erdreiche, denn die allzudicht verzweigten Kronen gestatteten selten der Sonne den Zutritt. Sie ritten mitten im Walde, hinter Stämmen — neue Stämme — und endlich Nacht.

Foulcon schwieg von Enrichetta's Rede ungewöhnlich erschüttert; schüchtern und selten warf er einen forschenden Blick auf sie, wenn ihre großen Augen eben den Specht in den Zweigen suchten, dessen einförmiges Hacken sie vernahm. Tiefer schienen sich die ängstlichen Furchen seiner Stirne und seiner Wangen zu graben. Da fuhr ein frischer Windstoß durch den Wald, die Kastanienbäume nahmen ein Ende; ein prächtiger Eichenwald hatte die Wanderer aufgenommen, wuchernder Epheu und Gesträuche bedeckten den feuchten Boden, dessen Abhänge marmorne Rinnen mit Drachenköpfen durchbrachen, aus denen kühle Wasserstrahlen, der Abfluß der Wasserwerke des nahen Lustgartens, plätschernd niederfielen. Links von der stets beschatteten und immer sanft aufsteigenden Straße glänzte wie in moosgefütterter Schale ein kleiner Weiher, ganz verdunkelt von uralten Eichenkronen, an dessen Borde ein Flamingo stand und schlief. Beim Herannahen der Reiter zog er den schlanken Hals unter dem rosenrothen Fittig hervor, und flatterte wieder dem Garten zu, dem er erst kürzlich entflohen war. Plötzlich lief ein zierliches Eisengitter

quer über die Straße, innerhalb der Stäbe stand über einem Ruhesitze im Schatten eine hohe Ulme, eine steinerne Diana, das Haupt mit sehnsüchtigem Ausdrucke dem verwehrten Walde zugewendet.

Die Gesellschaft ritt durch das geöffnete Thor in einer langen Allee auf kiesbestreutem Wege, rechts und links liefen beschnittene Gänge in's Gebüsch, hin und wieder öffneten sich große Alleen, an deren Ende künstliche Ruinen oder Obelisken standen, oder fremde Wasservögel in marmornen Bassins schwammen. Endlich zeigte sich am Ende des gewölbten Baumganges die reich verzierte Fronte eines weitläufigen Schlosses im abendlichen Lichte der Sonne, deren die Reisenden, seit einer Stunde in der tiefsten Waldnacht reitend, beinahe vergessen hatten. Heiter ergoß sie ihre rothgoldenen Strahlen über die architektonischen Zierrathe der Fenster und des säulengetragenen Balcones, über das blumenreiche Parterre, das sich vor demselben ausbreitete, zu beiden Seiten von beschnittenen Laubwänden begrenzt, aus deren grünen Nischen kostbare Marmorgruppen leuchteten. Der Schloßfronte gegenüber erhob sich aus einem goldfischreichen Teiche ein künstlicher Felsen, auf dem Neptun, umgeben von einem Schwarme Nereiden und Tritonen, mit erhobenem Dreizack seine schnaubenden Wogenrosse zum kühnen Sprung in die Wellen antrieb, während hinter ihm hundert sonnendurchschienene Wasserstrahlen als seine eigentlichste Glorie aufgingen. Der Marchese, Enrichetta und ihre Begleiter warfen kaum

einen Seitenblick auf diese Herrlichkeiten, die ihnen nicht mehr neu waren, sondern saßen vor dem Schlosse ab und eilten einem Belvedere zu, das jenseits des Schlosses am Ende des Abhanges stand, auf dem dieses Prachtgebäude sich erhob. Enrichetta, deren Schleppe ein Page trug, hatte sich an Foulcon's Arm gehängt und raunte ihm zu: „Mein Gott, was ist mit Euch geschehen, Ihr seid ja ganz verblüfft?"

„Die Freude," stotterte der Angeredete verlegen.

„Geht, geht, Ihr lügt!" war die Antwort. „Daß Ihr mir willkommen seid, kann Euch unmöglich so sehr befremden."

Man war in den Gartensaal getreten, in dem eine große schöne Dame, die Tochter Falconara's und ein imponirender Mann im vornehmen schwarzen Kleide ihnen entgegen kamen. Sylva grüßte die bekannten Gäste, und stellte ihren Gesellschafter den Rittern als einen Deutschen, Grafen Erbach vor.

„Wenn meine lieben Gäste," sagte der Marchese, dießmal die Tage in meinem Hause als genußvolle preisen, so will ich es nicht für eine Schmeichelei nehmen, sondern diese Freude, wie so viele, meinem edlen Gaste Erbach danken."

„Wie sollte der fröhliche Lebensgenuß in Gesellschaft so werther Cavaliere fehlen!" sagte Erbach, den Fremden seine Rechte darbietend. Foulcon schüttelte sie mechanisch mit gerunzelter Stirne, Temericourt mit der Offenheit, die ihm eigen war; als er aber seine Augen auf Sylva

lenkte, die neben Erbach stand und diesen mit jenem Blicke betrachtete, den nur die Liebe hervorbringt und versteht, ließ er rasch die gefaßte Rechte los und trat an's Fenster. Draußen lag die meilenweit gedehnte gesegnete Küste und das stille Mittelmeer, in dessen tiefblaue Fluthen der rothe Sonnenball in seiner vollen Pracht niedertauchte. Wie die leichten Segelkähne im Hafen, flogen die zierlichsten Schmeichelreden im Kiosk von Mund zu Mund, von Herz zu Herz. Der muntere Page goß den feurigen Falerner in die Kelchgläser, die bald fröhlich an einander klangen. Das Nonnenglöcklein von St. Onofrio schellte melancholisch herauf.

3.

> Hier hilft nun weiter kein Bemühn!
> Sind's Rosen — nun sie werden blühn.
> Goethe.

Die Bewohner der Villa Falconara hatten sich in der Schwüle eines aufsteigenden Gewitters zur Ruhe gelegt, und waren an einem kühlen, wolkenverhangenen, regnerischen Morgen wieder aufgewacht. So angenehm ihnen diese erfrischende Temperatur nach der Brüthitze der vergangenen Tage auch war, so fielen doch allen die verschleierte Fernsicht und die verdorbenen Garten- und Waldwege schwer auf's Herz. Was war bei diesem Regengusse anzufangen? Die Damen, die man bei heiterem Wetter um diese Morgenstunde immer schon

im Garten traf, konnte man doch füglich so früh nicht in ihren Gemächern besuchen, und da seit acht Tagen — so lange saßen die Johanniter bereits in der Villa — jede Stunde bis in die späte Nacht im geselligsten Beisammensein verflossen war, vermißte jedes schmerzlich den Genuß der liebgewordenen Gewohnheit.

Wir wollen einen Blick in die einzelnen Gemächer werfen.

Der Marchese sitzt im sammtnen Schlafrocke vor seinem Lesepulte von Ebenholz und blättert in einem heraldischen Buche. Selten wirft er einen verdrießlichen Blick durch das Fenster auf die triefende Landschaft.

An Sylva's Fenster sind die blauen Vorhänge noch nicht zurückgeschlagen. Sie kniet angekleidet auf ihrem Betschemmel, ein Blumenglas in den gefalteten Händen, in dessen duftendem Inhalt sie ihre Stirne birgt. Es ist schwer zu entscheiden, ob sie gebetet hat, ob sie beten wird, oder ob dieser Blumencultus ihr Gebet ist.

In Enrichetta's Zimmer ist es ganz helle, nicht nur die Vorhänge sind zurückgeschlagen, auch die Fenster sind geöffnet. Die Dame wird soeben frisirt, aber zehnmal entspringt sie dem Kamme des Mädchens und steckt den Kopf in's Freie, ob denn nicht bald ein Wind, so rasch wie ihr Blut, den Aetna von den bösen regenbringenden Nebeln reinige, und so oft sie hinaus sieht, ist's als ob der Himmel heiterer würde, die Wolken setzen sich langsam in Bewegung, endlich wälzen sie sich rasch und immer rascher über die See hin.

Temericourt schlägt in seinem Cabinet das Brevier zu, aus dem er eben ziemlich zerstreut seine Ordensportion gebetet hat, und bemerkt im Aufschauen diesen fröhlichen Umschwung der Dinge. Er klingelt seinem Pagen, läßt sich sorgfältig den Spitzenkragen auf das gestickte Wamms nadeln, womit er den rothen Waffenrock vertauscht hat, und fragt nach Foulcon.

„Als es zu regnen aufhörte, verließ er sein Zimmer," lautet die Antwort des Knaben.

„Regnet es nicht mehr?"

Temericourt öffnete das Fenster. Ein lustiger Windstoß wirft ihm eine Fülle von erfrischenden Blumendüften und Vogelklängen in's Gemach. Ueber dem Capo de Molini zerreißt der Nebel, und läßt einen Streifen des azurblauen Firmamentes durchblicken. Sobald auch Enrichetta dieß in ihrem Zimmer wahrnimmt, lockt sie ihr weißes Windspiel, und rauscht über die marmorne Treppe hinab in den Garten. Ihrem nachspringenden Pagen winkt sie heftig, daß er zurückbleiben soll.

Die Laubwände triefen, und bestreuen die dahin Eilende mit tausend Tropfen, welche die siegende Sonne durchleuchtet. Die gehegten Singvögel jauchzen aus allen Büschen, und die Blumen in den Rabatten werfen das schöne Haupt in die Höhe.

Enrichetta späht und rauscht von einem Seitenwege in den andern. Endlich sieht sie von Ferne Foulcon an dem Piedestal einer Statue lehnen.

„Was hat er vor sich, das er so finster anstarrt? Eine Börse — nicht doch — oder ja — ja es ist so! Er schüttet ihren goldenen Inhalt aus und durchwühlt ihn. — Wie häßlich ist dieser Anblick! Wie ängstlich seine Miene ist!"

Hastig und erzürnt trat sie auf den Ritter zu.

„Pfui, Foulcon!"

Erschreckt bedeckte dieser seine Goldstücke mit beiden Händen.

„Pfui, Foulcon!" wiederholte sie zornig. „Wie habt Ihr Euch über Winter verändert! Ihr habt Euch den Leidenschaften hingegeben. Ihr heuchelt — seid eifersüchtig, und sogar geizig." Dabei hob sie mit der Linken die beiden Hände des Ritters von seinem Schatze weg, und mit der Rechten streifte sie die Dublonen vom Piedestale in den feuchten Kies. Hastig beugte sich der Malteser nieder, die gefallenen wieder aufzulesen. Da überflog Enrichetta's Antlitz die Röthe des heftigsten Zornes, außer sich stieß sie den am Boden Suchenden mit der geballten Faust in's Genick, daß er auf seine Knie zusammenbrach.

„Ich sehe, Ritter, Ihr seid ein anderer Mensch geworden, als jener war, den ich einst mit meinen Küssen so hoch geehrt. — Weg von mir — ich verachte Euch." — Nach diesen Worten wendete sie sich rasch um, und ging in der heftigsten Bewegung zurück, woher sie gekommen war.

Foulcon kniete immer noch am Boden, kreideweiß, die beunruhigendsten Fragen in seinem Busen nieder-

kämpfend, die Augen starr auf die Wegeilende gerichtet. Als aber diese ohne einen Rückblick um die grüne Ecke bog, und dabei ihrem Windspiel rief, als wolle sie nicht, daß ihr Lieblingshund etwa in so verhaßter Gesellschaft länger weile, da sprang Foulcon zornschäumend auf, schleuderte die gesammelten Goldstücke wieder zu Boden und rief: „Ist es wahr, daß die Brücke schon hinter mir abgebrochen ist? O, sei ewig verflucht, Malta, du elendes Eiland, du heißes Nest der Wollust und aller Laster, in dem Männer zu Schurken werden! —" und plötzlich schwieg er stille, lauschte ängstlich um sich, dann lächelte er und fuhr sich durch die Haare. „Ich stumpfer Thor, wie fruchtlos ängstige ich mich, da doch Niemand wissen kann, was ich noch Keinem mittheilte. Es war eine von Enrichetta's närrischsten Grillen und meine wundeste Stelle, die heute zusammenstießen, und so will ich die Erinnerung an dieses Zusammentreffen in der Lethe der kühnsten Lust ertränken."

Nach diesem Selbstgespräche raffte er seinen Federhut und die Dublonen vom Boden auf, schlang die Börse wieder um seine Degenkuppel, und schritt, die Hände auf dem Rücken, langsam dem Schlosse zu, als ob er von dem erquickendsten Spaziergange heimkäme. Er ging geradewegs in den Saal, der in den heißen Stunden des Tages den gewöhnlichen Aufenthalt der Gesellschaft bildete. Die heiter bemalten und mit sinnreichen Goldornamenten gezierten Wände wirkten anregend auf das Gemüth des Eintretenden, und die

kostbaren Gemälde, die in reichen Rahmen hier angebracht waren, gaben Jedem, zumal dem fremden Gaste, eben so viele Punkte ab, an die er die anmuthigsten und geistreichsten Gespräche anknüpfen konnte, wenn anders solche Erörterungen im Bereiche seiner Laune oder seiner Bildung lagen. In passende Verbindung mit diesem schönen Gelasse war durch drei Glasthüren, die auf einen breiten mit Blumen und Orangenbäumen besetzten Balcon führten, die Aussicht auf Bucht und Hafen von Catania gesetzt. Die Stadt selbst mit ihrem Kranze von Gärten und Landhäusern vollendete den reizenden Anblick.

Auf dem Balcone saßen Sylva und der Graf im Gespräche, dem Erbach, durch seinen ernsten und ruhigen Vortrag, der von den angemessenen Bewegungen begleitet war, Sylva aber durch die strenge Aufmerksamkeit, die sie jedem Worte schenkte, wenigstens für den Fernestehenden den Anstrich großer Wichtigkeit zu geben wußte. Um so wichtiger und anziehender mußten aber Erbach's Reden dem Ritter Temericourt erscheinen, der sich seit seiner Anwesenheit fruchtlos bemüht hatte, seiner buntesten Unterhaltung und seinen zartesten Schmeicheleien gleiche Theilnahme von Seite Sylva's zu gewinnen. Mit schwer verhaltenem Verdruß in der Miene, saß er jetzt neben Enrichetta in einem Sopha, und fürwahr, das erbitterte Gesicht seiner schönen Nachbarin stimmte herrlich zu seinen Empfindungen, ja es zog ihn mit so unwiderstehlicher Sympathie an, daß er, der sich sonst gegen Abwesende jeder krittelnden

Bemerkung enthielt, offen gegen Enrichetta äußerte, er begreife nicht, wodurch der wichtig thuende Deutsche die spröde Sylva so bezaubert habe.

„Wodurch anders," erhielt er zur Antwort, „als eben durch jenen Zauber, den gewisse Menschen über uns arme Mädchen ausüben, ohne daß kalte Beobachter den Grund desselben sich erklären können, und ohne daß wir es über uns vermögen, demselben nachzuspüren. O Gott, wir sind zu schwach, in der Hingebung besteht unser ganzes Glück, durch sie allein erreichen wir unser Ziel. Um wieviel besser hat es der Mann! Der wendet seine Kraft thätig, nach dem, was er erlangen will; erringt er es nicht, so wendet er sich ohne Verlust nach einem neuen Schatze. Nicht so wir. — Der erste Schritt, mit dem wir uns dem Gegenstand unseres Wunsches nähern, ist ein theilweises Entäußern unserer Selbstständigkeit; jemehr wir uns nähern, desto mehr verlieren wir ohne Ersatz, und erst durch die völlige Hingebung können wir uns des Besitzes eines Wesens versichern, von dem wir erst dann mit Sicherheit urtheilen können, ob es unseres unwiederbringlichen Opfers werth war. So verliert man sich selbst, und findet den Würdigen erst dann, wenn man seiner nicht mehr werth ist." Bei den letzten Worten traten der lebhaften Rednerin Thränen in die Augen, und Foulcon, der, ohne von Enrichetta einen Blick zu gewinnen, am Sopha gestanden war, um mit leichtfertigen Reden dem Strome dieser ernsten Betrachtung Einhalt zu thun,

entfernte sich rasch aus der Nähe seiner ihm so räthselhaften Feindin, um bei dem Paare am Balcon willkommenere Aufnahme zu finden. Enrichetta wies mit dem Zeigefinger, ohne den Arm vom Polster zu erheben, nachlässig auf den Davongehenden, und sagte zu Temericourt: „Euer Freund gefällt mir nun und nimmermehr, so gewogen ich ihm auch sonst gewesen bin. Er hat ein schlechtes Gewissen."

„Fräulein!" rief Temericourt, es war aber schwer zu unterscheiden, ob sein Erstaunen dem Verdachte, der so bestimmt gegen Foulcon ausgesprochen wurde, oder der unverwarteten Bestätigung eines eigenen oft und mühsam unterdrückten Argwohns galt.

„Ich bleibe fest bei meinem Ausspruche stehen, Herr Ritter. Was der Mann begangen hat, vermag ich nicht zu sagen, doch ist es nichts Ehrliches, was auf seinem Herzen lastet. So geberdet sich nicht üble Laune und nicht Schmerz. Eben weil ich leichtsinnig bin, entdecke ich den fruchtbarsten Feind überall nur allzu rasch: das schlechte Gewissen. Nur mit gutem Gewissen kann man leichtsinnig sein, mit dem schlechten kommt die Sorge; sie reißt dem schönen Schmetterlinge Leichtsinn die Flügel aus, und am Boden krümmt sich der ekle Wurm: Die dumpfe Genußsucht. Temericourt! ganz anders küßt der, welcher sich küssend das Leben verschönern will, als jener, der es im Kusse zu vergessen trachtet. Der Himmel lasse mich ehrlich bleiben, meines lieben Leichtsinnes willen. Er ist mir der

Bürge ewiger Zufriedenheit und unvergänglichen Glückes, da er für alles einen Ersatz gelten läßt. Er ist der beste Schutzengel, er verwehrt mir alle Höhen, darum brauche ich vor keinem Falle zu zittern. Ihr werdet es sehen, es schlägt mir doch noch Alles zum Besten aus. Bräche jetzt ein Lavastrom Alles vernichtend vom Aetna nieder, schlösse mich ein und triebe mich zum Rande des Meeres, ich fände dort gewiß einen Kahn und einen rettenden Freund."

„Und welchen Eurer Freunde hieltet Ihr wohl solcher Anhänglichkeit fähig!" fragte Temericourt, der, wenn auch mit den Ansichten seiner schönen Nachbarin nicht völlig einverstanden, doch an ihren lebenslustigen Reden Gefallen fand.

„Welchen? welchen?" wiederholte die Gefragte, und begann sinnend an den Fingern zu zählen. Den einen knickte sie rasch nieder, bei dem andern ging sie länger und ernsthafter mit sich selbst zu Rathe. Da öffnete sich die untere Thüre des Saales und mit leichter Verbeugung trat ein junger Mann ein.

„Andrea, guter Andrea!" rief Enrichetta, und erhob sich rasch vom Sopha, dem Eingetretenen entgegen zu eilen. Eine freudige Röthe überzog ihr Antlitz, welches sie im Forteilen noch schnell dem Ritter Temericourt mit dem Ausrufe zuwendete: „Der und kein Anderer würde es sein!"

Andrea Foramitti, der so schmeichelhaft Empfangene, war ein mittelgroßer Mann von etwa fünf und zwanzig

Jahren. Sein dunkelgefärbtes Gesicht, um das die schwarzen reingescheitelten und wohlgepflegten Haare schlicht herabhingen, erhielt durch die frischen gutmüthigen Augen eine angenehme Beleuchtung. So nett gehalten und so elegant geschnitten wie sein rabenschwarzer Schnurr- und Stutzbart, waren auch seine Kleider, welche aus einem bequemen Wamse und aus weiten Beinkleidern von feinem grünen Schafwollstoffe, mit kirschrothem Sammt verbrämt, bestanden. Er trug weiße seidene Strümpfe und niedere Schuhe mit silbernen Schnallen. Das Kostbarste an seinem Anzuge waren die schwarzen Straußenfedern seines Hutes und der gestickte Spitzenkragen. An der Seite hing der Stoßdegen mit blauem Stahlgriffe. Ohne daß Andrea etwas Bedientenhaftes in seiner Erscheinung hatte, fühlte sich doch Jeder, der ihn zum Erstenmal sah, versucht, ihn um irgend eine Gefälligkeit oder einen Dienst anzusprechen, so wohlwollend und unselbstständig sah er aus.

„Ei, wo bist Du so lange geblieben, Andrea?" schmollte Enrichetta. Sie nannten sich „Du", da sie verwandt und zusammen aufgewachsen waren. Andrea, dessen freudiges Staunen und Verstummen seinen Empfang als einen ungewohnten verrieth, seufzte und lächelte wehmüthig auf die an ihn gestellte Frage. War es Zufall oder Absicht, daß er hiebei seine Augen durch die Glasthüre auf den mit Sylva und Erbach plaudernden Foulcon heftete? „Du hattest so will-

kommene Gesellschaft, Enrichetta, daß ich mich unmöglich vermißt glauben konnte."

„Doch, doch," sagte Enrichetta, „ich vermißte Dich immer, obwohl ich nicht an Dich dachte."

„An dieser Rede merke ich, daß Du mich mit all' Deinem freundlichen Empfange nur zum Besten hieltest," sagte Andrea, verdrießlich seine Rechte aus des Fräuleins Händen windend. „Wann wirst Du aufhören, mich zu quälen!"

„Ich Dich quälen?" rief Enrichetta, die Hand ihres Freundes von Neuem mit Zärtlichkeit fassend. „Nie wieder werde ich das thun, glaube es mir. Kein unwahres Wort mehr, selbst nicht im Scherze will ich zu Dir sprechen. Da Du so redlich bist, so will ich auch in Zukunft immer aufrichtig mit Dir sein."

„Aufrichtig sagst Du, Enrichetta? Da muß ich wahrscheinlich Sachen vernehmen, die ich am allerwenigsten zu hören verlange."

„Zum Beispiel," versetzte Enrichetta, „daß ich mit Sylva und dem Oheim in wenigen Tagen Dich in der Villa Foramitti besuche."

„Enrichetta, über Dich muß der heilige Geist gekommen sein! Aber so sehr mich Dein Besuch freuen würde, muß ich doch bekennen, daß er mir ungelegen kommt. — Nicht zwei Zimmer sind in gutem Stande, auch im Garten mangelt Ordnung und Bequemlichkeit. Seit acht Jahren, seit meiner Mutter Tode, warst Du nicht bei mir; es hat sich vieles verändert, aller

Luxus ist verschwunden — meine uralten Diener, lauter Erbstücke."

„Vor allem der faule Peppo," unterbrach ihn Enrichetta, „der sich nicht einmal die Mühe nimmt, seinem jungen Herrn die Schleifen an den schönen Knien zierlich zu binden." Mit diesen Worten kniete das Fräulein hastig nieder, und begann dem erstaunten Jünglinge die besprochenen rothseidenen Schleifen aufzulösen, und mit vieler Umständlichkeit und Zierlichkeit neu zu schlingen, wobei sie beständig sprach: „Wenn wir mit unserm Besuche warten wollten; guter Andrea, bis Deinem Hause wieder alles zugewachsen ist, was ihm seit dem Tode Deiner Mutter abgeht, so dürften wir nicht früher kommen, als bis Du geheirathet, reich geheirathet, oder einen Schatz gehoben hast. Laß mich nur erst bei Dir gewesen sein und alles betrachtet haben, so wollen wir das Nöthigste, so es Gottes Wille ist, wohl in Dein Haus schaffen." Hier erhob sie sich vom Boden, und mit dem wohlgefälligsten Blicke auf ihr vollbrachtes Werk hinabschauend, setzte sie hinzu: „Und wenn ich ganz aufrichtig mit Dir rede, Andrea, wird Dir das Herz im Busen aufjauchzen." Da trat Erbach unter die Thüre des Balcons, und rief in den Saal hinein: „Signor Foramitti, tretet doch ein wenig zu uns heraus, Ihr könnt uns eine Gefälligkeit erweisen."

Schon stand Andrea bei dem, der ihn gerufen, sah sich freundlich bei der Hand gefaßt und an das Gitter

des Balcons geführt. Kaum gewann er Zeit seine schöne Base Sylva und den Ritter Foulcon zu begrüßen, die beide aufmerksam in die Richtung hinsahen, in welche nun auch der Graf mit der Rechten hinwies: „Seht Ihr dort südlich von Catania am Strande den schwarzen Punkt?"

„Sehr deutlich und genau," erwiederte Andrea, „ich sehe vollkommen seine Umrisse."

„Ich wußte es ja," sagte Erbach, „Ihr habt die besten Augen von uns Allen. Und wofür haltet Ihr diesen Punkt?"

„Für ein gestrandetes Schiff," war die Antwort des Gefragten.

„Somit bestätigt Ihr meine Meinung," sagte der Graf.

„Interessirt Euch jenes Schiff so sehr," fuhr Andrea fort, „so freut es mich Euch umständlichere Nachricht darüber geben zu können. Es ist ein Korsarenschiff, das der Sturm dieser Nacht auf den Strand geworfen hat, wo es scheiterte. Der Capitän ist ein Tunese, auch ein Theil seiner Leute ist von der Barbaresken-küste, nur drei Calabresen waren dabei. Die Strandung dieses Fahrzeuges ward schnell signalisirt, und schon vor vier Stunden fingen die königlichen Soldaten seine ganze Mannschaft mit Ausnahme eines Einzigen, der entsprungen ist."

„An den lichten Galgen mit dem Gesindel!" warf Foulcon hin.

„Ihr sprecht ein sehr rasches Urtheil, Herr Ritter!" rief Erbach sehr gereizt, obgleich die Uebrigen sich keine vernünftige Ursache dieser Aufregung denken konnten.

„Wie meint Ihr das, Herr Graf?" entgegnete Foulcon, mehr über den Ton als den Inhalt jener Rede stutzend. „Ich sprach von jenen Räubern, jenen Schuften."

„Schuft und Räuber sind zweierlei," sprach Erbach so spitzig wie früher. „Der Dieb ist ein Schuft, Herr Ritter, der Dieb, welcher stiehlt ohne von der Noth dazu gezwungen zu sein, der stiehlt um unnöthige Bedürfnisse zu befriedigen, oder der sich die nothwendigen doch durch Arbeit verdienen könnte. Aber laßt Euch nur einmal, sei's so oder so gekommen, von der menschlichen Gesellschaft über Bord geworfen sein, und sehet zu, ob Ihr dann nicht den nächsten Besten an der Kehle packen werdet, um nicht zu ertrinken!"

„Wie könnt Ihr zu solchen Beispielen mich in den Mund nehmen?" unterbrach Foulcon den Redner, aber minder heftig, als man nach den unpassenden Reden Erbach's mit Grund hätte erwarten können, und die ängstlichen Furchen auf Wangen und Stirne schnitten sich tiefer in sein bleiches Gesicht.

„Niemand kann wissen, auf welcher Stufe er endet, ob auf dem schwarzen Gerüste des Henkers, auf der sonnigen Landstraße, oder in den Armen einer in Schmerzen aufgelösten Gattin. Nur nicht im einsamen dumpfen Kerker!" Bei diesen Worten Erbach's überkam dessen

Miene ein Ausdruck des schmerzhaftesten Abscheues, den Foulcon's Antlitz zum Erstaunen der verstummten Zuhörer (auch Temericourt und Enrichetta waren, durch die heftigen Worte veranlaßt, näher getreten) wie ein getreuer Spiegel wiedergab.

„Den Kerker dem feigen Dieb," fuhr Erbach fort, „der im Winkel ängstlich Dietriche feilt, um die Schürze seiner erbärmlichen Buhldirne mit Goldstücken vollzuschütten, um sich in welschen Hahnen und Falerner satt zu schlemmen. Ihm den Kerker — dem armen Räuber eine Kugel durch das wunde Herz."

Während aber Erbach noch im Begriffe war, den letzten mit einer Beimischung von sentimentaler Wehmuth gesprochenen Satz seiner Rede zu vollenden, fuhr Foulcon wie vom Blitze berührt zusammen, warf einen durchdringenden Blick in Erbach's Augen, und über seine bebenden Lippen kam es tonlos und eher einem unwillkürlich laut gewordenen Gedanken, als einer beabsichtigten Rede gleich: „Ich will bald Gewißheit darüber haben." Hierauf wendete er sich rasch und verließ ohne Gruß den Balcon und den Saal. Enrichetta warf sich wie verzweifelt in's Sopha, hob die Arme empor und rief mit herzzerschneidendem Ausdrucke: „Wie soll ich diese Schande je von meinen Armen herunter baden!"

Andrea stand neben ihr und verstand keine Silbe von dem ganzen Vorgange; Temericourt, welcher den Schlüssel dazu gehabt hätte, war mit den Gedanken,

die sein Inneres durchwühlten, zu sehr beschäftigt und maß, theilnahmlos für seine Umgebung mit hastigen Schritten den bunten Marmorboden des Saales. Am bedauernswürdigsten war Sylva. Sie betrachtete unverwandt den Grafen Erbach, und in ihren Augen lag der Ausdruck des nagenden Schmerzes, zum erstenmale an dem irre geworden zu sein, der ihr so lange Licht- und Leitstern war. Denn Erbach, der, als Foulcon ging, eine Bewegung gemacht hatte, als wolle er ihn zurückhalten oder ihm folgen, stand nun, eine Hand auf die Balustrade gestützt, regungslos und in sich selbst versunken, während er seine scheuen Blicke auf den Urwald heftete, der selten beschritten die Höhen des Aetna, ewige Nacht unter riesigen Zweigen bergend, bedeckte. So unbesonnen übermüthig, ja tollkühn er noch vor Kurzem jenen unerklärlichen Ausfall gegen Foulcon gewagt hatte, den dieser ebenso seltsam aufnahm, ebenso verzagt erschien der Graf jetzt Sylva's Augen, ja sie meinte ein leises Zittern seiner Hände zu bemerken. Alle jene sichere und selbstbewußte Kraft, die ihn so zu ihrem Herzen empor gehoben, war in diesem Augenblick spurlos verschwunden. Mit gebeugtem Nacken schien er sein rathloses Haupt einem unvermeidlichen Streiche Preis zu geben. Da faßte ihn die Dame, heftiger vorwärts schreitend, wie nach schneller Selbstüberwindung an der Achsel, und rief: „Erbach!" Wie aus einem Traume fuhr der Angeredete empor, dunkle Röthe — war es Verlegenheit, war es Scham? — überlief

ihm Hals und Antlitz. Er erzwang ein schlecht gerathenes Lächeln, und nachdem er mühsam seine gewöhnliche Haltung wieder gewonnen hatte, warf er sich in den Lehnstuhl, den er früher eingenommen, zurück, und nöthigte Sylva an seine Seite. Ihre Hand, die er ergriff, blieb nur zögernd in der seinen, doch sprach er, als ob er dies nicht bemerke, mit gebrochener Stimme: „So sind wir Deutschen. Wir verfolgen tollkühn ein fantastisches Hirngespinnst wegen eines Körnchens Wirklichkeit, und vernachlässigen darüber das vollendete Glück, das freundlich neben uns harrt, genossen zu werden."

Bei Sylva verfing aber diese klug ausgedachte Rede nicht, und sie erwiederte mit vielem Ernste:

„Mein Graf — Ihr seid mir sehr räthselhaft!"

„Räthselhaft?" wiederholte dieser, in ihre schönen Augen einen jener Blicke sendend, durch welche die Liebe die weitläufigsten Mißverständnisse augenblicklich zu lösen im Stande ist. Aber er traf in Sylva's Augen so starren stolzen Zweifel, daß er von Neuem gereizt sich rasch erhob:

„Ihr werdet bald über mich im Klaren sein, mein edles Fräulein. Bis dahin vergebt mir, daß Euch mein unkluges Benehmen einen schönen Morgen verdarb, der Euch fröhlich enden möge."

Damit entfernte er sich, nachdem er sich höflich verbeugt hatte.

Unter diesen verdüsternden Begebenheiten war der Himmel ganz heiter geworden, und die Sonne schien

klar und heiß. Ein Page trat auf den Balcon, und spannte ein seidenes Zelt über Sylva aus, die schönen Züge der Herrin schonend zu beschatten. Die tiefsten Schatten aber lagerten sich auf ihr Herz und bedrohten es mit kalter Nacht.

4.

Werden je sich feinde Töne
Fügen im verbundnen Klange?
Ich mit meinem düstern Drange,
Du in deiner Jugendschöne?

Platen.

Am Abend desselben Tages war es im Garten der Villa Falconara recht stille; kein Gespräch, kein Gelächter, keine fröhlichen Gruppen, die bisher nie gefehlt hatten, wenn die Sonne ihre letzten Pfeile verschoß. Die Singvögel waren ihres Ungestörtseins recht froh, und jubelten aus voller Kehle, die Springbrunnen mischten ihr lauteres Geplätscher in's Laubgebraus, die Fasanen spazierten mitten in den Gängen, und die bunten Enten stiegen über den Marmorrand der Teiche herab, und begaben sich in die Rosenhecken, um die Regenwürmer und die schillernden Eidechsen zu erhaschen.

Foulcon war fortgeritten, Temericourt saß in seinem Gemache und schrieb einen langen Brief, den er mit vieler Besonnenheit, jeden Ausdruck wohl erwägend, zu Stande brachte. Enrichetta saß in der Bibliothek

auf einem Divan neben dem alten Marchese, der froh war, seine muthwillige Nichte endlich einmal so lange und mit so vernünftigen Reden ruhig neben sich weilen zu sehen, denn sie sprach von nichts Geringerem als vom Heirathen. Sie sei Willens, sagte sie, Andrea die Hand zu reichen, theils um diesem in seinen Vermögensumständen so sehr zurückgekommenen Zweig ihrer alten Familie aufzuhelfen, theils um dem guten Knaben, wie sie sich ausdrückte, seine treue Liebe und Anhänglichkeit endlich einmal zu lohnen.

„Du hast Geld, Güter und freien Willen genug, Deine Pläne zu verwirklichen," erwiederte ihr der stolze Marchese, dem der Glanz seiner Familie, selbst in den entferntesten Seitenlinien höher als Alles galt.

„Nur darf diese Angelegenheit nicht für geordnet gelten," unterbrach ihn Enrichetta, „bevor ich nicht in der Villa Foramitti gewesen, und mir den Schauplatz noch einmal wohl betrachtet habe, auf dem ich künftig meine Lebensrolle abspielen soll."

„Da haben wir die Laune wieder," sagte Falconara, ängstlich hin und wieder rückend, „kaum daß sie mir eine wackere Freude in Aussicht gestellt, rüttelt sie schon wieder an den Grundfesten derselben. Du warst seit langen Jahren nicht in Andreas' Hause, der arme Schelm war genöthigt sich einzuschränken, manchen Luxus abkommen zu lassen, jeden Fleck Erde zu benutzen — er war ja zu stolz, eine Unterstützung von mir zu nehmen."

„Das thut Alles nichts," meinte die junge Dame; „Sorge macht klug, und lehrt die Genüsse schätzen. Wenn Andrea nur kein Bauer oder kein Oel- und Gemüsekrämer geworden und ritterlichen Sinnes ist, so will ich mir schon wieder Alles drüben auf schönen Fuß stellen. Onkel, wann reiten wir hinüber?" — Es ward ein naher Tag zu diesem Besuche bestimmt.

Während dieses in der Bibliothek vorging, trat unten aus einer Seitenthüre des Schlosses eine hohe Frauengestalt hastig, wie man ist, wenn man den Sorgen und unangenehmen Gedanken, die uns im einsamen Zimmer quälen, dadurch entfliehen will, daß man das Freie sucht. Sylva, sie war es, schlug den Weg in einen Laubgang ein. Als hoffe sie mit jeder Aenderung ihrer Richtung ihren quälenden Gedanken zu entrinnen, war ihr jeder Seitenweg willkommen. Sie beschrieb den krausesten Zickzack, wie der Neger, der vor dem Alligator flüchtet. Nur warf sie bei jeder Zögerung der Schritte immer einen Blick zwischen die grünen Wände, denen sie sich vertrauen wollte, als ob sie jemanden suche oder meide; plötzlich bog sie wieder um eine Ecke, und blieb mit einem lauten Ah! stehen. Dicht vor ihr lehnte Erbach am Postamente einer Blumenvase, und schrieb mit der Bleifeder auf ein Blatt Papier. Ueberrascht sah er sich um, und schob das Blatt schnell in seinen Leibrock.

„Mein Fräulein!"

„Herr Graf!"

„Sylva!"

„Erbach!"

„Was ist zwischen uns getreten, daß wir vor einander erschrecken!?"

„Ich will es Euch anvertrauen, mein Freund," entgegnete Sylva dem Frager, und lehnte sich ihm gegenüber, doch wählte sie die Stellung weniger aus Vertraulichkeit, als um eine Stütze während ihrer nachfolgenden Rede zu haben, die sich mit Gewalt aus der Tiefe ihres blutenden Herzens losriß.

„Wenn ich die auffallende Befangenheit, die sich Eurer nach dem heutigen Streite mit dem Ritter Foulcon bemächtigte, als die erste Kluft nenne, die sich zwischen meinem und Eurem Herzen aufthat, so glaubt darum nicht, daß ich ihr eine allzugroße Bedeutung einräume. Ich weiß es recht gut, oft überfällt uns ein niederschlagender oder beunruhigender Gedanke ohne alle übereinstimmende Anregung; oft wird er durch seinen Gegensatz hervorgerufen, oft kommt er uns angeflogen, wie im Walde ein Schatten über uns hinläuft, ohne daß wir einen Gegenstand sich bewegen sehen, von dem er herrühren könnte. Eben so drängt es mich seit heute Morgen, nachdem Ihr so lange Wochen in unserm Hause unbekümmertste Freundschaft genossen habt, Euch um Euere früheren Lebensverhältnisse, Eure Familiengeschichte, Euer Glaubensbekenntniß, und um alle jene Dinge zu fragen, deren man sich von einem Menschen versichern will, dem man geneigt

ist, unbedingtes Vertrauen zu schenken. Aber nein, ich würde Euch belügen, nicht unbewußt kommt mir dieser Drang, ich kenne seinen Grund! Gewiß ist es Euch schon aufgefallen, daß wir Euch so ohne alle Frage hinnahmen, wie Ihr Euch uns gabt. Erbach, Ihr dürft mir's glauben, es war mir die höchste Genugthuung, Euch so verschieden von jedem Andern, der hätte kommen können, zu behandeln; es war mir lieb um Euer selbst willen — und — darum hatte ich Euch lieb. Die Ruhe, Gemessenheit und Sicherheit Eurer Erscheinung, diese Leidenschaftslosigkeit, dieses in sich selbst Abgeschlossene und Bestimmte war mir die Bürgschaft eines unverwundeten Lebens, dessen Kraft, da es sich selbst so gestalten und wahren konnte, ich unbedenklich mich und Alles um mich her anvertraute. Als Euch aber heute Morgen, ich weiß nicht was erschütterte, daß Ihr scheu und zaghaft bis in die letzten Tiefen Eurer Seele sichtlich erbebtet, da fiel es verwundend in mein Herz, daß ich diesen Augenblick mit Eurem früheren Benehmen in keinerlei erklärenden Zusammenhang bringen konnte. Ich erschrak wie eine, die stundenlang auf einem hölzernen Altane, welcher an einer Felsenwand über einen Abgrund hinausgebaut ist, stehend sich sorglos der herrlichsten Aussicht erfreut, aber mit einemmale gewahr wird, daß die Stützen ihres Standpunktes durchgefault sind. Rasch zieht sie den Fuß zurück und wird jene Stelle nicht wieder betreten. Daß Ihr das furchtbare Geheim-

niß in Eurem Innern, welches heute so zerstörend Euer festes Aeußere durchdrang, so lange für Euere Umgebung gänzlich unwahrnehmbar machen konntet, beweist mir, daß Ihr einen hohen Grad von Verstellung oder von Gleichgültigkeit, von innerer Unempfindlichkeit besitzt, Eigenschaften, die jedes Vertrauen gefährlich machen. Vertraut mir daher jetzt, was Ihr mir bisher so kalt oder so schlau verborgen habt; gefällt es Euch nicht, der Wahrheit ihre Steuer zu entrichten, so verargt es der Jungfrau nicht, wenn sie ihren Fuß auf immer von der Stelle zurückzieht, auf der sie unbesonnen nur zu lange — ach! und in die herrlichste Aussicht versunken, geweilt hat."

Erbach konnte vor dem Lichte ihrer Reden und ihres Auges nicht bestehen, er hatte das Antlitz mit den Händen bedeckt. Wieder weggehaucht von seiner Erscheinung waren jene Merkmale von Kraft und Seelengesundheit, die Sylva eben mit jenem Feuer treffend geschildert hatte, mit dem man von der Verwüstung des Gartens berichtet, in dessen stillen, einst so wohlgehaltenen Kies- und Laubgängen das heilige Geheimniß unserer Liebe erblühte.

„Sylva!" rief er, — „ich lieferte mich gerne aus, wenn Euer Herz — Eure Hände — o Gott! meine Richter wären!!"

„Meine Hände," — wiederholte Sylva, — „geht, geht, und verschont mich mit Euren Räthseln. Ich sehe, Ihr wollt nicht aufrichtig sein, — ich aber will

Euch offen sagen, was ich von Euch denke. Euch fesseln ältere Bande —!"

„Aeltere Bande!" schrie Erbach herzzerschneidend auf, „ältere Bande — ja das ist's — ältere Bande, in denen ich meine Faust balle, die ich verfluche!"

„Nicht dieses! um Gotteswillen nicht!" unterbrach den Verzweifelten das Fräulein, „kein arges Wort gegen ein Herz, das Euch liebt. Seht — ich habe Euch durchschaut! Nichts straft sich so von Innen heraus, wie die Untreue. Ich sah es heute Morgen in Eurem vernichteten Gesichte; nichts kann so die Seele zermalmen, als das Bewußtsein ungetreu zu sein, abgefallen zu sein von dem Guten."

„Und ich bin abgefallen wie ein Apfel mit rothen Wangen, —" stöhnte Erbach, „o, Ihr wißt nicht, mit wie vielen Dolchen Ihr in meinem Busen wühlt!"

„Reiset um Gotteswillen in dieser Stunde," drängte Sylva, „ich will Euch nur liebende Gedanken und Segen nachsenden —; reis't zu den Euren!"

„Zu den Meinen!!"

„Zu Eurer Gattin, Eurer Braut!"

„Ich habe keine Gattin, keine Braut! O Gott, wie tief bin ich gesunken!" knirschte Erbach, sich die geballte Faust vor die Stirne schlagend, — „Untreue in der Liebe ist die größte Sünde, die dieser Engel kennt. Wo nähme ich noch den Muth her, mich Dir zu offenbaren? Wo hört der Mensch auf und wo fängt der Teufel an, wo? wo? — Sprecht es aus ihr aber-

tausend grünen ewig zischelnden Zungen, singe es, du immer laute Nachtigall."

„Ihr müßt Euch mir nicht offenbaren," sagte Sylva zitternd, denn diese Scene rieb allmälig ihre Kraft auf, das Mitleid trat näher, und die im Grunde des Herzens auf den Ausgang lauschende Liebe.

„Ich muß und kann und darf es nicht," versetzte Erbach, mit aller Mühe festeren Ton und festere Haltung erringend, „aber verlassen muß ich Euch in dieser Stunde. Entweder komme ich wieder, dann müßt Ihr zu mir niedersteigen aus Eurer reinen Höhe — oder ich komme nicht wieder; dann denkt, ich habe nach großem Verluste — wohl mir, ich fühle es — das Beste wieder gewonnen!"

Nach diesen Worten näherte er seinen Mund rasch Sylva's Lippen, eben so rasch wendete er sich wieder ab und verließ den Laubgang.

„Keine Gattin, keine Braut —" lispelte Sylva. Ihr Geist war in den Abgrund des Unheils und der Sünde, so tief er ihn kannte, niedergetaucht, getröstet und hoffnungsvoll erhob er sich nun wieder in lichtere Räume.

5.

Horch, wie sie preisen die Waare mit lautem Ruf!
Käuflich alles.
Platen.

Gianoccio Marliani's Kaffeehaus zu Catania wurde von der besseren Classe der Stadtbewohner in der Regel nicht besucht; türkische und griechische Kaufleute waren seine gewöhnlichen Gäste, auch Steuerleute und Matrosen der im Hafen liegenden Schiffe, welche den Rest ihrer durchschwärmten Nächte hier bei einem Glase Rum zu verlärmen, und trunken und endlich schlafend unter dem offenen Zeltdache im erfrischenden Seewinde den Morgen zu erwarten pflegten.

Der dicke Kaffeewirth sah diese Gäste nicht ungern, da sie viel Geld vertranken, und ihm dafür wenig Mühe machten. An den wöchentlichen Markttagen aber sah Marliani die feinsten Herren aus der Stadt und Umgegend bei sich frühstücken. Schon mit früheſtem Morgen fanden sich diese vornehmen Gäste bei ihm ein. Ihnen schloß er den, in den übrigen Tagen so sorgfältig geschonten Salon im oberen Stockwerke auf, rückte ihnen Tische und Stühle auf den Balcon, von dem man den ganzen Hafen übersehen konnte, ordnete auch schon vor Tagesanbruch dieses und jenes in dem netten Garten hinter dem Hause, zu dem man über eine freie Treppe niederstieg, und in welchem sich um einen lustigen Springbrunnen in steinernen Vasen seltene Blumen, vielver-

schlungene mit buntem Sand bestreute Wege und schattige Laubgänge reihten. An solchen Tagen hatten Marliani und seine gelbe Schwester nicht Beine genug, über die Treppe auf und ab zu eilen, nicht Ohren genug zu hören, nicht Zungen genug zu beschwichtigen, nicht Hände genug zu bedienen.

Und was brachte gerade an den Markttagen einen solchen Schwarm von Gästen in Gianoccio's Haus? Dieses Räthsel ist leicht gelöst. Vor dem Kaffeehause war der Fisch- und Obstmarkt. Da saßen in langen Reihen die Fischermädchen von Jaci d' Aquila und aus den anmuthigen Häuschen, die zwischen trocknenden Netzen, uralten einzelnen Pinien und wehenden Reben südlich von der Stadt bis zum Capo St. Croce sich erstrecken. In flachen Binsenkörbchen hielten sie auf den Knieen die bunten Fische zum Verkaufe bereit, während ihre männlichen Begleiter mit kleinen Netzen über den Schultern dann und wann vom Kahne, der am Strande lag, herkamen, um die aufgekauften Vorräthe zu ergänzen. Hinter diesen Fischerdirnen thürmten sich Haufen grünen Gemüses, immer frisches wurde von den zweiräderigen Karren abgeladen, während die Gärtnermädchen aus der Nachbarschaft von Catania ihre behenden Esel herzutrieben und anhielten, auf deren Rücken sie blühend zwischen Körben herrlich gereiften Obstes saßen. Man sah es schon an den Kleidern der Gärtnerinnen, daß ihr Geschäft gewinnbringender sein müsse, als das der armen von Wind und Wogen

abhängigen Fischerinnen; denn während diese in schafwollenen Röckchen auf bloßer Erde sitzend, die mit Sandalen bekleideten Füße an sich gezogen, durch die Fülle ihrer Glieder und das lebhafte Mienenspiel ihrer allerliebsten braunen Gesichter den Mangel an anderer weiblicher Zierde vergessen machen mußten, hoben jene die vollen Formen ihres Oberleibes durch ein offenes Jäckchen von buntem Seidenzeuge, das mit goldenen Börtchen und Knöpfen reich besetzt war. Dazu kam ein weiter weißer Rock von feinem Linnen, weißseidene Strümpfe und gleiche, öfter auch blaßblaue oder rosenfarbene Schuhe von demselben Stoffe. So saßen die reizenden Priesterinnen Pomona's zwischen den bauchigen Körben, aus denen Pfirsiche, Granatäpfel, Melonen und Trauben in der üppigsten Farbenpracht hervorleuchteten. Sie schienen stolz auf die Schönheit dieser mannigfaltigen selbstgezogenen Früchte, an deren Gedeihen sie unter diesem fast tropischen Himmelsstriche eigentlich ganz unschuldig waren. Wie, oder entsprang dieser übermüthig flammende Blick aus dem bewußten Besitze so vieler frischer Reize, deren Werth die jungen Reiterinnen nur allzugut zu kennen schienen? Gleichviel! Sie hingen so allerliebst im Sattel, als es sich ein Maler nur ersinnen kann. So lange Mägde und geringes Volk zu kaufen herantraten, mußte der sonnenverbrannte Knabe, der den Esel zur Stadt getrieben hatte, den Verschleiß besorgen; seine Herrin trällerte indessen ein Liedchen, oder langte aus dem eigenen Vorrathe einen

saftigen Pfirsich, in dessen rosenrothes Fleisch sie die Elfenbeinzähne grub, während sie die Augen zum Balcon des Kaffeehauses aufschlug, wo die vielen feinen Herren saßen, die brennenden Augen, die einer kühlenden Erfrischung nicht minder bedürftig schienen, als die heißen naschenden Purpurlippen. Um solcher Blicke willen schienen nun die Herren vor Allen bei Marliani zu frühstücken. Da wimmelte es von Offizieren, Wechslern, Abbaten, Landedelleuten, königlichen Beamten, jungen Advokaten, und an dem Morgen, von dem ich da erzähle, vermehrte noch der rothe weißbekreuzte Waffenrock der Malteser das Bunte des Gewühles.

Eine Anzahl dieser jungen Ritter, die aus den Villen ihrer Gastfreunde hereingekommen waren, um sich an dem Anblick des jungen ländlichen Mädchenkranzes zu erfreuen, dessen einzelne Blüthen ihnen schon recht gut bekannt waren, war ganz vorne am Balcon um einen Tisch versammelt. Einige von ihnen spielten, andere setzten gelegentlich ein paar Goldstücke auf die Karte, öfter und länger aber hafteten ihre Augen auf den bunten Flossen und Früchten, oder besser auf den hübschen Sicilianerinnen. Die Damen der Stadt und Umgegend hatten sich einstweilen eingefunden, ihre Einkäufe zu machen; vornehmere blassere Gesichter, verschwiegenere und beherrschtere Lippen, lange sittsame seidene Wimpern — ach! über derselben Glut, wie bei den Marktmädchen. Auch von dieser bevorzugten Classe blieb der Balcon nicht unbeachtet, theils aus Eifersucht,

theils aus Neigung. Ein Blick aus unschuldigen Malteseraugen, der zwischen die vornehmen Käuferinnen und die geringeren Verkäuferinnen hereinschlug, verwirrte oft beide, beide kramten mit beiden Händen in den Früchten, bei denen ihre Gedanken nicht waren, nicht einmal ihre Augen, denn das Landmädchen hatte die ihren nicht allzusittsamen gegen einen herabblickenden Ordensmann aufgeschlagen, während die vorsichtige Dame mit unruhigem Busen und geneigtem Haupte seitwärts durch ihre niederwallenden Locken hinaufsah. So war es möglich, daß der Page die herrlichsten Apfelsinen mauste und speiste, ohne alle Gefährde.

In dem Gewühle der Marktplatzes finden wir auch Foulcon, der auf das Kaffeehaus zuschreitet. Als er vor ein paar Tagen auf so befremdende Weise ohne Abschied aus der Villa Falconara fortgeeilt war, hatte er die Absicht, sich nach Catania zu begeben, und da bei seinen lustigen Kameraden seinen Wohnsitz aufzuschlagen; aber seine räthselhafte Unruhe hatte diesen Entschluß nicht zur That reifen lassen. Er hatte sein Roß gegen das Gebirge gewendet, war bis St. Fillippo D'Argirona gekommen, Tags darauf aber auf der Rhede von Augusta gesehen worden, wo er mit einem Schiffer unterhandelte, der ihn nach Reggio hätte fahren sollen.

Jetzt war er wieder in Catania, und schritt anscheinend recht wohlgemuth dem lauten Kaffeehause zu. Von ferne schon erquickte ihn der Anblick seiner fröh-

lichen Kameraden; mit Lächeln bemerkte er die offenen und verschleierten Koketterien der gemeinen und vornehmen Frauenzimmer, an denen er vorbeischritt. „Das ist ein glühendes Winden, Sehnen und Trachten," sagte er bei sich selbst, „nach den hübschen Ordensjungen, die das abgeschworne Gelübde der Ehelosigkeit nur noch interessanter macht. Mir und meinen Kameraden geht es auch nicht besser als anderen verbotenen Früchten. Von denen im Paradiese wußte schon Eva im Zustande der Unschuld, daß sie da sind, um genossen zu werden." Als er durch das Erdgeschoß in den Garten getreten war, fand er den jungen Ritter de Puis, der bemüht war, eine schwarzäugige Melonenpflegerin vom Ufer des Giaretto zu bewegen, mit ihm im Garten zu frühstücken. De Puis wendete Alles an, das Mädchen in die Richtung seines Willens zu beugen, eben so zierliche als kecke Worte, das Schmeicheln des um die Hüfte geschlungenen Armes, und alles was sonst seine Wirkung selten verfehlt. Foulcon ging unbeachtet an dem Paare vorüber, mit festem Blicke trat er auf den Balcon. Als sich ihm aber ein Dutzend Hände freundlich entgegen streckten, färbte auffallende Freudenröthe sein Antlitz und ehe er noch den mannigfaltigen Grüßen und Fragen geantwortet hatte, bestellte er bei dem heranschlürfenden Wirthe eine Flasche vom besten Weine, „oder zwei, oder drei" wie er lächelnd hinzusetzte.

„Haben sie Dich einmal aus dem Venusberge losgelassen?" lachte Ritter Revel, ein Deutscher.

„Und wo bleibt Temericourt?" fragte Ritter Villebride.

„Der schmachtet unerhört nach wie vor in alten Banden," entgegnete Foulcon. „Mich aber trieb's aus all' den weiblichen Wetterlaunen, einmal eine ungezwungene Stunde mit meinen immer heiteren Brüdern zu verleben."

„Setzt auf meine Karte," sagte Villebride. Foulcon warf ein Goldstück hin, mit den Worten:

„Wagen gewinnt!" Es wurde abgezogen: er verlor. Verlierend spielte er lustig weiter.

„Unglück im Spiel, Glück in der Liebe!" bemerkte Villebride.

„Trifft nicht zu," entgegnete Foulcon und warf dabei hastig einen Blick in das Marktgewimmel hinab.

„Aufrichtig," sagte Revel, „nimmt es mich Wunder, daß Du Villa Falconara, von der Du sonst so viel geschwärmt hast, so schnell verlassen konntest?"

„Conträre Constellationen, Revel, Du darfst mir's glauben!"

„Ei, die schreckten Dich sonst so wenig. Es hätte kaum ein Anderer von uns die Mühe aufgewendet, mit der Du die Bollwerke zu durchbrechen wußtest, die das Fräulein Castellovo vor ihr Herz schob; abgesehen davon, daß wenige von uns über die Summen zu verfügen gehabt hätten, mit denen Du dieses eben nicht zu frische Ei kauftest."

„Du schwäbischer Raufbold," sagte der Comthur d'Asaly, der Commandant der Caravane, indem er

Revel auf die Schulter schlug, „kannst Du die alte Händelsucht und die alte Eifersucht nicht lassen!" Ein allgemeines Gelächter folgte dem launigen Verweise, als aber d'Asaly bemerkte, daß sich die Stirne Foulcon's bedenklich furchte, und eine rasche Röthe sein Antlitz überzog, sagte er mit Machtbewußtsein in Geberde und Stimme: „Ihr Herren, wer Dolch oder Degen entblößt, wird eingeschifft."

Hierauf nahm er am Spieltische Platz, Foulcon fest in's Auge fassend. Die anfangs zornig gerunzelte Stirne des letzteren hatte schon wieder jenen ängstlichen Ausdruck angenommen, den wir schon länger an ihm kennen. Die fliegende Röthe wich einer eben so hastigen Blässe; er goß ein Glas Wein hinab, während seine Rechte die schwere Goldbörse am Wehrgehänge suchte, wie ein Reisender des Nachts, wenn es im Busche rauscht, nach der Pistolenhalfter greift.

„Revel, was ist das für eine Castelnovo?" fragte Ritter Josberto, ein Neuling im Orden, den Deutschen leise.

„Ihres Vaters Schloß liegt südlich von Vittoriosa an der Küste gegen Afrika, auf einer weißen Kalkwand, die wenige Aloen nährt;" lautete die zugelispelte Antwort. „Ihr Frühling ist vorüber, Putz und Stolz halten sie noch oben, und die Erinnerungen an berühmte Vorgänger, die ihren Lippen historisch-romantischen Reiz verliehen. Vor wenigen Monaten ward ihr ganzes Schloß auf's Prächtigste renovirt, ein Schiff voll Möbel

und Tapeten kam von Marseille. Seither liegt Foulcon täglich drüben, das fällt auf."

„Signor Foramitti! Signor Andrea! Daher zu mir! seht doch meine lustigen Fischlein!" Foulcon wendete sich bei dem Klange dieses ihm aus begreiflichen Gründen unangenehmen Namens, und sah hinab.

Andrea musterte auf dem Markte die ausgelegten Fische, ein Knabe lief mit einem leeren Korbe hinter ihm her. Andrea trug die kleidsame Tracht, in der wir ihn in der Villa Falconara getroffen hatten, nur hatte er einen kurzen braunen Mantel darüber geworfen. Viele von den Fischermädchen hielten ihm ihre Körbchen entgegen; man sah es in ihren freundlichen Mienen, daß es ihnen Vergnügen machte, den jungen Edelmann anzusprechen, der vom Volke nicht nur seines uralten Familiennamens wegen, sondern auch von Allen darum hochgeachtet war, weil er in seinem Thun und Lassen so viel Sinn und Neigung für den Stand und die Beschäftigung des Landmannes verrieth. Da saß manche hübsche Fischerin, mit der er im schwankenden Boote weit von der Küste gegen die aufgeregten Wogen gekämpft hatte. Auch die Männer, die sonst den Junkern nicht gar hold waren, schoben vor Andrea die rothe Mütze freundlich grüßend aus der Stirne. Andrea blieb nach keiner Seite eine Antwort schuldig.

„Ah! Die sind zu klein, das sind eben nur Fischchen, die sind zu lange gefangen; was fällt Dir ein, Mar-

gheritta, so gemeines Zeug, — guten Tag, Giovanni — nein, nein, Nicoletta, für meinen Gaumen wäre dieß Stück gut genug, aber — aber —"

„Ei, so seht daher," rief Nicoletta, und hob ihren Handkorb in die Höhe, in der eine prächtige Makrele zappelte — „die ist wohl gut genug, selbst für Euere Braut, die der heilige Anton von Padua segnen möge."

Es war auch ein Prachtfisch. Andrea hatte ihn schnell gekauft und seinem Knaben in den Korb geworfen, aber das Thier schnellte sich auf den Boden heraus. Andrea fing den Flüchtling, hielt ihn unterm Arm, und lief, während der Fischschwanz unterm Mantel hervorsah, spornstreichs dorthin, wo er sein Maulthier hatte stehen lassen. Ein großer Bauernbursche, an den er in der Eile anstieß und der sich rasch umsah, hemmte seine Schritte, und löste seine Zunge; denn trotz der Verkleidung und eines falschen Backenbartes erkannte Andrea den Grafen Erbach. „Nu, thut nicht so fremd, Ihr seid's, Graf — doch seid ohne Sorgen — ich schwatze nicht aus der Schule, und halte Euch auch nicht auf. Es treibe Jeder sein Boot und werfe Jeder seine Netze, wo er guten Fang hofft. Ich hab' mein Fischchen, ich hab' mein Fischchen! Enrichetta!" Dabei schnalzte er so lüstern mit der Zunge, daß es kaum zweifelhaft war, wem von den Beiden, der Makrele oder dem Fräulein die Vorfreude galt. „Meine Hand darauf, Graf, ein Wort ein Mann; von mir erfährt sie nicht eine Silbe."

Mißmuthig, wie es schien, über das Zusammentreffen, reichte Erbach seine Hand her, und wandte dem freundlichen Andrea den Rücken, um so rascher, da ein Jude, an den gelben Aermeln und der gelben Hutschleife, den Abzeichen seines Standes, kennbar, ihm von Ferne winkte. Alsbald trat Erbach zu ihm und beide befanden sich im eifrigsten Gespräche, welches der Jude mit vieler Hast und Ungeduld, Erbach mit verdrießlicher Strenge führte. Unterdessen ritt Andrea fröhlich aus der Stadt. Aber ein unseliger Streit, den seine unschuldige Anwesenheit angefacht hatte, entbrannte auf Marliani's Balcone. Foulcon hatte den Fischeinkauf seines beglückten Nebenbuhlers mit angesehen und laut mit hämischen Bemerkungen begleitet. Ritter Revel, dem es gelungen war, während Comthur d'Asaly ins Spiel vertieft saß, sich wieder händelsüchtig an Foulcon's Seite zu drängen, erwiderte dessen Ausfälle nur mit der Bemerkung, Foramitti sei ein braver Edelmann, und er fände es anmaßend, die unschuldigen Launen eines Cavaliers zu bespötteln, wenn man seinen eigenen Gelüsten so große und zweideutige Opfer zu bringen gewohnt sei.

„Zweideutige? wie meinst Du das," schäumte Foulcon.

„Lege das Wort nach Deiner Sprachkenntniß aus," höhnte der Deutsche; „ich sage Dir noch, Du hast ein faules Ei gekauft, ich weiß nicht mit wessen Gelde."

„Isabella Castellovo, schmähst Du, Du?! der so oft auf den Knien vor ihr lag!"

„Laß Dein Augenrollen, Foulcon, ich fürchte es längst nicht mehr. In Dir ist nicht mehr der alte Muth; Dein Schwert ist vom Rost angefressen, wie Dein Ruf, und der Isabellens. Ich bring' es an den Tag."

„Mögst Du daran verderben," knirschte Foulcon, der seine verzweifelnde Wuth kaum zurückzuhalten, seine Stimme kaum in der Dämpfung zu erhalten im Stande war, in der das ganze Gespräch, um den Nachbarn und vor Allem dem Comthur nicht aufzufallen, gehalten werden mußte. Mit einem vielsagenden Blick auf Revel, griff er an sein Degengefäß, ein Gleiches that mit dem Haupte nickend Revel, und die beiden Feinde gingen aus einander und verloren sich leise vom Balcon. Niemand bemerkte ihre Abwesenheit, bis Marliani schreiend unter die fröhliche Gesellschaft stürzte: „Mord und Todschlag in meinem Garten, zu Hilfe, zu Hilfe!" Der Comthur warf einen Blick in die Versammlung, sein scharfes Auge bemerkte schnell, daß die Beiden fehlten, die er sich vorgenommen hatte so wohl zu beobachten. Zornig warf er die Karten auf den Boden, und mit dem Ausrufe: „Unseliges Spiel!" stürzte er vom Balcon, die Ritter folgten ihm alle. Im Garten Mädchen, die mit verwirrten Locken, vom Degengeklirre aufgejagt, kreischend entflohen; im Hintergrunde am offenen Gitterthor, das in's Freie führte, Revel und Foulcon im hitzigsten Kampfe. Offenbar hatten sie die Absicht gehabt, außerhalb des Gartens eine entferntere Stelle zu suchen, um ihre Degen zu

messen, aber mit bösen Worten neben einander hergehend, hatten sich die Gegner so erhitzt, daß der Busen die blutige Leidenschaft nicht mehr länger zu verschließen vermochte, und der offene Kampf auf der Stelle losbrach. D'Asaly schrie von weitem: — „Im Namen des Großmeisters — haltet ein!" Revel senkte vor diesen Worten den Degen, Foulcon aber, der in unbeschreiblicher Wuth nur Aug' und Ohr für seinen Gegner hatte, von dem er sich so tief durchschaut wußte, stieß seinen Degen dem Deutschen mit den Worten durch die Brust: „Jetzt bring' es an den Tag!"

Revel stürzte zusammen, das Blut schoß warm aus seiner Wunde auf den weißen Sand, Todtenblässe bedeckte sein Antlitz, noch einmal hob er mit qualvoller Mühe, auf die Hände gestützt, seinen Oberleib in die Höhe, einen Blick voll tiefster Verachtung schoß er auf seinen Mörder, ein unverständliches Wort rang sich von seinen Lippen, dann brach er zusammen und war todt. Foulcon klang jenes Wort wie: Dieb.

Dieses Alles hatte sich so schnell ereignet, daß d'Asaly, der von den letzten Stufe der Gartenstiege gegen die Kämpfenden seinen Zuruf ausgestoßen, auf dem Kampfplatze angelangt, Revel schon als Leiche antraf. Foulcon stand mit gesenktem Degen und schaute starr in das Antlitz des Todten, den er als einen edlen, rechtlichen und ritterlichen Mann gekannt hatte.

„Foulcon, gebt Euern Degen ab," befahl der Comthur, „und begebt Euch auf die Ordensfregatte

im Hafen." Dann setzte er, mit einer Hand auf Revel's Leichnam weisend, scharf betont hinzu: „Bei dieser Handhabe wird man Euch fassen."

Foulcon warf ungerührt den Degen zu Boden und murmelte: „Es geht nicht mehr, es ist aus. Ich habe hoch gespielt, jetzt habe ich Alles verloren und keinen Einsatz mehr. Verloren!"

Nach diesen Worten ging er schweigend mit dem Comthur aus dem Garten, wenige Ritter folgten ihm, die Uebrigen standen theils in Gruppen zusammen, die räthselhaften Reden Foulcon's und des Comthurs erwägend, theils beschäftigten sie sich um den gefallenen Kameraden, der mit bleichem Haupte in einem Busche brennendrother Rosen lag und wahrlich keiner Sorge mehr bedurfte.

6.

Erinner' ich mich doch spät und früh
Des lieblichsten Gesichts,
Sie denkt an mich, ich denk' an sie —
Und beiden hilft es nichts.

Goethe.

Das Eisengitter, das dort, wo die steinerne Diana unter der alten Ulme trauert, den Eingang in den Garten der Villa Falconara verwahrt, drehte sich leise klirrend in seinen Angeln und ließ eine Gruppe Reiter in die kühle Nacht des Eichenwaldes hinaus. Hinter

ihnen schloß es sich mit demselben Geräusche und der Gärtnerbursche verlor sich mit seinem Schlüsselbunde in dem Laubdunkel der Gartengänge. Die Gesellschaft bestand aus dem alten Marchese, der mit Temericourt in ruhige Gespräche vertieft dahin ritt, während Enrichetta ihr Maulthier seitwärts immer etwas hinter den beiden Herren hielt, da sie mit eben so ernsten als lieblichen Gedanken beschäftigt, gerne aus dem Bereiche jeder störenden Anrede bleiben zu wollen schien. Zwei Pagen in glänzender Livree ritten fünfzig Schritte hinter der Herrschaft. Die Wasserstrahlen, die von den Teichen und Springbrunnen der Villa in die Waldung hinaus sprudelten und unter den uralten Stämmen durch Moos und Farren muntere Bächlein bildeten, flossen an dem westlichen Bergabhange nieder, während die Reitenden ihre Thiere südlich lenkten und einen Weg auf der fortlaufenden Höhe behaupteten. Kastanienzweige mit ihren fetten, herabhängenden Blättern waren ihr Schirmdach und warfen allerliebste grüne Streiflichter auf Enrichetta's sinnende Stirne. Wenn sich diese Dame recht unbelauscht glaubte, zog sie eine schöne diamantene Agraffe, wie sie vornehme Männer damals am Hut trugen, um den reichen Federschmuck zusammen zu fassen, aus dem Busen und betrachtete sie mit gutmüthiger Freude, ließ die Diamanten in den sparsam einfallenden Sonnenstrahlen spielen, und streute so die Funken des Reichthums in die einsame Wildniß. Endlich lichteten sich die Bäume, und die Wanderer ritten über eine

sammtne Wiese, an deren Ende über eine weiße Mauer, durch welche ein zierliches Thor gebrochen war, das mit zahlreichen Tauben bedeckte Dach eines Wirthschaftsgehöftes und erst hinter diesem, zwischen Pappeln und Pinien die schmale Seitenfronte eines ansehnlichen Schloßgebäudes emporragte, dessen hohe Fenster aber mit Brettern verschlagen waren.

Falconara und seine Begleiter ritten in einen geräumigen Hof, in dessen Mitte in einem Weiher bunte Enten schwammen, während Hühner am Rande Würmchen aus dem Grase pickten und Truthähne mit ausgespanntem Federrade melancholisch kollerten. Links waren die luftigen Ställe, in denen das glänzende Rindvieh die grünen Maisblätter aus den Krippen fraß, über welche es beim Rasseln seiner glänzenden, um den fetten Nacken geschlungenen Ketten neugierig auf die Fremden hinaussah. Eine Magd, die aus einem Pumpbrunnen Wasser in lange Röhren schöpfte, durch welche dasselbe unmittelbar in den Rindviehstall hinabfloß, hielt in ihrer Arbeit inne und betrachtete verwunderungsvoll die glänzende Gesellschaft, ein Gleiches thaten die Knechte, welche auf der anderen Seite des Hofes Heu von einem hochbeladenen Wagen, vor dessen Deichsel die Zugstiere wiederkäuend am Boden lagen, auf langen Gabeln in einen Speicher hinaufreichten, wo es an der Thüre von gleichen Werkzeugen empfangen und in's Innere geworfen wurde. Das Gaffen der Bursche unterbrach ihr Geschäft, und da die Leute im Speicher

die Ursache dieser Unterbrechung nicht ahnen mochten, traten sie nachzusehen an die offene Thüre. Unter ihnen war auch Andrea Foramitti, der fleißige Herr des Hauses. Kaum erkannte er seine Gäste, als er mit freudig erröthetem Antlitze auf den Heuwagen heraus, und von dessen Höhe, als wäre es eine Stiegenstufe, mit Leichtigkeit auf den Boden herabsprang, nach ehrerbietiger Begrüßung der Männer Enrichetta den Steigbügel hielt und als er ihr vom Maulthiere geholfen hatte, mit Erstaunen einen zürnenden Blick in ihren immer so ausdrucksvollen Augen bemerkte. In seiner Gutmüthigkeit kam er gar nicht zur Frage, was seine Muhme habe verstimmen können, sondern er suchte die Ursache ihrer Unzufriedenheit, da er ihre Launen sattsam kannte, an seinem eigenen Aeußern. Er strich sich die braunen Locken aus der Stirne, zog sich ein paar dürre Grashalme aus den glänzenden Ringeln, zerrte ordnend an seinen Aermeln, strich mit der flachen Hand über die Falten seiner Kleider, und schaute endlich Enrichetten mit einem schüchternen liebevollen Blick an, in dem die Frage lag: Um Gotteswillen, was soll ich Dir zu Gefallen anders machen? Plötzlich zuckte es ihm durch's Gehirn. „Ja so — meinen Hut habe ich bei der Arbeit vergessen!“ und schnell wendete er sich wieder dem Speicher zu. Die Herren lachten, aber Enrichetta faßte den jungen Edelmann am Arme und rief: „So bleibe doch, Du vollendeter Krautjunker!“ Etwas spitzer setzte sie dann hinzu: „Ich glaubte Du würdest uns erwarten.“

„Das habe ich auch, Enrichetta, ich habe Euch allerdings erwartet, aber nicht so früh. Um die Zeit nicht zu verlieren, oder besser um meine Ungeduld zu beschwichtigen, griff ich bei der Arbeit zu, nimm mir's nicht übel, schönes Mühmchen! Wenn ich Dich nicht erwartet hätte, würde ich mich wohl schwerlich in solchen Staat geworfen haben."

„Das Dein Staat?" rief Enrichetta aus und schlug die Hände zusammen.

Ihre Verwunderung war nicht ohne Grund; so zierlich Andrea's Anzug war, so war er doch keineswegs der eines Edelmanns jener Tage, mit einem Worte, er war allerdings zu ländlich, wenn auch sehr kleidsam und geschmackvoll. Andrea trug nämlich eine braune Jacke von feinem Tuche mit aufgeschlitzten Aermeln, durch welche das blendend weiße Hemd durchschimmerte, reich gestickt, mit einer Menge von Knöpfen und Quasten versehen. Um den Leib hatte er eine gelbseidene Schärpe, um den Hals ein rothseidenes Tuch geschlungen, dessen Enden durch einen goldenen Ring gezogen waren. Kurze enge Beinkleider von demselben Tuche wie die Jacke, ebenfalls gestickt und an den Knien mit Troddeln besetzt, endlich Gamaschen von zartem gelben Leder vollendeten seinen Staat, wie er sich ausdrückte, und dieser Staat machte durch die schönen männlichen Formen, die er umhüllte, trotz Enrichetta's anfänglichem Zürnen, doch endlich so viel Glück, daß sie lächelnd

sagte: „Deine bäurischen Unzukömmlichkeiten sollen Dir vergeben sein, wenn ich sonst mit Dir heute zufrieden sein kann.“

„Ich weiß ja längst, daß Du mich immer in etwas quälen mußt,“ entgegnete Andrea, „aber Du sollst heute mit bestem Willen weiter nichts mehr zu tadeln finden.“

„Nun führe uns in Dein Schloß, Andrea!“

„Wollen denn meine lieben Gäste nicht vorher meine Ställe durchwandern? Sie werden schmuckes Vieh und manche gute Einrichtung dort finden.“

„Ei mit Deinem Stalle!“ schmollte Enrichetta.

Der alte Marchese war aber schon eingetreten und schritt an den vollen Krippen hin mit diesen Gedanken. „Guter Andrea, Dein Vater schwelgte sich zu Tode, Dein Großvater war Admiral, der Urgroßvater Statthalter — Du mußt Dich mit braunem Rindvieh begnügen und von ihm ernähren lassen. Du bist aber ein redlicher Bursche, Du hast mit dem kleinen Grundstücke, das Dir vom Ueberflusse Deiner Ahnen blieb, Dich redlich gefristet, Du hast keinen Bajocco Schulden, Du bist noch um keine Zechine zu mir gekommen. Doch genug der Charakter-Probe, es ist Zeit, daß Du aus einem Bauer wieder ein Edelmann wirst, wie's Deinem Stamme ziemt. Enrichetta thut wohl daran, daß sie Dich heirathet, ich hätte nie gedacht, daß sie von ihrem Reichthume einen so guten Gebrauch machen würde.“

Der Gegenstand dieser Gedanken führte unterdessen seine Braut, als welche sie sich ihm vorgestern in dem

Briefchen, in dem sie ihren heutigen Besuch anzeigte, angekündigt hatte, mit all' der Wonne im Stalle auf und nieder, mit der man die Geliebte seiner Seele mit den Räumen bekannt macht, in denen man schmerzlich und einsam tausendmal ihre Nähe glühend herbeisehnte.

Endlich trat er mit ihr unter eine Thüre, von der man einen breiten Wiesenhang übersah, der sich bis zum Waldesrande hinaufzog und auf dem einige Knechte und Mägde das duftige Gras mähten, und sprach: „Liebe Enrichetta! Dorthin liegt die Villa Falconara. Oft bin ich unter dieser Thüre gestanden, habe in jene Gegend geschaut, wo ich Dich wußte, und wenn mir dann die Hoffnungslosigkeit meiner Liebe vor die Seele trat, riß ich eine Sense von der Wand, lief in jene Wiese, hieb das halb gewachsene Gras und die zarten Blumen nieder und sprang zornig mit den Füßen darauf."

„Das klingt gar nicht romantisch," sagte Enrichetta mit spöttisch gerümpfter Oberlippe. „Was Du doch immer den Kopf voll Vieh und Handarbeit hast!"

„Womit hätte ich meine einsamen Stunden ausfüllen, meinen Mangel decken sollen," erwiederte Andrea mit dem frohen Bewußtsein, von nun an kein Geheimniß mehr vor seiner schönen Freundin haben zu dürfen, die ihn sonst um jeder Klage und Schwäche willen, einmal wegen eines fadenscheinigen Mantels, so bitter zu peinigen wußte. „In Wissenschaften und Künsten hat man mich nie unterrichtet, meine Mutter hatte, bevor sie

starb, das letzte Gold und Geschmeide hingeben müssen — glaube mir, ich habe nicht eine goldene Schnalle von meinen Aeltern im Hause —"

„Ich will Dir alle Deine Kasten füllen," sagte Enrichetta in schöner Aufwallung.

„Es thut nicht noth," lächelte Andrea, „ich habe mir ein Stück Geld erwirthschaftet."

„O pfui, Du Bauer!" zürnte wieder die Dame.

„Warum pfui? — Ist Bauersbrod kein ehrlich Brod, oder wessen Brod ißt denn Du oder die andern Großen und Reichen dieser Erde?"

„Du hättest sollen Soldat werden, wie andere junge Cavaliere!"

„Soldat werden? Aus dieser Gegend fortziehen, während Du in der Villa Deines Oheims drüben lebtest? Nein, Enrichetta, das ging nicht. Du magst mich lieben oder nicht, mich oder einen Andern wählen, ich werde immer in Deiner Nähe bleiben und trachten wie ich Dich erfreuen und Dir nützen kann. Du warst das erste Mädchen, das ich liebte, und darum wirst Du auch mein einziges und mein letztes bleiben! Du weißt, es war im Maimonde vor sechs Jahren, als ich, den unbestimmten schwermüthigen Drang der sich still entwickelnden Männlichkeit in Busen, durch meine noch halb knabenhaften Tage hinwandelte. Da offenbarte mir ein zündender Blick aus Deinen Augen, wonach ich mich sehnte: nach Liebe — nach Deiner Liebe. Damals neigtest Du Dich durch einige unvergeßliche Maientage huldvoll mir zu,

wie Du es bis zu dem heutigen Glückstage nicht wieder gethan hast, und um dieser süßen Offenbarungen willen bleibe ich Dir treu für immer. Dir — wie der Arbeit, denn als Du nach jenen wenigen glücklichen Tagen anfingst, mich so arg zu quälen, auch meine Mutter gestorben war, und Mangel mich drückte, den ich stolz verhehlt, erkannte ich bald in meiner trostlosen Einsamkeit die Unthätigkeit, nach Deiner Kälte, als meinen größten Feind. Da schritt meine tröstende erheiternde Freundin heran: die Arbeit; ihr gab ich ganz hin, was Du mir von meinem Ich noch übrig gelassen hattest und indem Du mir meine Träume mit Blumen ziertest, schmückte sie mir mit Früchten die Wirklichkeit. Darum will ich nicht mehr von ihr lassen und Du wirst und mußt sie lieb gewinnen, wenn Du mich liebst!"

Enrichetta, welche den ersten Theil seiner Rede mit leuchtender Miene angehört hatte, schüttelte bei dem zweiten Theile derselben in weinerlichem Mißmuth das Köpfchen, und entgegnete: „Du bist die beste Seele, so weit man die weiße Rauchsäule des Aetna in den klaren Abendhimmel wirbeln sieht; ich wollte Dir alles geben, was ich Dir geben kann, nur mit dem Einen wird's nicht gehen." Dabei zog sie ihre weiße Rechte, die in einem Haufen grüner Maisblätter gespielt hatte, hervor und hielt sie Andrea mit einem wehmüthigen Blicke vor die Augen; dieser aber war so sehr in die Erinnerungen an sein einsames sehnsuchts- und arbeitsvolles

Leben vertieft, die er sich redend heraufbeschworen hatte, daß er weder Enrichetta's Rede vernahm, noch ihre Handbewegung bemerkte oder verstand.

Falconara rief ihn für die Gegenwart wach, als er ihn lächelnd bat, mit Temericourt und der Nichte in's Schloß geführt zu werden. Andrea entschuldigte seinen Mangel an Aufmerksamkeit und führte seine Gäste einen schmalen Weg zwischen dem einen Flügel des Schlosses und den Wirthschaftsgebäuden hindurch, welcher durch ein paar schadhafte Pflüge, die da standen, noch mehr verengt wurde.

Während der alte Marchese diese Unbequemlichkeit mit jener freundlichen Miene ertrug, mit der man seines Nächsten Sonderbarkeiten, die einen ehrenhaften Grund haben, hinnimmt, Temericourt aber mit sichtlichem Behagen diese ländlich belebten und beschränkten Räume durchschritt, wand sich Enrichetta in ihren rauschenden Kleidern verdrossen durch die Winkel und konnte die Bemerkung nicht unterdrücken: „So viel ich mich aus meiner Kindheit erinnere, führte ja der Weg durch ein prachtvolles Gitterthor und durch den Vorgarten zur Schloßfronte, war breit und mit Statuen besetzt."

„Der Weg besteht noch, aber das Gitterthor ist geschlossen — ich bleiche dort mein Wachs in der Mittagsonne," versetzte Andrea.

Enrichetta schüttelte den Kopf. Andrea schritt nun auf einem schmalen Pfad in's Gebüsch, seine Gäste folgten ihm und traten plötzlich aus der grünen Laub-

wand auf das ehemalige Blumen-Parterre des Gartens. Das Schloß dehnte sich zwei Stockwerke hoch in einer Länge von etwa zwanzig Fenstern aus. Während die Fensterscheiben beider Stockwerke theils erblindet, theils schadhaft, theils durch Bretter versetzt waren, die ihrerseits wieder die Spuren des Regens und langer Dauer trugen, waren die Fenster des Erdgeschosses, vor dem sich eine reich mit Orangenbäumen besetzte Terrasse hinzog, frischgrün angestrichen und mit hellen Glastafeln versehen. Auf den Brüstungen standen Blumen und lagen Polster, kurz: hier wohnte der wackere Hausherr, es war nicht zu verkennen. Enrichetta's Auge aber verlor sich in dem Labyrinth von Epheu und anderen Schmarotzerpflanzen, die sich von Stamm zu Stamm ringelten und die von den wildausgewachsenen Taxushecken bezeichneten Schlangenwindungen der Gänge erfüllten. Wo einst stolze Hyazinthen vornehm prangten, grünte der gesunde Kohl und der gebundene Salat in langen prosaischen Reihen. Was half es, daß allenthalben die saftigsten Trauben hingen, rothwangige Aepfel sich aus dem Laube drängten? Enrichetta hatte für derlei keinen Sinn. Mehr befriedigte sie der Springbrunnen, eine Muschel von Delphinen getragen, in der eine Gruppe schlanker Nymphen stand, die mit aufgehobenen Armen eine zweite kleinere graziös über ihren Häuptern emporhielten. Oben sprang ein reicher Wasserstrahl in die Lüfte, von dessen fallender Fülle die obere Muschel überfloß, aus

der das Wasser in die untere und endlich in das sternförmige Bassin hinab plätscherte, das einst von Goldfischen wimmelte, jetzt aber von Lotos und andern Wasserpflanzen so voll gewachsen war, daß man seinen weißen Marmorgrund nicht mehr sehen konnte. Das ganze Marmorbildwerk war ein Kunstschatz aus den reichen Tagen des Admirals Foramitti, und Enrichetta bemerkte: „Mich wundert es, daß Du diese Fontaine nicht verkauft hast."

„Gott sei Dank," erwiederte harmlos Andrea ohne den Spott zu merken, „das that doch nicht noth; ich habe nicht nur nichts zerstört, was ich überkam, es gelang mir auch so manches zu erneuern. Du siehst mitleidig mein verwahrlostes Schloß an! Freilich haben seine Wände traurige Furchen bekommen, wie ein glattes Gesicht in sorgenvollen Tagen. Auch diese Wunden werden vernarben."

„Dieser Brunnen gäbe den Styl an, nach dem ich Alles bei Dir eingerichtet haben möchte, wenn anders" — hier schwieg Enrichetta.

„Mir ist so heimlich in dieser fruchtbaren Wildniß," — sagte Andrea selbstzufrieden.

„Mir wird hier unheimlich zu Muthe," flüsterte Enrichetta halb für sich.

Andrea führte nun seine Gäste in seine Wohnung und zwar in einen geräumigen Gartensaal mitten im Schlosse, aus dem blanke Fenster sowohl in den Garten, den wir soeben beschrieben, als in's freie Land hin-

ausblickten. Die Wände waren grün mit goldenen Leisten und mit Arabesken, der fresco gemalte Plafond lachte frisch herunter, der glatte bunte Marmorboden — alles war wohl erhalten, sichtbar nachgebessert und verschönert. Mitten inne, auf einem runden Steintische mit vergoldetem Fuße, standen die erwünschtesten Erfrischungen; Melonen, aus denen eine Schnitte los getrennt war, um den Appetit auf das goldgelbe Fleisch zu reizen, lagen neben Pfirsichen und Trauben in alabasternen Körben, in einer blauen Glasschale war erfrischendes Eis, nebenan auf silbernen Platten Kristallflaschen voll rothen Weines, Liqueure und Zuckerkuchen, endlich auf frischen Weinblättern die prachtvolle Makrele, deren Bekanntschaft wir schon auf dem Markte von Catania gemacht haben. Der Malteser und Falconara, vom Ritte und dem Herumstreifen ermüdet, nahmen am Tische Platz und griffen wacker zu, Enrichetta aber stand am Fenster und sah, mit sich selbst im Kampfe, hinunter. Da prangte das alte Gartenthor, ein Meisterstück von Eisenarbeit, verschlossen, in den Angeln eingerostet und ganz von blühenden Oleanderbüschen verwachsen. Auf dem breiten Prachtwege lagen die weißen Wachstafeln, die alten Statuen standen noch aufgerichtet, aber um die Hälse Apollo's und Aphroditens lief ein hänferner Strick, an dem ein Bursche pfeifend ein großes Grundnetz strickte.

„Beliebt Dir denn gar nichts von meinen Kleinigkeiten?" unterbrach Andrea die Gedankenvolle heiter

und unbefangen, denn in seiner Sorge, die Gäste zu ehren und zu erfreuen, entgingen ihm die Wolken, die sich immer düsterer auf der Stirne der launischen Dame zusammenzogen.

„Was hast Du gekocht?“ fragte diese spitz.

„Süße Früchte,“ entgegnete Andrea, und nöthigte sie in einen Lehnstuhl, „süße Früchte hat die goldene Sonne Dir an ihrem Feuer zubereitet, da, nimm doch diesen schönen Pfirsich.“

Enrichetta ergriff die wahrhaft prachtvolle Frucht, biß hinein, und der überraschend würzige Geschmack derselben erheiterte durch seinen sinnlichen Reiz für den Augenblick ihr ganzes Wesen.

„Signor Foramitti,“ sagte Temericourt, „Ihr habt mir das Herz schwer gemacht durch Euer friedliches und beglücktes Wirken. Wie sucht doch der Mensch thöricht in Schlacht und Wogensturm, in den Sälen des Hofes, der Klöster und der Gerichte, in schwelgender Freiheit oder in beschränkenden Gelübden das Glück, das er mit dem Pfluge, der überall zur Hand ist, aus jeder Furche graben kann! Denn ist das nicht des Menschen höchster Wunsch, mehr zu ärndten als er gesäet hat?“

Der ahnenstolze Falconara, der bei der Betrachtung, daß ein Sproß seines alten edlen Bluts von dem Umschwunge der Zeiten gezwungen war, sich auf solche, wenn auch ehrliche Weise durchzuschlagen, von Andrea's Treiben mehr gerührt, als erbaut war, versicherte

seinem Vetter: „Du hast es redlich verdient, daß Du bald den letzten Kohlstrunk aus Deinem Garten werfen, und als Edelmann vor der Welt leben kannst."

Andrea bemühte sich den Schmerz über die Geringschätzung und Bedrohung seines Gemüses zu unterdrücken, während Enrichetta, (seit sie den Pfirsich verzehrt hatte, wieder verdüstert) mit ihrer silbernen Gabel wählich und verdrießlich an der Makrele herumstocherte. „Nimm davon, liebe Enrichetta, der Fisch ist köstlich, ich habe ihn selbst gekauft."

„Du —" sagte mit langgezogenem Tone die Angeredete — „Du hast ihn gekauft? Ist denn das ein Geschäft für Dich — auf dem Markte Fische kaufen. Du Enkel eines Admirals!"

„Possen," lachte Andrea, „das macht den Mann nicht aus. Ich habe mir in meiner Einsamkeit angewöhnt, Alles selbst zu besorgen und mich immer zu beschäftigen. Eine gewisse Sorge um das Haus ist mir so lieb geworden, daß ich sie nie werde lassen können. So kam es auch, daß ich dem äußeren Prunke, worunter ich vor allem Gesellschaften von vielerlei Leuten rechne, die man unmöglich alle lieb haben kann, abgestorben bin, und die Gattin, die mich beglückt, wird in meinem stillen Hause, wenn sie erst dessen Reize kennt, die schönsten Freuden finden."

Temericourt nickte einverstanden, Falconara besah eben das alte Wappen an seinem Messerhefte, Enrichetta hatte sich wieder vom Stuhle erhoben und sah durch

das Fenster. Die beiden Herren gingen, die Hauskapelle zu betreten, Andrea blieb mit dem Fräulein allein.

Als dieß Enrichetta bemerkte, trat sie schnell in ein Seitengemach und winkte Andrea ihr zu folgen. Ueber eine kleine Treppe, die ihr wohl bekannt war, rauschte sie hinab, Andrea nach; sie standen in einer leeren kühlen Vorhalle, an einer geschlossenen Thüre. Enrichetta war unter vielen Reizen mit einem eigenen Blick gesegnet. Wer mit ihr allein war, mußte sie küssen, wenn ihn dieser Blick traf. So auch jetzt Andrea.

„Guter Andrea!" seufzte sie wie klagend unter seinen Küssen, dann öffnete sie rasch die Thüre. Die Sonne war im Untersinken und röthete das dunkle Laub und die goldenen Orangen. Enrichetta zog Andrea an der Hand nach sich, er bot ihr den Arm, sie hängte sich schweigend daran. Sie leitete ihn tief in die abgelegenste Parthie des Gartens, plötzlich versperrte der Zaun einer Wiese, in der junge Rinder unter alten Maulbeerbäumen weideten, ihren Weg.

Enrichetta ließ den Arm ihres Begleiters und lehnte sich an den Zaun. Sie war sichtlich mit sich im Kampfe, sie wollte sprechen und fürchtete ihre Worte.

„Wie klug die lieben Thiere sind," brach Andrea seine Heerde betrachtend das Schweigen, „nicht ein Maulbeerblättlein raufen sie ab, als wüßten sie, daß diese nicht ihnen sondern den Seidenwürmern gehören!"

„Und sonst hast Du mir nichts zu sagen?" fragte ihn Enrichetta.

Er schwieg betroffen.

„Du hast ganz recht," fuhr sie fort, „die Natur hat alles gut eingerichtet, die zarten Maulbeerblätter für die Seidenwürmer, das derbe Gras für stärkere Geschöpfe erschaffen. Leichtsinnige für Leichtsinnige, Lebenslustige für einander, Scharrer, Sparer und Ofenhocker für ihres Gleichen. Doch nein, nein ich will Dir nicht wehe thun; Du bist lieb, gut, redlich, treu und brav — Du bist zu küssen und zu lieben bis in den Tod, aber Du bist nicht für mich!" —

„Enrichetta!" —

„Schweig -- Du bist nicht für mich! Ich weiß, Du würfest allen Salat aus dem Garten, wenn ich darauf bestände, aber dein Herz flöge ihm nach; Du würdest mir in's Schloß laden, wen ich wollte, und schlichest heimlich zu Deinen Kühen; Du würdest mich täglich versichern, Du wärst ganz glücklich, und es ginge Dir das Liebste ab. Genug. — Lebe glücklich, guter Andrea, — es geht nicht, ich muß einen Andern als Dich heirathen."

Andrea stand versteinert, so vom Gipfel seines Glückes geworfen zu sein. „Wen willst Du heirathen?" stammelte er. Er wußte gar nicht, was er sprach und hatte ganz was anderes sagen wollen.

„Das weiß ich noch nicht," entgegnete Enrichetta „Dich werde ich aber immer lieb haben, Deinen Verlust

immer bedauern. Sei nicht böse, holder Vetter!" sie gab ihm einen Kuß und sagte: „ich will Dir einen ferneren nicht verreden."

Sie hängte sich wieder an seinen Arm, er ging wie im Traume. So kamen sie zum Marmorbrunnen, an dem schon die Maulthiere zum Heimreiten harrten, während die Herren die Najadengruppe bewunderten.

Freundlicher Abschied wurde genommen, die Herren saßen auf und setzten ihre Thiere in Gang, auch Enrichetta, der Andrea nach alter Gewohnheit die silbergestickten Steigbügel gehalten hatte, war im Sattel, sie hielt aber ihr Thier noch immer zurück und betrachtete mit großem Leidwesen den schönen, von ihr verschmähten Bräutigam, der sie rathlos und fragend anstarrte, doch zu stolz war seine Lippen zu öffnen.

„Da!" sprach sie. „Ich habe Dir ein Geschenk mitgebracht, guter Andrea!" und damit gab sie ihm die diamantene Agraffe. Er aber schloß seine Hand nicht, in welche sie das blitzende Geschmeide gelegt hatte, gleichgültig, als wolle er nichts mehr von ihr annehmen und behalten, und so glitt der kostbare Schmuck vom Marmorrande in das Wasser, wo er unter dem Lotos am Grunde verschwand, ohne daß ihm Andrea einen Blick nachgesendet hätte. Enrichetta setzte ihr Thier in Galopp und der Verlassene sah ihr nach, bis sie im Gebüsche seinem Auge verschwunden war. Dann wendete er sich um und weinte bitterlich.

7.

So willst Du, Gottverfluchter,
Ein Straßenräuber sein!
Heinrich Heine.

Der Mond gieng — eine leuchtende Sichel — über der See auf, und die Pinien warfen lange Schatten auf die bleich erhellten Wiesenhänge. Die Landschaft lag zu reizend und märchenhaft in ihrem Silberschimmer, als daß es der alte Falconara über sich gebracht hätte, auf dem dunklen, aller Aussicht baaren Waldwege, den er hergeritten war, wieder heimzukehren, und er wählte einen kleinen Umweg, der am Waldesrand hinführte. Enrichetta und Temericourt hatten nichts einzuwenden, erstere um so weniger, da sie wußte, man würde auf der eingeschlagenen Straße an einigen Villen vorbeikommen, an deren Fenstern oder Gartengittern man im Vorüberreiten Hübsches sehen oder von Hübschen gesehen werden konnte. Sie erndtete auch auf ihrem Wege manchen freundlichen Blick, manchen herzlichen Gruß und manche schmeichelhafte Nachrede; denn sie hatte eine unwiderstehliche Art im Sattel zu sitzen und süßer Gedanken voll auszusehen. Enrichetta war schon lange nicht auf diesem Wege gewesen, und verwunderte sich jetzt, eine Villa, die sonst immer verlassen mit geschlossenen Jalousien im verwilderten Garten stand, inmitten reichster Blumenfülle und stolzester Laubeskronen, auf welche aus offenen Fenstern das Licht goldener Kronleuchter hinausströmte,

zu sehen. Vollstimmige Musik ließ sich aus den Sälen vernehmen, in denen graziöse Gestalten im Tanze vorbeiwogten. Auf schlanken Säulen überragte ein mit Teppichen behangener Balcon den Garten, in dessen Zweigen beleuchtete Kugeln von farbigem Glase hingen. Cavaliere wandelten hier mit erhitzten Damen, theils sich abzukühlen, theils erwünschte Flammen zu nähren und zu entzünden. Flinke Pagen traten — oft ungelegen — mit Erfrischungen in den Weg, wurden von spröden Damen mit Durchmustern der Früchte und des Zuckerkrames aufgehalten, von Verliebten mit unwilligem Winke rasch abgewiesen. Doch war im Ganzen kein hastiges Treiben und Gewühl zu bemerken, wie etwa bei Leuten, die zusammen kommen, sich endlich einen Feiertag zu machen; man sah, es waren vornehme Leute, denen im ruhigen Genusse der Ehren und des Ueberflusses lauter Feste tagen.

Nahe am Gitter, das an der Straße hinlief, spazierte ein großer, hagerer Mann in schwarzem Hofkleide, der goldene Griff seines Degens war von kostbarer Arbeit, am Halse trug er das goldene Vließ. Sein Antlitz war blaß und kalt, sein Auge glühend, seine feinen Lippen waren roth und schienen zu lächeln, obwohl sie ruhig lagen. Er trug die dünnen Haupthaare aufwärts gestrichen, sein Knebelbart stach grau und wohlgepflegt in seine hohe gesteifte Spitzenkrause herab.

Mit diesem wandelte im Gespräche eine junge Dame; das Auge wußte nicht, sollte es sich an der

anmuthigen Lebendigkeit dieser oder an den vornehm gemessenen Bewegungen ihres Begleiters erfreuen. Das Paar und die Vorüberreitenden grüßten sich, der im Hofkleide ließ seine Augen fest, doch immer leuchtender der schönen Reiterin folgen, so weit ihm dieß ohne ein Umwenden des Hauptes möglich war; seine Begleiterin aber drehte ihr Köpfchen und ihre Augen mit der neugierigen Hast, mit der jede Schöne ihres Gleichen mustert. Enrichetta saß nachlässig und unbefangen im Sattel, den vollen Oberleib leise wiegend, als pflanze sich in ihm die sanfte Bewegung ihres Thieres fort. Die rechte Hand hielt sie auf dem Sattelknopfe, um die Finger der linken hatte sie die goldene Bandschleife ihrer Reitgerte gewunden, deren Spitze sie im Straßensande nachschleppte. Bei diesem Spiele waren auch dem Scheine nach ihre Augen; aber ihre langen Wimpern erlaubten ihr ein kaum bemerkbares Aufschauen zu dem Ritter des goldenen Vließes.

Endlich waren die Lichter der Villa zwischen dem Laube dichterer Gebüsche verschwunden, und Enrichetta fragte den Marchese:

„Wem gehört diese Villa, in der man so wohl zu leben weiß?"

„Dem Herrn, der uns am Gitter grüßte."

„Wie heißt er, welchen Standes ist er?"

„Graf Caldalho heißt er, war Admiral in spanischen Diensten und Gouverneur von Cuba und lebt jetzt im Ueberflusse und in seinen Würden der Ruhe."

„Dazu scheint mir der Mann zu jung."

„Zu jung, Enrichetta!? ich meine er hat beinahe meine Jahre."

„Onkel, was fällt Euch ein? Ihr seid so dick und habt eine rothe Nase, der Graf hingegen ist so schlank, so blaß —"

„Wenn er Dir so gut gefällt," lachte der Marchese, „so kannst Du ihn heirathen. Er wünscht eine Gattin."

Enrichetta öffnete den Mund wie um zu sprechen, dann aber besann sie sich, zuckte mit der Oberlippe und ritt schweigend weiter.

„Theurer Temericourt," rief der Alte noch immer lachend, „was sagt Ihr zu diesem Nebenbuhler Andrea's?"

„Schweigt mir, lieber Onkel, von Andrea, ich bitte Euch darum, der mag bei seinen Kühen bleiben."

„Was hast Du da wieder für eine Laune?"

„Wieder eine, von der ich Niemand Rechenschaft zu geben habe. Ich, bester Onkel, trage meine Haut zu Markt, und der Himmel hat sie mir nicht darum so zart und weiß gegeben, daß ich sie beim Gemüsebaue verbrenne."

„Hüte Dich," sagte Falconara unwillig, „daß Dich der Himmel, den Du nennst, nicht strafe."

„Dazu hat er gewiß keine Ursache," erwiederte die Gewarnte. „Als ich Andrea wirklich heirathen wollte, schrieb ich ihm: „„ja"" — nun ich meine Beweggründe gefunden habe, es zu unterlassen, sagte ich ihm: „„nein"". Ich war aufrichtig, was ist daran strafbar?"

Der alte Herr fühlte sich eben nicht geneigt, das Nichtige der Art und Weise, in der sich seine Nichte vor sich selbst reinwusch, bloszulegen; Temericourt, da er das treue Schifflein Andrea's in die zahllosen Striche dieser Windrose gejagt sah, war ihm Innern zu sehr aufgebracht, als daß er es nicht mit Fleiß vermieden hätte, zu reden, und so ward der Rest des Weges bis an die Gartentreppe der Villa Falconara schweigend zurückgelegt.

Die Herren begaben sich zur Abendtafel. Sylva saß wie gewöhnlich seit Erbach's Abwesenheit auf ihrem Zimmer und war keineswegs in der Stimmung es zu verlassen und Gesellschaft zu suchen, denn wieder war ein Tag vorüber, auf den sie sich gefreut hatte, und hatte ihn nicht zurückgebracht.

Enrichetta schützte Müdigkeit vor und schlüpfte in ihr Zimmer. Sie ließ sich von ihrem Mädchen die knappen Reitkleider ausziehen, um in einem Nachtgewande sich bequem zu fühlen, sie ließ sich die kunstvollen Schleifen des reichen Haares lösen, dabei wurde die Zofe um den neuen Nachbar gefragt, von dem diese den besten Bescheid wußte. In seinem Hause finde man alle Lust und allen Luxus Siciliens und obendrein noch die fremdartigste Pracht.

„Und was ist das für ein blonder Lockenkopf, der sich so putzig und geschäftig um den Grafen dreht?"

„Ach! mein gnädiges Fräulein meinen die allerliebste Comtesse mit den blauen Augen. Die ist so schön —"

„Spare Dein Lob, Rosina — Schöneres hat man hier zu Lande wohl auch schon gesehen."

„Sie ist eine Tochter von des Grafen Bruder."

„Fürwahr, eine allerliebste Nichte," sagte Enrichetta, nun mit Beruhigung in das früher gerügte Lob einstimmend. „Was sprachst Du von der fremdartigen Pracht?"

„Ach, die grenzt an's Unglaubliche," versetzte Rosina, „doch der Herr war Vicekönig bei den Mohren, wo das Gold in den Flüssen rinnt und das Elfenbein in centnerschweren Stücken auf der Wiese umher liegt, wie bei uns hingeworfene Rind- und Schafknochen. Ich steckte drüben den Kopf in einen Kiosk, der war wie ein Märchen des Improvisatore am Molo. Mitten inne stand ein Ruhebett mit Leopardenfellen bedeckt, an denen die Klauen von schwerem Golde waren, daneben saßen, als wenn sie wen erwarteten, zwei halbnackte Mohren, die hatten goldene Reifen um die Stirne, die Hand- und Fußgelenke, silberne Spangen um den Hals und hielten Wedeln von Straußfedern in den Händen. Meine Begleiterin sagte, einer davon sei ein königlicher Prinz. Mir wurde immer unheimlicher, je länger ich hinschaute, und je deutlicher ich bemerkte, wie stramm und zierlich der Mohr gewachsen war. Ich hätte fast den Kopf nicht mehr zurückziehen können, als ich ihn das Weiße seiner Augen auf mich wenden sah und plötzlich zwei dunkle Gluthkugeln auf mich herüber brannten, daß mir die Wangen roth anliefen." —

„Es ist genug, gutes Mädchen," sagte Enrichetta, die sich unterdessen auf das Bett geworfen und den weißen Arm unter das von rabenschwarzen Locken umringelte Haupt geschoben hatte — „es ist genug, geh' nun auch Du schlafen."

Rosina stellte die Lampe hinter den blauen Schirm und entfernte sich.

Enrichetta's Bewußtsein schwamm im geträumten Duft fremder Wohlgerüche, welche Papageien mit bunten Flügeln an ihre Wangen wehten. Ihr war's als ruhte sie in einem Palankine, der an Bambusstangen auf den Schultern von vier Mohren ruhte, die ihn unter sanften Schwingungen in den Schatten einer Platane trugen. Hier harrte der Graf Caldalho mit seinem goldenen Vließ und bat seine Gemahlin um die Gnade des Morgenkusses. Als sie sich freundlich verneigte, brannten volle ungestüme Lippen auf den ihren und ihr weißer Arm, von dem mit einem Male der Handschuh gestreift war, lag um die schlanken Hüften des Mohrenprinzen gebogen. Ueber die an sie gedrängten Schultern hin, sah sie Andrea mit seiner Sense hastig Gras und Blumen niedermähen. — Aber was kümmern uns ihre Träume? — sie schläft ja lange schon.

Andrea umschwebten, seit Enrichetta sein Schloß verlassen hatte, keineswegs so muthwillige Bilder. Er versank, am Rande des prächtigen Brunnens sitzend, in das traurigste Bedenken seiner unheilbaren Zukunft, so dürr und trocken erschienen ihm seine

ferneren Tage, daß ihm darüber die Thränen versiegten. Nun sah er es offen und konnte sich's nicht länger verhehlen, daß ihm sein einsames Treiben bis jetzt nur darum so befriedigend war, da er am Ende dieser mühevoll verflossenen Tage die Liebe mit ihrer Blumenkrone stehen sah. Jetzt lag der Kranz verwelkt zu seinen Füßen, und die Göttin, die ihn früher so verheißend hielt, hatte sich aus seinen Hainen wegbegeben.

Er stand auf und ging in den Salon, wo er noch vor Kurzem in lieber Nähe so zufrieden gesessen — er rollte die Früchte aus den Körben, schenkte sich ein Glas voll Wein, hob es gegen das Licht und ließ es dann unberührt stehen — plötzlich ergriff er das Messer und bohrte es bis an das Heft in den Leib der unschuldigen Makrele, welche dem Ritter Revel das Leben, ach! und ihm selbst das Glück des Herzens gekostet hatte. Ueber dem Sessel, den Enrichetta's Reizerscheinung eingenommen hatte, sah er nun im Spiegel sein eigenes Gesicht, in dem sich der Schmerz, ungeliebt und verlassen zu sein, in unheimlicher Hast eingezeichnet hatte. Rasch verbarg er sein Antlitz in den aufgestützten Händen, unwillig jeden Eindruck von Außen abwehrend, und doch wäre der Aufenthalt im Salon genug gewesen, ein glückliches Herz zu erfreuen. Die Fenster waren weit geöffnet, um die kühle thymianwürzige Luft einzulassen, das Auge schweifte unter dem klaren Abendhimmel weit über das Thal, die Küste, das endlose Meer. Die

Nachtigallen schlugen lieblich in dem verwilderten Orangengarten bei dem hellen Licht der Sterne, deren Spiegelbilder wie Demanten aus dem unten liegenden Teiche funkelten. Andrea sprang auf und eilte durch den Garten in den Wald, er suchte eine Stelle, die früher sein Fuß nie betreten hatte, einen Baum, an dessen Blüthen und Blätter er nie die Fäden seiner hoffnungsreichen Liebesträume angesponnen hatte. Lange hatte er schon vergessen, in welcher Richtung von seinem Schlosse er sich befinde, als er in der Wildniß anhielt, wo sie ihm einsam und fremd genug schien. Es war eine Vertiefung, offenbar das verlassene Bett eines Waldwassers, das nun seit vielen Jahren unter anderen Zweigen seine Wellen trieb. Das trockene Rinnsal war ganz mit Moos, wuchernden Farren- und Schlingpflanzen angefüllt, mitten inne lag ein alter Stamm, von einem Sturme hereingeworfen, dessen sich Niemand auf der ganzen Insel mehr erinnerte. Auf diesem Stamme saß Andrea, von dem hohen Rande seines Versteckes her wölbten uralte Eichen einen dunklen mächtigen Dom über sein zerknirschtes Herz. Da die Dunkelheit dem Auge die Fernen zu unterscheiden versagte, malte sich die Phantasie die Spannungen der laubigen Bogen in's Fabelhafte und aus beklemmender Höhe flimmerte eine Ampel herunter, es war aber der Abendstern.

„Mir aus den Augen, schillernde Venus, auch Lucifer genannt, der Teufel — und mit Recht!" zürnte Andrea, schlug sein erhobenes Auge nieder und bohrte

seinen Blick in den Boden, aus dem die unförmlichen Wurzeln fernstehender Bäume wie Dämonen-Arme sich rangen. So versank er in ein grollendes Grübeln über die Mächte, denen es vergönnt ist, das Herz des Menschen nach Willkür zu zerfleischen; da rief ihn ein wiederholtes Rauschen im Gebüsche aus seinen Gedanken wach. Anfangs meinte er, es komme von einem Reh, das von einem Nachtvogel oder einem Raubthiere aus seinem Lager aufgeschreckt, sich eine sichere Ruhestelle suche, doch waren es schwere Schritte, und endlich sprach eine jener mißtönigen Stimmen, wie sie in den Weinschlünden alter Landläufer wohnen.

„Es ist mir unbegreiflich, Marotto, warum Du mich vom Wege und aus der Reihe unserer Posten noch einmal in diese Wildniß seitab ziehest, da es doch noch eine Stunde bis zur Villa und die höchste Zeit ist, wenn wir das fette Nest im ersten Schlafe überrumpeln wollen."

„Du sprichst wieder mit derselben Unbesonnenheit," entgegnete Marotto auffahrend, doch aus wohlklingender Kehle, „die Dich und alle unsere Leute längst an den Galgen gebracht hätte, wenn nicht meine Klugheit Dir stets das Handeln nach Deinem Sinne verwehrte. Hat sich nicht der Schatz um das Sechsfache vermehrt, seit ich mit Euch bin und war't Ihr jemals so sicher? Fahnden nicht die Milizen seit Monden auf uns von Cosenza bis an's Capo delle Colonne, während wir hier in ungestörter Ruhe goldene Eier ausnehmen, und

alles auf Rechnung der afrikanischen Corsaren geht, die königlichen Fregatten die See in allen Richtungen durchkreuzen, die Soldaten im Lande aber auf der faulen Haut liegen?"

Ein beifälliges Murmeln des Mißtönenden folgte dieser Rede.

„Nun merke, was ich Dir sage," nahm Marotto wieder das Wort. „Mein lieber Michaele, Du warst all' Dein Lebetag ein dummer Teufel, und wäre ich nicht durch die Aussage jener gefolterten Hexe zu Würzburg, deren Tochter ich einst zu warm im Arme gehalten, mit einer peinlichen Untersuchung wegen Liebeszauber und daher mit unvermeidlichen Folterqualen und Flammentode bedroht gewesen, dadurch über die Appenninen gejagt und in Deine Arme geworfen worden, Dein Leib schmorte lange schon an einem Galgen an der sonnigen Landstraße. Nun glaube mir aber, ein vollendeter Waghals, der ein Werk zu seinem Glücke durchführen will, muß nicht nur wissen, wann er anzufangen, sondern auch, wann er aufzuhören hat — und ich führte Dich darum daher, um Dir im Vertrauen zu sagen: Jetzt haben wir aufzuhören!"

„Hoho," sagte Michaele, „und das sagst Du mir, da wir eben im Begriffe stehen, eine so wohlvorbereitete Action gegen die Villa Falconara auszuführen, gegen das reichste Nest im Lande?"

Andrea hielt sich bei diesem Namen mit beiden Händen an seinem Baumstamm, um nicht aus Schrecken

in die Farren hinabzugleiten, er wagte nicht das Gesicht nach oben zu drehen, noch sonst eine Bewegung vorzunehmen, da er sich fürchtete, durch das Knittern des Seidenfutters seiner Kleider seine Gegenwart zu verrathen, denn die Stille der lautlosesten Nacht lag rings unter den breiten Zweigen, selbst die Spechte, tagesüber die hörbaren Secundenpendel der tiefsten Waldeinsamkeit, schliefen schon lange. Aber das oben angesponnene Gespräch wurde jetzt nach kurzer Pause so heftig wie früher wieder fortgesetzt und ließ ihm nicht Ruhe noch Raum seine Lage und was jetzt weiter zu thun, zu überdenken.

„Ich sage Dir, Michaele, wir sollen nun aufhören, da wir genug haben. Ich habe eine Ahnung, daß wir aufhören sollen, und Du hast es oft erfahren, daß meine Ahnungen nie trügen. Wenn ich oft plötzlich sagte: Setzen wir über den Fluß? — da sahen wir bald, durch die Büsche auf die eben verlassene Seite spähend, einen Trupp Reiter traben, zu zahlreich und zu wohl bewaffnet, als daß wir ihm hätten begegnen mögen; auf unserer Seite kamen wir aber bald auf einen reichen Pachthof, aus dem selbst die Hunde weggelaufen waren."

„Es ist richtig so!" sagte Michaele.

„Also folge mir auch diesmal," unterbrach ihn Marotto. „Und nicht nur diesen Handstreich wollen wir unterlassen, wir wollen diesem Leben ein Ende machen, und die Ruhe suchen, wo sie uns winkt oder

wo unser Geld zu heben ist. Der Antheil für den gemeinen Mann beträgt 15000 Scudi — für uns das Dreifache — rechne Dir's an den Fingern ab, wenn Du kannst; dafür kaufst Du Dir einen Keller voll Falerner, den Du in fünfzig Jahren nicht austrinkst."

„Heute Nacht kommen noch 1000 Scudi für den Kopf dazu," entgegnete Michaele, „und ich dächte, wir sollten sie mitnehmen, da wir nur die Hand darnach auszustrecken haben."

„Und ich denke nicht so, und ich gehe auch nicht in's Schloß Falconara."

„Nicht?" dehnte Michaele, „da pfeif ich den Leuten, und ein kurzer Spruch entledigt uns des Treulosen."

„Das ist die Frage, wem sich die Leute dann zuwenden," polterte Marotto, bald aber stimmte er einen mildern Ton an, als ob er in dieser Sache doch nicht recht sicher stünde, und setzte hinzu: „Du wirst sehen, es geht schlimm aus, und ich habe, wenn Du schon einen brillanten Schluß unserer Wirksamkeit haben willst, ein Plänchen gegen die Villa des Grafen Caldalho ausgesponnen, in der die Edelsteine in Kisten liegen."

„Ein Sperling in der Hand ist mir lieber, als eine Taube auf dem Dache," meinte Michaele. „Im Hause des Grafen lümmeln mir zu viele Tagediebe herum, die ihr Lebtage zur See und Land den Degen führten; in der Villa Falconara aber gehst Du Tag und Nacht frei aus und ein, Dir öffnen sich alle Thore; sind wir einmal drinnen, so haben wir nichts als einen schläf-

rigen Koch oder ein Paar Stallbuben zu knebeln, rasch einzupacken und zum Spaß ein Paar Weibsbilder in ihren Nachtkleidern aus den Federn zu schrecken."

„Schurke, wenn Du sie mir berührst!" donnerte Marotto.

„Ach, das ist's," lachte Michaele, „verliebt hast Du Dich auf Deinem Vorposten — eine Hand wäscht die andere, die Burschen sollen keine Mädel dort anrühren, ich will ihnen schon die Hölle heiß machen, wie sehr Ruhe und Eile noththäten — aber nun mach' fort. Nach diesem Fang wollen wir in Gottesnamen die Theilung erwägen, von der Du früher sprachst. Ich läge selber gerne irgendwo auf der faulen Haut, wo man mich für einen ehrlichen Kornhändler hielte, aber glaube mir, ich habe zu dem Gewerbe, das ich bisher trieb, zu viel natürliche Anlage, als daß ich vor einer vollen Geldkiste stehen könnte, ohne sie aufzubrechen."

„Michaele, es wird uns Allen den Kopf kosten."

„Als ob wir schon etwas unternommen hätten," bemerkte der, „was uns hätte wohlfeiler zu stehen kommen können, wenn unsere Arbeit wäre gerichtlich geschätzt worden. Genug, Du findest Alles wie es zuerst verabredet war, die Villa umstellt, daß keine Katze durchkann; der Zuwachs des neuen Burschen, des einzigen, der vom letzthin gestrandeten Caperschiffe der Küstenwache entschlüpfte, erlaubte mir die Posten enger zu stellen. Aber wie stehst Du da? ganz verloren und mit verglasten Augen?"

„Hölle und Schwefel! ich bedenke, soll ich mir oder Dir das Stilet in den Leib rennen, oder dem alten Marchese, dem stolzen Esel — oder ihr — ihr! das erste und das letzte wäre am besten."

„Du warst ein Narr, so lange ich Dich kenne," schalt Michaele, und Andrea erkannte aus dem raschen Zusammenschlagen der Zweige über ihnen, daß die beiden Räuber sich rasch entfernten — endlich war kein Laut mehr von ihnen zu vernehmen.

Nun richtete sich Andrea auf oder besser gesagt, die Nothwendigkeit, der Drang zu helfen, zu retten, schnellte ihn in die Höhe. Am schwersten fiel es ihm vor Allem auf's Herz, daß er nicht mit Bestimmtheit wußte, welche Richtung er einzuschlagen habe, um auf dem kürzesten Wege zur Villa Falconara zu gelangen, und dabei stieß ihm schon wieder die neue Besorgniß auf, daß eben die kürzesten Wege, als die nächsten und bequemsten von den Banditen wahrscheinlich verlegt, die weiteren und offenen aber durch den Garten bei der Nähe der Gefahr nutzlos waren. In dieser peinlichen Lage that er nun, was das Klügste war, er bewegte sich rasch vorwärts, um aus der Nacht unter den undurchdringlichen Zweigen an eine mondbeschienene, wo möglich erhabene Stelle zu gelangen, von der aus er sich zu orientiren hoffte. Er folgte so gerade, als es ihm die Baumstämme erlaubten, an die er im Finstern häufig anstieß, der Erhöhung des Bodens und fand sich, schneller als er es erwartete, auf einer freien

Anhöhe, wo er schon oft gewesen und deren Lage gegen die Villa Falconara er genau kannte. Einen dankenden Blick sandte er zum schimmernden blauen Himmel, an dessen östlicher Neigung der Mond schon tief gegen die fernher rauschende See hinabsank, dann schlug er mit Sicherheit einen oft beschrittenen Pfad ein. Aber je näher er sich dem Hause wußte, dessen geliebter Bewohnerin er Warnung und Hilfe bringen wollte, (denn nur die Sorge um Enrichetta erfüllte jetzt sein gutes Herz, das alle Unbill vergessen hatte), zu desto größerer Behutsamkeit fühlte er sich angewiesen, denn mit jedem Schritte mußte er gewärtig sein, die wachsame Kette zu durchbrechen, welche die Posten der Räuber um die Villa bildeten. Die einzelnen konnten nicht allzunahe stehen, dieses zu schließen, erlaubte ihm die bekannte Weitläufigkeit des Gebäudes, aber nur von dem günstigen Zufalle durfte er hoffen, unbemerkt zwischen zwei Posten durchzuschlüpfen; leichter konnte er in der Dunkelheit auf einen Feind losstolpern, am leichtesten aber noch durch das Geräusch, mit dem er durch die Büsche brach, die verderbliche Aufmerksamkeit eines selbst entfernter stehenden Postens auf sich lenken; denn der Wald war todtenstille und jedes Blatt, das sich bewegte, rauschte vernehmlich. So schob er sich hastig, lauschend, zagend und wieder hastig vorwärts, bis er auf einer kleinen Blöße am Rande eines ziemlich tiefen Grabens stand, in dem ein lebhafter Bach rieselte. Am andern Rande sah er im ungewissen Mondlichte einen metallischen Glanz,

wie von einem Flintenrohre, und eine dunkle Gestalt, die behutsam den Kopf zu drehen begann. Andrea merkte bald, dem bewaffneten Manne da drüben falle er auf, nur zweifle jener in der Dämmerung, wofür er ihn halten solle; die Vorwärtsbewegung des Flintenrohres aber deutete auf eine so gefährliche auf alle Fälle gefaßte Wachsamkeit, daß sich unser Held schnell besann, kühn in den Graben hineinsprang und sich im dichten Gebüsch hurtig verkroch und stille hielt. Er lauschte, jede Muskel in die regungsloseste Ruhe bannend; Gottlob, es nahte kein nachspürender Tritt. Hastiger tappte er wieder durch's Gestrüppe vorwärts, da wich der Boden unter seinen Füßen, und er fiel auf einen harten Grund hinab — schnell ermannte er sich und fand sich auf dem Marmorpflaster einer künstlichen Grotte, in die er durch eine vom Gebüsch verwachsene bogenförmige Oeffnung gefallen war. Hier war es feucht und dumpfig. Im welken, faulenden Laube, das der Wind im vergangenen Herbste durch die Luftlöcher, auf den Boden herein geworfen hatte, rauschten aufgestörte Eidechsen und anderes kriechendes Gethier, das Einsamkeit und Näße liebt; einige matte Mondesstrahlen brachen sich in dem Wasserspiegel, der mitten in einer Marmorfassung lag, und beleuchteten ein paar weiße vergessene Statuen, die unheimlich aus Wandnischen hervorleuchteten. Andrea erkannte diesen versteckten Ort. Es war das Bad, das die Vorfahren seines Onkels erbaut hatten, das aber seit Menschen-

gedenken nicht mehr benützt wurde. Als Knabe hatte er oft furchtsam durch den niederen Eingang hineingelauscht, und ebenso mit verhaltenem Athem huschte er jetzt durch denselben, von dem er wußte, daß er gegen die Vorderfronte der Villa münde, hinaus, froh, unter dem Schutze dieses unterirdischen Weges durch die Linie der drohenden Feinde gedrungen zu sein. Aber eine neue Schwierigkeit stieß ihm auf. — Vor der Vorderfronte der Villa war ein weiter mit niedern Blumenbeeten gezierter Rasenplatz, der gewiß jetzt von den Räubern so wohl in's Auge gefaßt war, daß es unmöglich erschien, über denselben zum Thore zu gelangen. So tief auch der Mond schon stand, so beleuchtete er doch immer noch zu licht diese Gänge. Andrea kroch daher im Gebüsche bis zum einen Ende der Schloßfronte, vor der eine Reihe das flache Dach überragender Ulmen grünte, plötzlich wagte er ein paar windschnelle Sprünge über den mondhellen Rasen und im nächsten Augenblicke kletterte er wie eine Katze am Stamm des einen Baumes hinauf und barg sich glücklich in den dichten Zweigen, in denen er nun aufwärts stieg. Einem schwach von einer Nachtlampe beleuchteten Fenster gegenüber saß er nun in den Aesten. — Es war Enrichetta's Fenster — ach — und verschlossen! Andrea suchte mit dem Finger daran zu klopfen, doch stand die Ulme zu weit davon, er konnte es nicht erreichen. Er getraute sich nicht laut zu rufen, vorsichtige Stille schien ihm auf seiner grünen Warte nöthig, um nicht als un-

bestellter Wächter von einer wohlberechneten Kugel hinabgeworfen zu werden. Er knüpfte sein Taschentuch und warf es an die Scheiben — die Tafeln klirrten kaum — niemand öffnete —; da fiel ihm das Letzte ein — er brach einen Zweig ab, und fuhr mit dessen laubigem Ende emsig an den Fensterscheiben auf und nieder, um wenigstens durch anhaltendes Geräusch, da ein heftiges nicht gestattet war, die Schläferin drinnen zu wecken.

8.

Was hilft dir noch die kurze Frist,
Erwiedert er, es ist, es ist
Der letzte Schuß gefallen.

Platen.

Enrichetta lag in üppigen Träumen, im Vollgenusse ungemessenster Pracht und Heiterkeit. Allmälig verschwammen ihre Traumbilder in zitternden Linien, ein gewisses Gefühl der Angst und Unsicherheit lauerte in dem Hintergrunde und in allen Winkeln der geträumten Räume. Deutlicher sprach sich der Grund dieser Empfindung in einem immer wachsenden Rauschen aus, wie von einem näher kommenden Sturme oder von einer hereinbrechenden Springfluth. Die heitersten Angesichter der Träume schlugen in verhaßte Fratzen um, Menschen, Bäume, Blumen traten vor der Träumenden zurück, welche dadurch und durch das immer heftigere Rauschen

erschreckt, mit einem tiefen Seufzer erwachte, und sich mit der Hand durch die Locken fahrend im Bette aufrichtete. Beruhigt erkannte sie im gedämpften Lichte der Lampe das trauliche Schlafgemach in seiner wohnhaften Sicherheit und Bequemlichkeit, aus dem angenehmen Gefühle aber, das ihr dieser Anblick erregte, schreckte sie wieder das unheimliche Rauschen, das sie schon aus ihrem Traume wach geängstigt hatte und nun vernehmlich an das Fenster schlug. Sie richtete Gesicht und Gehör mit aller Aufmerksamkeit auf den beunruhigten Punkt und durch diese kräftige Anspannung der Nerven befreite sie ihren Geist von den letzten Dämmerungen des Traumes. Die wägende Ueberlegung drang ihr die Meinung auf, es schlage eine zu früh erwachte Taube oder ein verflogener Waldvogel mit seinem Fittige an ihre Fensterscheiben. Sie schwang sich vom Lager, schlug den Vorhang zurück, öffnete furchtlos das Fenster und fuhr mit der Hand suchend über das Gesims. Der Mond war tief hinabgesunken und erhellte den Himmel, auf dem die Baumwipfel ihre schwarzen Umrisse zeichneten, bleich und bleicher, und warf nunmehr einen matten Silberglanz auf die leise wallende See.

Da berührte Andrea die suchende Hand mit seinem Ulmenzweige, und flüsterte: „Enrichetta?"

„Andrea, Du Verwegener," rief die Dame mehr überrascht, als entrüstet und faßte zurücktretend mit jeder Hand einen der Fensterflügel, um sie klirrend zu

schließen, doch hielt sie in diesem Beginnen inne, da Andrea mit ängstlich bittenden Geberden zu sprechen begann:

„Laß mir das Fenster offen, Enrichetta, und halte Dich still und mache kein Geräusch — ich muß zu Dir in's Zimmer — stille um Gotteswillen, sprich nicht!"

„Dich macht die Liebe verrückt, mein guter Vetter!"

„Du Grausame, da ist von Liebe keine Rede, oder doch nur von ihr. Nimm's wie Du willst — Eurem Gute droht Gefahr. Hier außen spreche ich zu laut und könnte mich verrathen — tritt von der Fensterbrüstung — so —" und nach diesen Worten ließ er mit den Händen die Aeste los, neigte den Oberleib über den fast eine Klafter breiten Abgrund, der zwischen der Wand der Villa und der Ulme gähnte und sprang, mit gelenken Füßen sich vom Baumstamme wegschnellend, eben so kühn als sicher in das Zimmer; aber von der Gewalt des Sprunges brach er vor Enrichetta auf die Knie zusammen. Sie neigte sich voll Theilnahme und faßte seine Hände, er bedeckte die ihrigen mit Küssen und aus seiner vor Erschöpfung fliegenden Brust rangen sich die Worte: „Ich hätte Dich unendlich lieb!".

Enrichetta sah erst jetzt beim Lichte ihrer Lampe, in welchem Zustande sich Andrea befand — ohne Hut, verwirrte Haare, blasses schweißbedecktes Antlitz, bebende Lippen, von Dornen verletzte Kleider und blutige Hände, und oben brannten zwei schöne Augen voll Sorge und Liebe.

Enrichetta liefen die Thränen über die Wangen, rasch schloß sie das Fenster, und hob den Eindringling, der noch immer am Boden kniete, auf, und geleitete ihn auf den Divan, in dessen Kissen ihm das Haupt zurücksank, denn nach all' den überstandenen Gemüthsbewegungen, Anstrengungen und Gefahren, trat nun die körperliche Abspannung ein, die so natürlich war. Enrichetta war theilnahmsvoll um ihn beschäftigt. Sie strich ihm die Haare aus dem Gesicht, und ließ dabei mit Wohlgefallen ihre Hände über seine Wangen gleiten. „Ich werde Dir Limonade bereiten, Du verliebter Thor, Du unwiderstehlicher Waghals. Den Sprung werde ich Dir nie vergessen, eben so wenig als den ganzen allerliebst närrischen Streich. Du wärst mir der erwünschteste Cavalier auf der ganzen Insel, könntest Du Dir nur das Milch- und Gemüsehandeln abgewöhnen und das langweilige schlichte Bauernleben. — Es wird doch nicht gehen! So, nun siehst Du wieder frisch und besonnen aus — verlange Deinen Botenlohn, dann geb' ich Dir den Schlüssel zur blauen Galerie; von dort aus sieh zu, wie Du durch den Garten ungesehen fortkommst, Unbesonnener!"

Andrea hatte sich wirklich erholt, von dem Geschwätze seiner Geliebten aber nichts vernommen als den Schluß, der ihn aus den Kissen aufriß. „Ja, fort — ich brachte Dir was ich wollte — Warnung, Rettung, Du wirst Alles erfahren — o wenn Du begriffest, was Lieben ist!" damit ergriff er die Lampe

und stürmte aus dem Gemache. — Durch die lange Reihe der hallenden Zimmer, Säle und Galerien hörte ihn die im Finstern gebliebene Enrichetta die Thüren aufreißen und zuschlagen, und war dabei um seinen Verstand in der ängstlichsten Sorge.

Andrea trat im Vorübereilen in die Bedientenzimmer, schrie die Schläfer wach, befahl den Staunenden die Thore zu verrammeln und beflügelte die bleiernen Sohlen der Schlaftrunkenen mit dem gefürchteten Namen: »Marotto di Cosenza.«

Weiter drang er in Temericourt's Schlafgemach, dem er die Gefahr in gedrängten Worten schilderte; — die bekannte Redlichkeit des Berichterstatters, sowie der Ausdruck des sorgenvollsten Entsetzens in seinen Zügen, ließen den Ritter an der Wirklichkeit der Gefahr nicht zweifeln; auch er fand das Verrammeln der Thore zweckmäßiger, als ein lärmendes Hinausprallen, da die Ueberzahl und Uebermacht auf der Seite der Räuber mit Grund zu vermuthen war. Unterdessen begann das Hin- und Widerrennen in der Villa, der Marchese kam, von seinem Kammerdiener geweckt und zitternd, Andrea eilte zu den Leuten an den Thoren, Temericourt trat mit einer guten Kugelbüchse bewaffnet auf der mittleren Altan hinaus.

Der Mond war untergegangen, — die ganze Umgebung lag vom trügerischen Schatten der Nacht bedeckt. Der Malteser meinte eine dunkle Gestalt aus dem Walde sich über den Rasen gegen die Villa her-

bewegen zu sehen. Es schien ihm nicht, als ob sie Waffen trage — da stürzte Sylva bleich von Furcht auf den Altan und sprach zitternd, des Ritters Hüfte umschlingend: „Euch allein vertraue ich — Ihr werdet uns schützen vor den größten Uebeln dieser Nacht. O wäre nur Erbach zugegen!"

So sehr Sylva's oft ersehntes Anschmiegen des Ritters Blut und Muth erhitzte, so kalt berührte ihn der Schluß ihrer Rede und er erwiederte: „Ihr erwartet mit Recht von mir, mein Fräulein, daß ich auch dießmal meine Pflicht erfüllen werde, Ihr habt mich oft genug mit Worten und Blicken und ach, durch Eure Unempfindlichkeit darauf hingewiesen. Doch haltet Euch ruhig und laßt mir die Arme frei, daß ich meine Büchse gebrauchen kann. Seht Ihr jene Gestalt?"

„Ich sehe nichts, die Augen schwimmen, die unnatürliche Angst schnürt mir das Herz zusammen. Wenn ich der Räuber gedenke, schaudere ich, mehr noch, wenn ich Eure Büchse blinken sehe, Herr Ritter —"

„Nun tritt der schwarze Geselle hinter jene Rosenhecke," sagte Temericourt, „wenn er hervortritt, ist er nahe genug — dann rufe ich ihn an."

„Und wenn er nicht Antwort gibt? —" stammelte das Fräulein.

„Dann schieß' ich ihn nieder —"

„O halt — Temericourt." Sie sank in die Knie.

„Warum doch niemand kommt, Euch wegzuholen, Sylva!"

„Nein — nein — hier muß ich bleiben," sagte diese zitternd heraufgreifend.

„Ruhig — er kommt näher."

„Halt!"

Temericourt spannte knackend den Hahn seiner Büchse und rief: „Wer da? so spät?"

Die herzuschreitende Gestalt erhob die Linke und winkte damit dem Rufer zu schweigen.

„Wer da?" wiederholte der ungesäumt.

Da schlug der Näherkommende einen heftig schnellen Schritt ein, schob eine Larve unter den Hut; in demselben Augenblicke schloß ihm aber Temericourt die Kugel durch die Brust, daß er, wie vom Blitze getroffen, regungslos in das Gras niederschlug.

Sylva war in Ohnmacht gesunken. Andrea, den der Knall aus dem Thorwege auf den Altan gerufen hatte, sah den Gefallenen sich im Grase lautlos winden, dann erstarren. — Unterdessen schaffte man Sylva auf ihr Zimmer in Enrichetta's und ihrer Zofen Pflege, während die Männer alle auf ihren Posten blieben, und Temericourt seine Kugelbüchse von Neuem lud. Keiner wagte es vor das Thor zu treten, man fürchtete das Vorrücken der Bande — aber es blieb außen Alles stille. Still lag der Leichnam und der duftende Wald, in dessen Wipfeln der Morgenwind zu flüstern begann, während der siegende Tag seine purpurnen Fahnen über Land und Meer entfaltete. In den Ulmen girrten die Tauben, Falke und Geier rauschten aus den Eichen-

wipfeln und langgezogene Töne der Nachtigallen flogen wie klingende Pfeile des Liebesgottes aus den kühlen Laubhallen.

„Nun hat's keine Sorge mehr," sagte Temericourt, „da der Tag sein blaues Auge wieder aufschlägt."

Darauf schoß er sein Gewehr in die Luft ab und fuhr, mit Andrea von der Altane gehend fort: „Kommt nun zu den Damen, Euch den Lohn zu holen, um den ich Euch der schönen Lippen willen beneide, die ihn zu spenden haben. Bei Gott, Ihr seid eine treue Seele Signor Foramitti, und mich dünkt, diese Nacht muß Alles wenden."

9.

Wie liegst Du hier erschlagen,
Der mich zu trösten pflag!
Was hast du mir nachgelassen?
So manchen betrübten Tag.

Altdeutsches Volkslied.

Die beiden Herren begaben sich nun in das Zimmer, in das sich die Damen zurückgezogen hatten. Dort fanden sie Enrichetta mit ihrem Kammermädchen Rosina um Sylva beschäftigt, die blaß und angegriffen auf dem Divan lag und fieberhaft zitterte. Man schrieb dies auf Rechnung der ungewohnten Gefahren der kaum entwichenen Nacht, und Temericourt bemühte sich durch Schilderung der friedlichsten Sicherheit, in der

man sich jetzt wieder befinde, Sylva's Gemüth zu erheitern. Es war aber, so oft er zu sprechen anhob, in Sylva's widerwilligen Zügen bemerkbar, daß sie seine Gegenwart kaum ertrug, und so oft sie fühlte, daß es schicklich sei, ihre widerwärtigen Mienen durch einen Vorwand zu entschuldigen, bemerkte sie laut: es sei nichts peinlicher als einen todten Menschen in der Nähe zu wissen, und sie wünsche nicht sehnlicher, als daß man den Erschossenen aus den Rosenhecken wegräume.

„Hat man denn nicht nachgesehen," fragte Enrichetta, „ob der Unglückliche nicht etwas blos verwundet und ihm noch Hilfe zu bringen sei?"

Andrea, der es bei all' seiner Gutmüthigkeit doch endlich mißmuthig empfand, daß ihm für all' seine Aufopferung, für die Rettung aus so augenscheinlicher Gefahr nicht nur kein Dank, sondern nicht einmal Beachtung zu theil wurde, entgegnete:

„So sind die Frauen, für den gerichteten Missethäter haben sie mehr Mitgefühl, als für sein ausersehenes Opfer. Hätte ich mich wohl, nachdem ich mich den Kugeln und Dolchen dieser Räuber mühevoll entwand, um als Retter früh genug hieher kommen zu können, noch einmal dem Feuer ihrer Flinten aussetzen sollen, um Deinem grillenhaften Mitleid genug zu thun? O geh, Enrichetta, — Du weißt nicht, was Du willst — und was Du thust. Der blasse Bursche in den Rosenhecken hat die Frische des anbrechenden Morgens nicht mehr empfunden."

Sylva warf sich angstvoll stöhnend auf die andere Seite und sagte:

„Die Todeskugel so rasch auf einen Mitmenschen, in die schwarze Nacht hinauszuschießen!"

Nun fand sich aber Temericourt verletzt und zum Fenster tretend, in dessen Brüstung sich auch Andrea verdrießlich zurückgezogen hatte, murrte er:

„Foramitti, diese Damen scheinen zu zart, sich vertheidigen zu lassen; mir scheint, es wäre ihnen bequemer gewesen, zu unterliegen."

„Da seht, Herr Ritter — dort tragen sie den Todten, an dem wir uns so versündigten, in's Thor."

Nur wenige Secunden nach dieser Aeußerung Andrea's hörten die Herren hinter sich im Zimmer rufen: „Sylva, so bleib, Du bist nicht angekleidet. Sie hat das Fieber!"

Als nämlich die Herren an's Fenster getreten waren, stand Enrichetta mit dem Rücken gegen Sylva, beschäftigt der Leidenden einen beruhigenden Trank zu bereiten; diese aber war, als sie vernahm, daß man den Todten bringe, aufgesprungen und entflohen. Enrichetta, Temericourt und Andrea eilten ihr nach und fanden sie in der Thorhalle der Villa, die mit einem marmornen Brunnen, Statuen und blumenreichen Jaspistreppen geschmückt, einen der heitersten Räume des prachtvollen Landhauses bildete.

Hier fanden die Herbeigekommenen die Leiche auf dem von der Frühsonne beleuchteten Steinpflaster liegen.

Es war ein stattlicher Mann in schwarzen Kleidern, wie sie die Edelleute damals trugen, seine Gesichtszüge verbarg eine schwarzsammtne Larve, der Federhut haftete noch tief in seine Stirne gedrückt.

Sylva kniete zu seinem Haupte, warf ihm den Hut ab und fuhr mit schaudernდem Behagen durch die hervorquellende Fülle seiner schwarzen Locken. Es war, als würde ihre weiße Hand bei diesem Beginnen noch bleicher, während ihr verzerrtes Antlitz sich angstvoll röthete. Die Adern schwollen auf ihrer Stirne, die Augen sperrten sich weit auf zu ausdruckslosem Starren, sie öffnete den Mund, sei es zu einem Angstschrei oder zu einer Frage, dabei ließ sie die Rechte langsam und mechanisch, wie einen Hebel, gegen das bedeckte Antlitz des Todten sinken, nahe genug aber spannte sie krampfhaft die Finger aus, riß die Larve mit einem Ruck aus den Bändern und warf sie von sich.

Es waren Erbach's Züge, die Sylva's Hand enthüllt hatte. Der Röthe ihrer Wangen folgte die Farbe der Kreide, sichtbar welkten die Muskeln ihres Gesichtes und der heitere Zauber der Jugend verließ ihr Antlitz in dieser Stunde für immer. Mit aufgerichtetem Oberleibe, regungslos, kniete die Gemarterte, plötzlich durchrieselte sie die Wärme des Lebens wieder, mit der liebevollsten Theilnahme neigte sie sich über den todten Freund. Mit beiden Händen faßte sie sein Haupt und hob es zärtlich in die Höhe, sie versenkte ihre Blicke in den gebrochenen Glanz seiner Augen, wie in jenen Stunden

süßen Zweifels, in denen man vom holdesten Vorurtheile befangen, dennoch dem Geliebten bis auf den Grund der Seele sehen möchte, ob auch kein Körnchen Arges drinnen wurzele. Dann zog sie die Rechte behutsam unter seinen Locken hervor, und berührte mit zartem Finger seine bleichen Lippen, als wollte sie darauf die Spur des letzten Wortes finden und erkennen, ob es ihr unvergessener Name war. Dabei flüsterte sie den Umstehenden unerklärliche Worte:

„Entweder komme ich wieder, dann müßt Ihr zu mir niedersteigen aus Eurer reinen Höhe — oder ich komme nicht mehr, dann hab' ich nach großem Verluste das Beste wieder gewonnen. Da bist Du — Du siehst aber nicht zufrieden aus, mein Engel!" Unter diesen räthselhaften Reden perlten Thränen aus ihren Augen, und immer tiefer senkte sich ihr Antlitz über seines, bis sie bewußtlos auf die Leiche hinfiel.

Niemand von den Umstehenden machte Miene die Hingesunkene aufzurichten, alle standen in regungslosem Staunen über die Erscheinung des getödteten Grafen und über Sylva's räthselhaftes Benehmen. Der alte Falconara, der unterdessen herabgekommen war, maß unruhig mit langen Schritten die Halle, Andrea, dem nun das im Walde belauschte Gespräch der beiden Räuber immer verständlicher wurde, suchte unbemerkt hinweg zu schleichen, um jeder Frage und Erklärung auszuweichen, Temericourt aber stand unbeweglich mit geballten Fäusten den Mantel vor der Brust zusammen-

haltend, herausfordernd ruhten seine Augen auf Erbach's blassen Zügen, als dürfe der Ritter nach dem, was er gesehen, noch einmal den Tod in das Herz des Nebenbuhlers senden, mit dem er ein schandvolles Geheimniß gestorben glaubte.

Enrichetta brach zuerst das Stillschweigen, mit rührenden Geberden den Grafen zu beweinen, dem fern von mütterlicher Erde die Furcht eines Wahnwitzigen und der Blutdurst eines Vorschnellen ein so unglückliches Ende bereitet hätten.

„Und käme der Graf oder wer immer dieser Todte sein mag," brach Temericourt los, „noch hundertmal so, wie heute Nacht einem Hause zugeschritten, das wehrlos im Walde steht, zu so verdächtiger Stunde und ohne Antwort auf meinen ehrlichen Zuruf, beim heiligen Kreuze, ich schösse ihn noch hundertmal durch die Brust, und wäre er selbst der Geliebte meiner Schwester. Kommt, Andrea, ringt Eure Empfindungen und alles, was Ihr sonst jetzt noch zu sagen hättet, nieder und laßt es die Zeit an den Tag bringen, wer in diesem Falle vorschnell und wer wahnwitzig gewesen ist. Laßt uns gehen, Freund, beide mit gebrochenen Herzen um eines schlechten Herzens willen."

Damit zog er Andrea aus der Halle, sattelte im Stalle selbst sein Pferd und ritt von seinem Schicksalsgenossen geleitet in den alten Eichenwald hinaus, den der frische Morgenwind durchfegte.

Von den Zurückgebliebenen hatte nur Einer die Worte des Maltesers in seinem Gemüthe empfangen;

der alte Marchese vernahm, während Enrichetta und herbeigekommene Mädchen der ohnmächtigen Sylva beisprangen und sie endlich über die Stiege hinauftrugen, ohne in seinem Auf- und Niederschreiten anzuhalten, alle Reden, die gesprochen wurden und erwog sie wohl. Endlich war er mit der Leiche allein.

Mit unterschlagenen Armen betrachtete er die oft und gern gesehenen Züge, den beredten Mund, schüttelte das graue Haupt und flüsterte: „Wer kann es wissen, wer? Doch Temericourt's Verstand ist scharf, sein Herz redlich — darum die Erde über den Todten und eine gute Nachrede und zuletzt ein stolzes Stillschweigen."

Mit diesem Vorsatz begab sich der Marchese in das Zimmer, welches Erbach bewohnt hatte, schloß sich ein und durchstöberte alle Laden und Fächer. Nach stundenlangem Suchen fand er ein Päckchen Papiere, die den Erschossenen als Helmreich Graf von Erbach legitimirten. Mit diesem Fund eilte der Alte in sein Schlafgemach, barg ihn dort in einem geheimen Fache des Wandgetäfels, trocknete sich den Angstschweiß von der Stirne und flüsterte nach tiefem Aufseufzen vor sich hin: „Von nun an gibt es über ihn keine andere Nachricht mehr, als die ich geben mag; ich bin gesichert."

Was aber wär' im Stande uns zu sichern vor dem Schwall des Tagesgespräches, der über die höchsten Dämme steigt, durch die feinsten Risse quillt, das Unmöglichste wahrscheinlich, das Verborgenste offenbar

macht und niemand verschont? So halfen auch die Maßregeln des argwöhnischen Marchese wenig. Was frommte es, daß man die Leiche des Grafen im schwarz behangenen Saale zwischen hundert und aber hundert Lichtern ausstellte, vergoldete Handhaben und Grafenkronen an die Wände des Sarges nagelte und tausend der herrlichsten Blumen auf die schwarzbedeckten Stufen des Piedestals setzte, wo sie im Lichterglanze erblaßten und im Leichengeruche verwelkten? Was nützte es, daß fromme Franziskanermönche aus Catania Tag und Nacht zu Füßen des Katafalks beteten, umstanden von der gaffenden Menge des Volkes, das immer bereit ist, selbst um des erbärmlichsten Schauspieles willen, seine Aecker oder seine Werkstatt zu verlassen? Konnten es die reichgekleideten Lakaien an den Thüren verhindern, daß die übelsten Vermuthungen herein und die schlimmsten Nachreden hinausgetragen würden?

Diese pomphafte Ausstellung dauerte zwei Tage, und wenn Nachts die Villa dem Volke geschlossen wurde, und im Leichensaale das Bienengesumme des Tages verstummt war, kniete Sylva mit ihrem Herzen voll Schmerz und Liebe zu den gedankenlos plappernden Mönchen und betete mit ihnen für die Seele des Todten, dessen geliebtes Haupt hoch oben zwischen den unruhig flackernden Kerzenflammen auf den schimmernden Kissen von Silberzindel ruhte und dessen Züge von Stunde zu Stunde in's Schreckenhaftere und Unkenntlichere verfielen.

Am zweiten Morgen dieser Leichenfeier fingen die Küstenwächter am Strande einen Burschen, welcher bemüht war durch Wehen mit einem Tuche und das Abbrennen einer Rakete die Aufmerksamkeit eines flaggenlosen Fahrzeuges, das verdächtig vor einer einsamen Bucht kreuzte, auf sich zu lenken. Der Gefangene wurde vor das Tribunal nach Catania gebracht, und schon ging in der Runde die Rede, der eingelieferte Strandläufer habe Geständnisse abgelegt, die anfingen ein helleres Licht über den unbekannten Gast der Villa Falconara zu verbreiten, der unter so auffallenden Umständen seinen Tod gefunden habe.

Dieses Gerücht drang auch zu den Ohren des alten Marchese und beunruhigte ihn nicht wenig; vor Allem drängte es ihn durch irgend einen Aufsehen erregenden Schritt der öffentlichen Meinung entgegen zu treten. Zu diesem Ende ließ er nach langer Erwägung am Morgen des dritten Tages, dessen Abend zur Bestattung des Getödteten bestimmt war, die Maulthiere satteln, ritt in prächtigem Kleide mit zahlreichen Dienern nach Catania hinab, und hielt vor dem Hause des königlichen Oberrichters. Die Büttel, die auf der Stiege herumlungerten, wiesen ihn bald mit tiefen Bücklingen in die Kanzlei des angesehenen Beamten, der, ein rüstiger Fünfziger, seinen vornehmen Besuch bei aller Höflichkeit mit jener Ueberlegenheit in Blick, Ton und Bewegung empfing, welche den tüchtigen Geschäftsmann in seinem Wirkungskreise bezeichnet.

Falconara nahm den angebotenen Sitz mit den Worten ein:

„Herr Oberrichter, mir ist zu Ohren gekommen, daß ein jüngst eingefangener Strolch Geständnisse gemacht habe, welche, daferne sie für wahr gefunden würden, im Stande wären, den unbefleckten Ruf meines uralten Hauses, wenn auch nur durch ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen, zu gefährden. Ich bitte Euch in diesem Interesse mir das Wahre mitzutheilen, damit ich mit meinen Beweisen gegen Bosheit, Neid oder müßiges Geschwätz zu Felde ziehen kann."

„Was ich weiß," entgegnete der Oberrichter, „Herr Marchese, will ich Euch gerne mittheilen, ich sehe jedoch nicht ab, was dagegen an Beweisen vorzubringen wäre, da es das alte Haus Falconara meines Erachtens nicht weiter berührt. Der Bursche, der vor Gericht gebracht wurde, strandete vor wenigen Tagen mit einem Seeräuberschiffe, dessen Wrack man noch heute von der Villa Falconara aus auf der Küste liegen sehen muß. Es gelang der königlichen Wache die Corsaren, die dieses Schiff bemannten, sämmtlich einzubringen, bis auf Einen, der in's Gebirge entkam. Dieser ist's, der gestern aufgegriffen worden ist. Seine Geständnisse sind bis jetzt unbedeutend, sie müßten nur durch nachfolgende Erhebungen gewichtiger werden; doch wage ich meine Ansicht hierüber, als eine bloße Vermuthung nicht auszusprechen. Der Kerl ist ein Calabrese, auf dieser Insel fremd und will sich zu einer Räuberbande geschlagen

haben, die er auf der Westseite des Aetna vorfand. Vorgestern mit Einbruch der Nacht habe man ihn in der Nähe einer Villa, die der Beschreibung nach die Eure sein dürfte, mein Herr Marchese, aufgestellt mit der Weisung, auf ein bestimmtes Zeichen gegen das Haus vorzubrechen. Dieses Zeichen sei ausgeblieben, im Walde habe er sich von seinen Spießgesellen zu weit entfernt, sich verirrt, und sei so der Küstenwache in die Hände gefallen. Den Hauptmann der Rotte habe er nie gesehen, da er auf einer geheimen Unternehmung abwesend gewesen sein soll. Dies ist Alles, Herr Marchese, und ich wüßte nicht, wie es Euch und den Ruf Eurer edlen Familie beflecken könnte, wenn Ihr nicht etwa feinere Beziehungen darin findet, die mir zur Zeit noch verborgen sind."

Die Stellung der letzten Worte fiel dem alten Falconara unliebsam auf, und mit Heftigkeit erwiederte er:

„Ich kann es mit meinem Ehrenworte gegen Jedermann betheuern, daß ich die Papiere mit meinen eigenen Augen gesehen, mit diesen Fingern gehalten habe, die über Stand und Herkunft meines unglücklichen Gastes keine weiteren Zweifel aufkommen lassen."

„Damit wird jedem Privatmanne genug gethan sein," entgegnete der Oberrichter, „das Gericht wird sich über das, was ihm zu wissen nöthig, auf geeignetem Wege die Gewißheit zu verschaffen wissen; die Fluth des Tagesgesprächs aber muß man verrinnen lassen,

jeder Damm, den man ihr entgegensetzen will, vermehrt ihr tosendes Geräusch."

Hier trennten sich beide Herren, der Marchese bestieg sein Maulthier und ritt den Molo hinab.

Eben hatten die vier Malteserschiffe die Anker gelichtet und stachen in die hohe See. Geschäftig wühlten im Meeresschaume die hundert Ruderfüße der Galeeren, während die gewaltige Fregatte mit vollen Segeln die Wogen durchschnitt und donnernd die Kanonengrüße des Kastells erwiederte. Am Strande wimmelte das Hafengesindel und zählte die letzten Geldstücke, die es von den reichen Gästen verdient hatte, während hinter den Gardinen hoher Fenster sehnsüchtige Frauenaugen den enteilenden Schiffen nachglühten, heiße Lippen sich auf zurückgelassene Liebespfänder drückten und von den Villen, die am aufsteigenden Gebirge prangten, weiße Hände die holdesten Grüße der rothen Ordensflagge und den wehenden Wimpeln nachwinkten, mit denen der Wind wie das Schicksal mit den Herzen spielte.

Aber auch auf den Verdecken war ein buntes Gedränge, nur Temericourt lehnte am Maste, trotzig, schweigsam. In einer kleinen Cabine der Fregatte saß Foulcon und betrachtete durch's Fenster die verschwindende Küste, auf der er — ach! er wußte es nur zu gut — den letzten Kuß geküßt hatte. Als er sich die Augen trocknete, klirrten die Ketten seiner Hände.

10.

> In den Küssen welche Lüge!
> Welche Wonne in dem Schein!
> Ach, wie süß ist das Betrügen —
> Süßer das Betrogensein.
>
> Heinrich Heine.

Am herrlichsten Sommerabende begrub man den getödteten Gast der Villa Falconara. Nichts konnte einen unheimlicheren Anblick gewähren als der prachtvolle Leichenzug, der in das beraste Blumenparterre hinaustrat. Durch den mittelsten breiten Kiesgang bewegte er sich feierlich auf den in Marmor ruhenden Teich zu, den auf künstlichen Felsen Neptun mit seinen Nereiden und Tritonen überragte. So lang auch der Zug war, so hatten seine letzten Reihen doch das Portal der Villa schon weit hinter sich, als die Fahnenträger, welche ihn eröffneten, den Rand des Teiches bei weitem noch nicht erreicht hatten. So wand sich der schwere lautlose Leichenpomp wie eine farbenprächtige Schlange zwischen den Blumenbeeten um so fremdartiger hinab, je heiterer diese ihre duftenden Häupter schüttelten, als wollte sie sagen: Was kümmert uns diese Leiche? Was sollen uns diese goldbordirten Livreen, diese Mönche in weißen und schwarzen Kutten, wie Schlafwandler die Lippen bewegend —? Dabei brannten die Wachskerzen in Aller Händen so ängstlich und unterdrückt, als schämten sich die goldgelben Flämmchen vor der großen Feuerrose, die leuchtend in das blaue Mittelmeer hinabsank.

Welch' eine Bürde von theilnahmsloser Pracht um diesen Sarg, an dem die frisch gemalten, papiernen Wappen widerwillig zu rauschen schienen!

So zog man dahin, der alte Marchese mit gefurchter Stirne und unruhigen Augen, häufig einen schnelleren Schritt einschlagend, als wünsche er die Leiche schon unter der Erde, die Cavaliere der Nachbarschaft schweigend mit höflichen gefühllosen Gesichtern, die Statuen und Blumen am Wege musternd, Enrichetta in einem schwarzen Sammtkleide reizender als je, mit den Augen immer in den Reihen der Herren, wo der Graf Caldalho in seiner vornehmen Pracht, in der Glorie seines abenteuerlichen Lebens und seines fabelhaften Reichthums dahin schritt. Die einzige Sylva sah bleich und tief ergriffen aus, und wenn auch ihre Augen thränenlos blieben, so zuckten doch ihre geschlossenen Lippen unwillkürlich und um so schmerzhafter. Sonst merkte man allenthalben, daß hier ein Fremder, der unter Fremden gestorben, zu Grabe getragen würde.

Da war der Zug, von seiner ersten Richtung abweichend, in den Eingang einer dunklen Allee getreten, aus der ein breiter Weg zwischen laubigen Gesträuchen und Ulmen in die Waldnacht hineinführte. Hier stand mit schwarzbehangenen Maulthieren bespannt ein Leichenwagen, daneben Karossen. Der Sarg wurde auf den Boden gestellt und von den Priestern noch einmal gesegnet, dann auf den Leichenwagen gehoben, der sich langsam auf dem Waldwege fortbewegte, um die

fremde Leiche zum Genusse des letzten Gastrechtes in die Familiengruft der Falconara zu bringen, welche sich eine halbe Stunde weit entfernt in der verlassenen Kirche einer eingegangenen Karthause, auf einem verwachsenen und halbvergessenen Waldgrunde befand. Die Lichter der Diener und Mönche, die in der Laubnacht kräftiger leuchteten, verschwanden schon flackernd hinter den zahlreichen Baumstämmen, als sich die Karossen gefüllt hatten und nachrollten.

Viele Leichengäste waren zurückgeblieben, bildeten bunte Gruppen zwischen den blumenreichen Rasenplätzen, zerstreuten sich endlich gegen das Schloß hinauf, und der Rand des goldfischreichen Teiches, in dessen grünem Spiegel Federwölkchen, Ulmenwipfel und ein ganzes Götterchaos durcheinanderzitterten, fiel in die reizendste Einsamkeit zurück.

Hier saß auf einem Gartensopha Enrichetta, welche, allen traurigen Gedanken abhold, sich dem Leichengefolge so bald wie möglich entzogen hatte. Mit weißer Hand hob sie den Saum des heißen Sammtkleides vom schönen Füßchen empor, das sie auf den Marmorrand des Wassers stellte. Sie trieb da ein anmuthiges Spiel, indem sie rasch mit der Fußspitze die Wellen berührte, so daß die neugierig herbeigeschwommenen Fischchen sich herumschnellten und erschreckt unter die Wasserpflanzen in die Tiefe fuhren. Dann neigte die Dame ihre Stirne und sah ihnen nach, lang und länger, es wäre schwer zu errathen gewesen,

ob ihr eigenes erfreuliches Spiegelbild ihre Augen fesselte oder ob es lüsterne Nixenmärchen waren, welche ihre immer geschäftige Phantasie unter den Lotosstengeln vor sich gehen ließ.

Da schreckte sie eine Stimme auf mit den Worten: „Ich möchte, mein edles Fräulein, nicht länger unbemerkt neben Euch stehen, als wollt' ich Euch behorchen oder überfallen."

Enrichetta erkannte schnell den Grafen Caldalho und erwiederte ohne Verlegenheit oder Ceremonie: „Das bekäme mir vielleicht beides nicht so schlimm, und ich bereuete es nicht, wenn ich Euch hätte hören lassen, was ich eben überdachte. Uebrigens reden wir wohl ohnehin bald von dieser Sache."

Der Graf heftete seine lodernden Augen fest auf der jungen Dame scheinbar gleichgültige Züge und sagte: „Ich wollte, ich könnte die Wünsche meines Herzens in Worten aussprechen, ohne daß sie Euch mißfällig wären."

„Was kann ein Glücklicher anderes als gern Gewährtes wünschen?"

„Ein Glücklicher? Fräulein! Ihr meint wohl mich? Wär' ich es ganz, so stünde ich in diesem Augenblicke nicht müßig und unruhig vor Euch."

„Zerschmelzt mir doch nicht vor Sehnsucht, bester Graf, das wird sich noch schlichten lassen. Doch kam ich noch gar wenig mit Euch zu sprechen, und es ist mir vielfach unangenehm, daß es eben ein Begräbniß

sein muß, das mich so ganz ungestört mit Euch zusammenführt." Dabei machte sie eine leichte Bewegung mit der Rechten gegen den Gartenraum, und der Graf, der sich umwendete, sah weit und breit kein lebendes Wesen, als die arglosen Vöglein oben und die stummen Fische unten.

„Seid Ihr abergläubisch?" fragte der Graf und setzte sich neben Enrichetta.

„Ich meine ganz und gar nicht," versetzte diese, „niemand hält sich mit festeren Armen als ich an das Natürliche und seine Reize, aber ich liebe die Natur nur in ihren abenteuerlichen Launen, ihren heißesten Hauch, ihre vollständigste Blüthe, ihr tropischestes Entfalten — ich wollte, ich wäre mit Euch auf Cuba gewesen, Graf!"

Dem Grafen flog bei diesen Worten eine leichte Röthe auf die Wangen.

„Ihr habt Recht, meine Dame. Cuba macht einen zauberhaften Eindruck, wenn man sich in der Ferne daran erinnert. Aber dort leben, macht ein Gefühl, als wäre man in einer Schatzkammer eingesperrt. Viel lieber steckte man sich die Taschen voll Edelsteine und verzehrte den Ueberfluß in grüner Heimat."

„So wie eine Schatzkammer dünkte Euch Cuba?"

„Aus den Flüssen fischt man Gold, aus den Gruben schafft man es zu Tage."

„Und wer fischt und schafft das?"

„Sclaven."

„Arme Sclaven! Schöne Sclaven? Mit Elfenbeinzähnen und Gliedern wie edles Ebenholz. Geraubte Fürstensöhne!!"

„Afrikanische Sclaven," warf der Graf mit der erklärlichen Gleichgültigkeit eines spanischen Vicekönigs der Antillen hin.

„Dort habt Ihr Euch die Taschen vollgestopft, und hier verzehrt Ihr den Ueberfluß im Grünen."

„Was kümmert's mich, wer den Schatz hob, mir gehört er."

„Ihr braucht Euch nicht zu entschuldigen, Graf! Niemand kann genießen, wenn nicht ein Zweiter seine Kraft für ihn aufwendet. Einer baut auf die Schultern des Andern; auf tausend unglücklichen Herzen ruht ein glückliches, wie auf Rosen."

„Ihr sprecht wohl von Eurem Herzen, Fräulein?"

„Als ob es einen Menschen gäbe, der nicht Hundert seines Gleichen hätte," entgegnete Enrichetta und warf sich wie von dem Gespräche gelangweilt, in das Sopha zurück. Sie bog den Kopf rücklings über die Lehne und sah in den stillen Himmel hinauf, während ihr die rabenschwarzen Locken von den Schläfen zurückfielen dann richtete sie sich halb auf und gönnte dem Grafen wieder den Blick ihrer Augen, in denen die schlaue Frage lag:

„Was folgt nun?"

Caldalho war durch das Manöver der jungen Dame ganz aus der Fassung gebracht, dabei herrschte im Garten

eine leblose Stille, wie sie einem Verlegenen nicht unerwünschter sein konnte.

Endlich brach er sein Schweigen:

„Ihr seht mich unwillig über Euere ausbeugenden Sophismen, und ich will diese Stille mit einem ernsten Worte brechen! Ich liebe Euch.“

„Dabei könnt Ihr aber doch sitzen bleiben,“ sagte Enrichetta lachend, während sie den leidenschaftlich aufgestandenen Granden wieder an ihre Seite zog. „Ihr liebt mich, darum soll ich Euch heirathen? Das ist mir ganz genehm.“

„Alle Schätze Indiens bezahlen nicht die Grandezza dieses verführerischen Muthwillens,“ erwiederte der Graf in der fröhlichsten Aufregung, die Hände und Arme der Dame küssend. „Was ich habe, liegt von dieser Stunde an zu Euren Füßen. Noch frage ich nicht, was ich thun kann, wenn Euch je dieser Glanz alltäglich und abgegriffen erschiene. Ein unwillkürliches Zeichen wird es meinem Eifer leicht verrathen.“

Enrichetta lächelte behaglich zu diesen glühenden Worten. Da schwang sich aus verborgener Waldferne das Leichengeläute von dem Thurme der alten Karthause herüber, dazwischen die langgezogenen Seufzer der Grabposaunen.

Der Graf erblaßte und ließ Enrichetta's Hand fallen.

„Seid Ihr denn abergläubisch?“ sagte die Dame.

„Was haben diese Töne zu bedeuten?“ fragte der beängstigte Graf.

„Sie wollen uns sagen, daß die Leichengäste bald zurückkommen und uns hier stören werden, daß dieser Garten einsamere und lieblichere Plätze hat als diesen, den wir nun verlassen wollen."

Damit erhob sie sich an Caldalho's Arm und schritt quer am Teiche hin, dem Eingange der gegenüber sich öffnenden Allee zu. Der Weg war lang, aber Enrichetta's graziöses Geplauder hätte einen zehnmal längeren kürzer als diesen erscheinen lassen.

„Euer Haus, Graf, hätte ich mit der Neugierde eines Kindes längst schon, ach — so gerne durchmustert!"

„Es wird Euch tausend fremde schöne Dinge zeigen, meine Angebetete."

„Die prächtigen Vögel, die bunten Thierfelle und Muscheln!"

„Ihr malt, als hättet Ihr es schon betreten."

„Die bunten weichen Leopardendecken, darauf die schwarzen, glänzenden Sclaven mit ihren goldenen Arm- und Halsbändern, die sind wohl recht traurig und unglücklich?"

„Bewahre, die Bestien sind froh, daß sie so viel zu essen und so wenig Arbeit haben."

„Die Armen!"

„Es sind gutherzige, geschmeidige und kräftige Bursche, und folgen auch ohne Peitsche jedem Wink, was ich ihnen auch befehlen mag!

„Und das müssen sie?"

„Das müssen sie."

„Es gibt schon Leute, die dazu erschaffen sind, Alles für andere zu thun. Da ist mein hübscher Vetter, Andrea Foramitti, den der Himmel mit jedem Glück überschütten möge. Der mag nun anfassen, was er will, so gelingt ihm nichts, und von Allem, was er auch vollbringt, genießen Andere die Früchte. Nur von seinen Gärten, die er so langweilig treu pflegt, bleibt ihm die Ernte; darum liebt er sie aber auch so einzig und innig — so innig — daß —."

Hier unterbrach sie sich mit einem Seufzer, knüpfte aber auf's Heiterste wieder an: „Es wird hier fortan viel große Trauer geben — ich kenne Sylva. — Nein — Graf — fragt mich nicht um diese Geschichte. Was berührt sie uns? Ihr wollt mir ein recht fröhliches Leben bereiten?"

„Daß ich es vermöchte!" entgegnete der Graf.

„Seit der Sündfluth, Theurer, steht jedes Haus auf einem Grabe. Sollen darum alle Leute, die unter Dächern wohnen, weinen? Ruhen nicht unsere Gärten und Paläste auf tausendjährigen Lavaströmen, und kann nicht der Gibellino einen heißen Strom senden, der den erstarrten Bruder in seine heißen Arme nimmt und sammt all' unsrem Glück und Glanz mit sich in's Meer reißt?"

„Bei Euren Einfällen brennt mir der Boden unter den Füßen," scherzte der Graf.

„Wenn auch der Gibellino Ernst machte, mir nähme es nicht einen Augenblick meinen leichten Sinn.

Am Gestade fände ich sicher einen Kahn und einen rettenden Freund," sagte Enrichetta.

„Den habt Ihr nirgendwo zu suchen, als in mir!" betheuerte der Graf, der ihre Reden nur mehr halb vernahm. Jener fieberhafte Rausch hatte seine Sinne gefesselt, dem Keiner entgeht, der im geheimnißvollen Weben der dämmernden Abendluft zwischen einsamen Laubwänden am Arm einer reizenden Dame wandelt, und sich geliebt und ungestört weiß, und wäre auch die Dame nur halb so reizend, als die süße, arme Enrichetta es war.

Domhohe Gewölbe bildeten die beschnittenen Kronen der Kastanienbäume über dem bethörten Paare. Nur das ferne Brausen der Springbrunnen und das unterbrochene Pfeifen ungesehener Vögel, die aus dem Walde in den Garten einfielen, erreichte das Ohr. Berauschender Blumenduft ergoß sich in Wolken um die Erfreuten, und durch verschränkte Aeste schaute die himmlische Venus gewogen herab.

„Wenn der Gibellino brüllt und dampft, dann laßt mir nur meinen guten Andrea holen, der schmeichelt mir die ganze Gefahr hinweg."

„Ein liebenswürdiger Cavalier," sagte Caldalho mit zitternder Stimme, Enrichetta's Arm so heftig an sein Herz pressend, daß sie aus ihren Gedanken auffuhr.

„Ach, Caldalho," flötete sie — „ich dächte, wir schritten in jenes Boskett und erwarteten auf der

Marmorbank den Mondschein. Dort wohnen Nachtigallen in allen Büschen."

Sie verschwanden aus der Allee.

Der Garten blieb lange stille. Der Vollmond hatte mit seinem Silberlichte alle Flächen bedeckt, auf welchen Tages über die Sonne ihre goldnen Decken ausbreitete: die Villa, den Rasen, die Gänge, den blitzenden Teich. Da rollte aus einer Allee eine Carosse vor's Portal und theilnehmende Frauen hoben die erschöpfte Sylva heraus, welche sie erst jetzt von der Gruft zu entfernen vermocht hatten. Sylva's müdegeweinte Augen waren geschlossen, die thränenfeuchten Haare hingen über den kalten Nacken, den leblosen Busen herab. Die dunkle Vorhalle verschlang diese wankende Gruppe des Jammers — unterdessen schlugen die liebesüchtigen Nachtigallen des Gartens in immer wachsender Gluth.

Zweites Buch.

> Doch der Ritter sprach: Bewege
> Andre Leute Lob und Spott,
> Daß ich je auf halbem Wege
> Bleibe — das verhüte Gott.
>
> A. J. Sch.

1.

Es waren sechs Jahre vergangen, seit Enrichetta an der Seite ihres Gatten, des Grafen Caldalho, die Villa Falconara verlassen hatte, um in ein Reich der prachtvollsten Lust überzusiedeln. Noch hingen verwitterte Reste der Hochzeitkränze an dem Gitterthore von zierlicher Eisenarbeit, durch welches wir einst Enrichetta und den alten Marchese mit dem Ritter Temericourt unter heiteren Gesprächen aus der Villa Falconara reiten sahen, um Andrea in der Villa Foramitti zu besuchen. Wenige Tage nach dem Anbruche des Jahres 1669 hielten zwei Reiter vor demselben Gitter. Der Eine von ihnen war kaum dreißig Jahre alt, von schlanker Gestalt und von ruhigem, würdevollem Wesen. Er trug ein schwarzes

Kleid, lange blonde Locken, darauf ein Baret mit drei weißen Federn. Sein Begleiter, ein ziemlich alter Bursche von grobem hohem Körperbaue und kurzem, starrem Haar- und Bartwuchs, hüllte sich bis an's Kinn in einen braunen Tuchmantel, aus dem unten ein langer Stoßdegen und gelbe Lederstiefel mit angeschnallten Sporen, oben ein spitzer weißer Filzhut hervorstachen. Herr und Diener, denn das waren sie unverkennbar, ritten schöne Pferde, welche den versperrten Weg mit ungeduldigen Hufen stampften.

„Halten zu Gnaden, Herr Graf," sprach jetzt der Diener, „das hier sieht aber keineswegs so aus, wie der Eingang in eine Gemäldegalerie. Vielmehr erinnert mich dieses finstere Holz an den Saugarten zu Stuttgart."

„Wir wichen doch keinen Schritt," versetzte der Angeredete, „von der breiten Straße, die man uns als unfehlbar gewiesen. Hier muß der Eingang in die Villa Falconara sein. Aber keine Menschenseele scheint man erschreien zu können, und wer öffnet?" Damit ritt er an das Gitter und fuhr mit dem Knopfe seiner Reitgerte ungeduldig über die Eisenstangen hin, daß sie in wohlklingenden Schwingungen durch die Waldnacht klangen, während die verkommenen Reste von Freudenkränzen an ihren Spitzen rauschten. Ein großer Vogel erhob sich erschreckt aus den hohen Farren innerhalb des Gitters, und flatterte, mit den Fittigen den Boden streifend, trägen Flugs in das theils blätterlose, theils

grünende Gebüsch, ohne daß die Reisenden in der Dunkelheit des Ortes seine Form und Gattung erkennen konnten.

„Wie ein Uhu," sagte Wolf, sich mit dem gierigen Blicke eines Waidmann's über den Hals seines Pferdes vorbeugend.

„Das ist ein melancholischer Winkel", sprach inzwischen der Graf, „nicht anders als ein Kreuzweg, auf dem man einen Erschlagenen begrub." Dann schlug er die Augen nieder und fuhr mit unsicherer Stimme fort: „Ob's nicht ein gutes Zeichen ist, Wolf, daß mir hier das Grab eines Ermordeten einfällt! Vielleicht fassen wir hier einen Faden —".

„Nicht doch, Herr Graf," unterbrach Wolf seinen Herrn, „reißt Euch nicht von Neuem die Wunden auf, die kaum zu vernarben schienen. Den wir suchen, den verschlang das Meer."

„Ich wünschte es fast!" seufzte der Graf.

„Trachten wir lieber," sagte der Diener, mit Gewalt einen heiteren Ton anschlagend, „dem schönen Bilderzeug beizukommen, das irgendwo in dieser Rabenwildniß hängen soll, wenn es anders wahr ist, daß da drinnen eine Wand steht, in der noch ein Nagel hält."

„Jedenfalls ist diese Stelle verhext, und wir verdanken es wohl nur einem schlechten Spaße der marmornen Heidin unter jener Ulme, daß mir jetzt erst beifällt, was einem gesunden Verstande am nächsten gelegen wäre: zu versuchen, ob denn das Gitter auch versperrt ist."

Ohne Kraftaufwand öffnete sich der Hand des Dieners, in rostigen Angeln knarrend, das Thor, das klirrend wieder zufiel, als die Reiter auf dem breiten Kieswege des Baumganges forttrabten und mit steigendem Staunen wahrnahmen, wie hier dichtes Gebüsch, dort kräftige Aeste der Scheere des Gärtners entwachsen waren, wie wucherndes Schlingkraut über den Pfad kroch, hohes Gras des Planes der Anlage spottete und nur dem Wasser wich, welches sich von übergerauschten Regengüssen, oder aus den schadhaften Röhren der Wasserleitungen gesammelt hatte und jetzt in kleinen Weihern stagnirte. Hie und da erhob sich eine türkische Ente und wackelte auf kurzen Beinen den Reitern aus dem Wege, tiefer im Dickicht standen fremde Sumpfgänger auf einem Fuße und schliefen.

„Sind hier Küche und Keller nicht besser bestellt, als der Garten," brummte Wolf, „so kehre ich wieder um und bestelle für heute Abend in Catania eine Mahlzeit für uns beide."

In diesem Augenblicke wurden die Reisenden der prächtigen Façade des Schlosses ansichtig, welche in ihrem alten Zauber sich aufrollte, wenn auch einem genaueren Beobachter tausend kleine Beschädigungen an den verwahrlosten Ornamenten nicht entgehen konnten.

Ein dicker Bursche mit einer rothen Mütze und einer weißen Schürze glotzte die Ankömmlinge verwundert an und fragte ohne allen Gruß:

„Aber wie zum Teufel kommt Ihr denn da herein? Durch das Gitterthor geht schon seit Jahren keine Seele."

Statt aller Antwort riß aber Wolf dem Verwunderten die Mütze vom Kopfe, und warf sie vor das Pferd seines Herrn mit den Worten:

„Es scheint mir, Gäste, wie mein Herr —."

„Wolf," unterbrach ihn dieser streng, „wer kennt hier zu Lande den Meister Albrecht aus Frankfurt? Du, dicker Bursche, aber suche einen Diener, der uns bei Deinem Herrn anmeldet. Meinen Namen hörtest Du. Ich bin ein Maler und habe Briefe an den Marchese Falconara."

Der dicke Angelo raffte seine Mütze auf und schob sich in's Schloß.

Unterdessen saß der Graf ab und betrachtete seine Umgebung genauer. Wolf führte die Pferde auf und nieder, und freute sich auf den schönen Stall, den er hier mit Recht vermuthete. Inzwischen kam ein reichgekleideter Diener und begrüßte den Grafen mit aller Höflichkeit: „Der Herr Marchese sehe voraus, daß der fremde Meister, vom Ritte ermündet, es vorziehen werde, vorerst auf seinem Zimmer auszuruhen. Beim Abendessen werde er das Vergnügen haben, mit ihm zusammen zu treffen." Der Graf wurde nun in ein Zimmer geführt, aus dessen Fenster man Catania und die blaue See überblickte. Bequemlichkeit und Pracht reichten sich hier die Hände. Der reine geschmackvolle

Styl, der im Gemache lebte, verhieß der Kunstliebe des Reisenden eine reiche Ernte. Er warf sich in's Sopha und betrachtete die goldenen Rosetten und Bordüren, die in erhabener Arbeit den weißglänzenden Plafond schmückten, in dessen Ecken lebhafte Fresken in Medaillonform angebracht waren.

Man brachte in silbernen Becken das Handwasser und auf Platten von gleichem Metall einige Flaschen Wein und Liqueur, dazu Früchte und Zuckerwerk. Später kam Wolf und berichtete mit strahlenden Augen, daß der Stall im Hause noch prachtvoller sei, als der des Erzbischofes zu Salzburg. Ueberhaupt scheine man hier gut gebettet, und als er den besetzten Tisch sah, fügte er hinzu: „Der Hausherr zeige sich als ein Mann von Bildung, und auch der Koch, dem er Anfangs unliebsam genöthiget gewesen sei die Mütze abzureißen, benehme sich unten am Herde wie ein liebenswürdiges Geschöpf."

„Jetzt, mein treuer Wolf," unterbrach ihn hier der Graf, „ist es an der Zeit, Dich ernstlich zu ermahnen. Lasse Dein Plaudern, wir sind wieder unter Leuten, denen wir uns annähern müssen. Vergiß daher ja nicht, daß ich nur der Maler aus Frankfurt bin."

„Heiliger Ritter Georg," seufzte Wolf, „während der geringste Edelmann von gestern, dessen Adel noch heute nach der Lunte oder dem Tintenfasse riecht, so oft er aus dem Hause geht, seinen Adelsbrief lieber auf einer Stange vor sich hertragen ließe, verbergt Ihr

Euer uraltes Wappenschild, das so hell und rein noch glänzt!"

„Was würde mir das helfen, Wolf?"

„Wenigstens würden diese braunen Teufelskerle so viel Respect haben, einem deutschen Grafen kürzere Macaroni und längere Flaschen vorzusetzen."

„Du befolgst meinen Befehl und damit Holla," endete der Graf, trat an's Fenster und tauchte seinen Blick in die weitverbreiteten Waldmassen des Aetna, dessen beschneiter Gipfel seit wenigen Tagen dichte Rauchwolken ausstieß.

„In solchen Schlössern, die über solche Keller gebaut sind," erwiederte der redselige Diener, „folge ich recht gerne Euren Abenteuern, aber in alle Schluchten, in alle Dorf- und Waldschänken zu kriechen, wo man die Hand kaum von dem Degen und das ranzige Oel kaum aus dem Magen bringt, das ertrage ein anderer mit Lust."

„Ich gedenke das schlechtbewohnte Innere dieser Insel auf's Genaueste zu durchforschen," sagte der Graf.

„O, ihr lieben heiligen drei Könige zu Cöln," rief Wolf, „wollt ihr es denn dulden, daß man ein euriges Stadtkind von Neuem in so fremdartiges Drangsal führt? Mein gnädiger Herr, und grüben wir auch unter den Wurzeln aller Bäume dieser Insel, wir fänden nicht ein Stäubchen der geliebten Gebeine."

„Du wirst wohl Recht haben, Alter, durch die Reihe von Jahren wurde mein Schmerz sanft und

meine Hoffnung welk, doch möchte ich mein Vorhaben zu Ende führen. Ich weiß, Wolf, Du wirst mit muthigem Herzen in Gottesnamen hinter mir herreiten, bis wir die Thürme von Mergentheim und die Zinnen des Vaterschlosses wieder begrüßen."

„In Gottesnamen!" entgegnete der treuherzige Alte mit Andacht, und biß mit gleicher Andacht in eine große Orange, daß ihm der Saft hastig durch den grauen Bart hinabperlte.

2.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin?
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Heinrich Heine.

Durch prachtvolle Galerien, auf deren bunten Marmorboden die Rahmen der hohen Fenster im Mondenlichte breite Schatten warfen, welche von den Wachslichtern des vorleuchtenden Dieners zitternd verschwanden, gelangte der Graf an eine vielverzierte Thüre, durch die er in ein Gemach kam, das mit seinen braunen Seidentapeten und seinen Möbeln von Ebenholz keineswegs einen heiteren Eindruck machte. Aus einem marmornen Kamine fiel durch ein vergoldetes Drahtnetz der flackernde Schein eines zusammengebrannten Feuers, welcher kostbare Gemälde und Alabastergruppen

an den Wänden mehr ahnen als erkennen ließ. In der einen Fensterbrüstung erhob sich aus einem Lehnstuhle eine hohe Gestalt, während der schnelle Diener seinen Armleuchter auf einen Tisch stellte. Die ruhig gewordenen Kerzenflammen beleuchteten die reichen Zurüstungen zum Abendmahle zugleich mit den schmerzlich gealterten Zügen des Marchese Falconara, der inzwischen an seinen Gast herangetreten war.

„Seid mir auf's Beste gegrüßt, Meister, in einem Hause, das sonst von Künstlern und Kunstfreunden so zahlreich belebt, jetzt durch Euch aus einer melancholischen Ruhe, wenn auch nicht unangenehm, gestört wird. Ich sage dieses nur, um bei einem werthen Gaste im Voraus eine Umgebung zu entschuldigen, die ihm in der Folge der Tage außer der achtungsvollsten und willfährigsten Gastfreundschaft wenig von dem wird gewähren können, was seinem jungen, edlen Künstlerherzen wohl Bedürfniß ist."

Diese Anrede ward in trockenem Tone begonnen und in dem verbindlichsten geendet, was wohl die stolze, selbstbewußte Haltung und der bedeutende Blick des Gastes veranlaßt haben mochte.

„Von diesem Hause," versetzte der Graf, „das ich heute mit Ehren betrat, wußte ich bisher nur, daß es eben so reich an Kunstschätzen, als sein Besitzer an Kunstsinn ist, und das allein vermochte mich, mir von günstiger Hand diesen Brief an Euch, Herr Marchese, zu erbitten."

Der Marchese entfaltete das überreichte Schreiben, und nachdem er es durchgelesen hatte, reichte er seinem Gaste auf's Zuvorkommendste die Hand.

„Noch einmal, Meister Albrecht, schaltet in meinem Hause nach Eurem Begehr und Bedürfniß, und seid mir doppelt willkommen, des alten Freundes willen, der Euch mir so dringend empfiehlt. Wie verließt Ihr den Cardinal? Wann reistet Ihr von Rom ab? Das Alles besprechen wir während des Speisens." — Und mit freundlicher Handbewegung wies er dem Grafen einen Stuhl am gedeckten Tische an, an dem er jetzt selbst Platz nahm.

„Ich verließ Rom vor acht Monaten," antwortete der Graf. „Leider schien mir der Cardinal sehr leidend und niedergedrückt."

„Niedergedrückt?" wiederholte der Marchese. „Hat doch der Mann einen unantastbaren Rang und keine Familie."

„Familie? was ich nicht wüßte!" lachte der Graf.

„Entschuldigt die zerstreuten Reden eines gedankenvollen Greises," sagte Falconara nicht ohne Verlegenheit und lenkte in abgebrochenen Sätzen das Gespräch auf die Reisen seines Gastes, der Mühe genug hatte, seine Antworten so auszudehnen, daß keine Lücke im Gespräche entstand. Während er die entferntesten Gegenstände in Verbindung brachte, fühlte er den forschenden Ausdruck wohl, mit dem der Marchese das Auge auf sein Antlitz heftete. Ueberdrüssig schloß er endlich ganz un-

erwartet seine Rede mit dem festen Vorsatze, das Amt des Unterhaltens seinem Wirthe zu überlassen und selbst die Rolle des Lauernden und Gleichgültigen zu übernehmen.

„An wen waret Ihr zu Catania unten empfohlen, Meister?"

„An Niemand."

„Und wie traft Ihr so erwünscht mein Haus?"

„Ich fragte die Leute um den Weg."

„Und was sagten die Leute von mir?"

„Nicht mehr als worum ich sie fragte: wo Ihr wohnt!"

Es folgte nun eine lange Pause, die der Graf auf die freimüthigste Weise brach:

„Es entgeht mir nicht bei all' Eurer Freundlichkeit, Herr Marchese, daß mein Empfang kein solcher ist, wie ein fremder, auf's Beste empfohlener Künstler, von einem Manne zu erwarten hat, der den Ruf eines seltenen Mäcen's genießt. Meine Euch ganz neue Erscheinung kann nicht die Ursache Eurer unbequemen Laune sein, und ich muß fürchten, in einer Zeit bei Euch eingetreten zu sein, wo ein wichtiges Verhältniß Euer Gemüth in einer Richtung fesselt, die ich und jeder Unberufene störend durchkreuzen müssen. Darum bitte ich Euch mit deutscher Offenheit mir zu gestehen, ob Euch meine Abreise für dieses Mal nicht wünschenswerther als mein Bleiben ist."

„Ihr berührt hier einen Punkt, Meister Albrecht," versetzte Falconara, „den ich durchaus nicht besprechen

will. Die Furcht ihn besprechen zu müssen, macht mir jeden Fremden so lange unbequem, bis ich die Ueberzeugung geschöpft habe, daß er aus Unbekanntschaft mit jener Begebenheit oder seines erwünschten Charakters willen nie das Gespräch darauf lenken werde."

„Ich verstehe Euch ganz und gar nicht, Marchese, und beruhige Euch für jeden Fall mit der Versicherung, daß ich lediglich zu Euch gekommen bin, Eure Bilder zu sehen, und wenn Ihr mir Zeit und Raum dazu gestatten wollt, zu studiren."

„So gebt mir darauf den Handschlag eines Ehrenmannes," sagte rasch der Alte, „und denkt nicht weiter über meine Grillen nach. Nun ruht recht wohl aus, und morgen wollen wir ein heiteres Zusammenleben beginnen, das kein Mißtrauen mehr trüben soll."

So endete dieses ziemlich unerquickliche Nachtmahl. Der Graf begab sich auf sein Zimmer, und lehnte sich ziemlich mißvergnügt in das Fenster. Ein starrsinniger Haustyrann, dachte er sich, weiter nichts, dem etwa ein üppiges Töchterlein irgendwo oder ein liederliches Söhnchen am Pharaotische das Wappen beklexte.

Am liebsten hätte er das sonderbare Haus verlassen, da er aber auf der Insel an keinen zweiten Mann von Rang und Ansehen empfohlen war, und es ihm vor Allem daran gelegen sein mußte bei seinen ungewöhnlichen Unternehmungen in einem fremden Lande einen tüchtigen Rückhalt zu haben, entschloß er sich, die Laune des Alten zu ertragen. So mit seinem Denken zu einem

Resultate gelangt, gönnte er seinem Geiste dieselbe angenehme Ruhe, in der die weite Landschaft sich vor seinem Auge ausbreitete.

Auf den weißen Mauern Catania's verbreitete sich das Licht des Vollmondes, aus den flachen Dächern erhoben sich die Thürme mit ihren stummen Glocken und flimmernden Kreuzen; die schwarzen Masten der Hafenschiffe ragten herüber und weit draußen in der leise bewegten See lag wie ein behauener Fels das finstre Castell. Im Leuchtthurme brannte kein Feuer, denn der ganze Horizont war voll des klarsten Lichtes, zum Ueberflusse hüpften lustige Wellen auf jedem Wasserwege, und jede trug ihr flimmerndes Licht auf dem Haupte. Die Landhäuser und ihre Gärten lagen bis an die hohen Mauern der Stadt hin in der lieblichsten Unordnung. In allen waren die Lichter erloschen nur aus den Fenstern eines nicht allzufernen Landsitzes strahlte ein ruhiger Lichterglanz.

Es war ein Bild der behaglichsten Ruhe und ganz geeignet, idealische Träume in der Brust des Reisenden zu erwecken, hätte nicht der Schnee des Aetna im Mondenscheine wiedergeglänzt, wie eine drohende Waffe, während aus dem Krater des Berges Rauchwolken stoßweise wirbelten, an Hast und Massen denen gleich, welche der Wind von einem Schlachtfelde hebt und fortwälzt.

Die gewaltige Ausdehnung und fremdartige Erscheinung der ganzen Landschaft rief im Herzen des

blonden Grafen eine tiefe Sehnsucht wach nach den städtereichen Ufern der Tauber im fränkischen Kreise. Er glaubte das Rauschen ihrer eilenden Fluthen zu vernehmen, und die schönen Lieder fielen ihm alle wieder ein, die er und sein geliebter, seit einer Reihe von Jahren auf einer Reise in Italien verschollener, Bruder Hubert, in Sommernächten an ihrem Ufer gesungen hatten, als sie noch beide auf der Ordensschule zu Mergentheim studirten.

Mit der ganzen Kraft der Sehnsucht eines deutschen Herzens versenkte er sich in die Melodien, welche ihn umwogten, doch fruchtlos rang er nach der Weise des Lieblingsliedes seines Bruders. Bald verließ ihn der schlichte Text, bald wurde ihm die einfache Melodie untreu; da begann eine nahe Mandoline das Vorspiel des ersehnten Gesanges. In diesem Augenblicke lebte im Herzen des Grafen das vollständige Lied auf, ehe er aber die Lippen zum Gesange öffnete, klang es schon von einer vollen Frauenstimme gesungen durch die Nacht:

„An dem ich früh erkannte,
Des Himmels Gnad' und Gunst,
Der schläft im kalten Grabe —
Was hilft der Laute Kunst!
Wenn's Gott nicht schickt und schaffet
Ist alles doch umsonst.

Es ist so reicher Segen
Auf grüner Welt verbreit' —
Ich will mich schlafen legen
Und träumen lange Zeit:

Was könnt' ich noch erwarten
Was dieses Herz erfreut?

Nichts ist daran gelegen,
Trag's brausend oder still,
Geschieht doch allerwegen
Was dein Gott haben will,
Ich thu' mich seiner trösten,
Er führt mich an mein Ziel."

Das wohlbekannte Nachspiel schloß das Lied.

Der Graf stand erstarrt, als wäre ihm ein Geist erschienen. Diese Töne schienen ihm eine sichere Spur des Vermißten und die geheimnißvollen Schauer, mit denen er in den verwilderten Garten dieses Hauses eingeritten war, befielen ihn von Neuem und verwirrten seinen Verstand, welcher der Wucht des aufgefrischten, leidenschaftlichen Schmerzes kaum mehr als Befehlshaber entgegen zu treten im Stande war. Aber endlich bekam seine feste und klare Besonnenheit wieder die Oberhand, und außer dem zufälligen Zusammentreffen des Liedes mit den darauf gerichteten Gedanken des Grafen verlor die ganze Begebenheit ihr Wunderbares; denn Uebersetzungen deutscher Lieder waren damals in Italien nicht selten und wurden häufig durch deutsche Studenten, welche die Universitäten zu Siena und Bologna besuchten, hierher verpflanzt.

Mit Neugierde bog sich nun der Graf aus dem Fenster, um die nächtliche Sängerin wo möglich zu entdecken. Nichts aber entdeckte er, als ein beleuchtetes geöffnetes Fenster im andern Flügel des Prachtgebäudes,

das er bewohnte. Vorhänge waren herabgelassen, an denen auch nicht ein Schatten erschien. Je länger er hinschaute, desto berückender erneute sich in seinem Ohre der verhallte Klang der ergreifenden Stimme, hinter den Vorhängen blieb es aber todtenstille. Da tönte die Mandoline wieder abgebrochene Accorde — schwach — wie von einer Entschlummernden angeschlagen. Plötzlich verlosch das Licht.

3.

Was um mich ist, erräth mich nicht,
Und drängt und drückt mich nieder.

Platen.

Das war nicht mehr der mißtrauische Wirth des vorigen Tages, der heute den Grafen durch alle Zimmer, Säle und Galerien der Villa führte. Es war der unterrichtete, mittheilsame Kunstfreund, der in der Freude des Fremden über die gesammelten Schätze mitschwelgte. Die Anordnung der Gemälde war vortrefflich, sie waren im Einklange mit der Bestimmung der Gemächer in jedem vertheilt. Fische, Vögel und Wildpret der niederländischen Schule schmückten die Speisesäle, während in den Galerien, welche an den Garten stießen, die schönen Augen und Glieder des liederlichen Göttervolkes schimmerten. In den stillen Räumen selten beschrittener Säle prangten die bewältigenden Gestalten der Heroen, gehoben von bäumenden Rossen, oder den von Waffen

starrenden Sturmwogen der Schlacht. In den traulichen Wohnzimmern lachte aber der goldblaue Himmel und das umlaubte Quellengeriesel südfranzösischer Landschaften, die beschauliche Seele durch anmuthige Staffagen erheiternd. Die Werke vergangener Jahrhunderte, durch Auffassung und technische Behandlung dem Auge des Tagesgenossen fremdartig, hatten abgesondert, nach Art der gewöhnlichen Galerien, ihren Platz gefunden. Hier fand der Graf eine neutestamentarische Scene vom frevelhaften Pinsel des Neuerers Giotto und Gemälde, in denen die Weichheit und Formvollendung des Giovanni da Melano lebten. Er erkannte hier, gleich belehrt und entzückt, die Fortbildung der Kunst aus der griechischen Nachahmung durch den kecken Naturalismus in die geistige Höhe der Peruginer. Recht glücklich waren die frommen einfältigen Bilder einiger deutschen Meister zwischen den Werken des Domenico Ghirlandajo eingeschaltet, in dessen Gesichtsauffassung die Nachklänge deutscher Studien unverkennbar sind. Vor einer der deutschen Holztafeln fand der Graf eine Staffelei aufgeschlagen, auf welcher der Kopf eines blonden Kriegsknechtes mehrmals und zwar mit überraschender Empfindung copirt war.

Der Graf mußte sein Erstaunen ausdrücken. „Sagt mir doch, Herr Marchese, wer hat hier mit so vieler Innigkeit einen Meister meines Vaterlandes studirt? Ich möchte ihm rathen, das Feuer seines Colorits zu mäßigen, ein Feuer, das ihn von

dem deutschen Vorbilde und der deutschen Natur gleich weit entfernt."

„Das ist eine Arbeit meiner Tochter," versetzte der Alte.

„Ihr habt eine Tochter?"

„War Euch das unbekannt, Meister Albrecht?"

„Gänzlich," entgegnete der Graf.

„Ihr sollt sie heute kennen lernen, sie ist von schwankender Gesundheit und wird Euch für Eure künstlerische Hilfe großen Dank wissen."

War es Zufall oder Anordnung, Sylva trat nach diesen Worten in die Galerie, und begrüßte den Grafen mit einem Angesichte kalt und ruhig wie Marmor.

Das Gespräch kam bald auf die vorgefundene Malerei der Dame. „Ich ließ meinen Pinsel lange ruhen," sagte sie, „bis mich dieser ausdrucksvolle Kopf anregte. Ich kann ihn aber nicht bewältigen."

„Das finde ich recht natürlich, Signora," sagte der Graf, „es fehlt Eurer südlichen Phantasie, ich weiß mich nicht anders auszudrücken, die deutsche Farbe."

„Ihr mögt wohl recht haben, Meister."

„Doch scheint mir Eure Seele eine Ahnung von deutschem Ernst und deutscher Innigkeit zu haben."

„Schließt Ihr das Alles aus dem verfehlten Kopfe?" sagte Sylva, indem es wie ein verächtliches Lächeln um ihre Lippen spielte.

„Aus ihm nicht allein," entgegnete der Graf, durch die kalten Reden seiner Nachbarin verletzt, die er an

der Stimme doch schnell als die Sängerin der letzten Nacht erkannt hatte. „Ihr sangt heute Nacht ein deutsches Lied mit ganz richtigem Verständnisse und Ausdrucke."

„Ich erinnere mich jetzt. Es war ein Lied, das man auf einmal in unseren Gegenden zu singen begann und das ein deutscher Edelmann auf unsere Insel gebracht haben soll. Es klang auch bis in unser Haus herein. Als ich heute Nacht es sang, dachte ich nicht, daß mich Jemand belausche."

„Ihr sangt laut genug, Signora, um mich der Mühe des Lauschens zu überheben. Uebrigens ist es nicht meine Schuld, daß Ihr meine Anwesenheit nicht wußtet, wenn Ihr lieber geschwiegen hättet!"

„Verzeiht," sagte Sylva wärmer und etwas betroffen, „singen ist eine Kunst, die ich selten mehr übe."

„Gewiß entzückte Eure Stimme nie ein dankbareres Gemüth, als das meine. Mein wehmüthiger Geist war in heimathliche Erinnerungen versunken, als Ihr jenes Lied anstimmtet, das mich stets an die schönsten Tage und den bittersten Verlust meines Lebens mahnen wird."

„Wie heißt Eure Vaterstadt?" rief die Dame erschreckt und heftig erröthend.

„Frankfurt," log der Graf sich schnell besinnend.

Da kehrte auf Sylva's Wangen die vorige Blässe wieder zurück. Das Gespräch gedieh in gewöhnlichen

Geleisen, ohne zu langweilen, da das, was Einem das Alltäglichste war, dem Andern das Neueste sein mußte.

Es gingen so ein paar Wochen in's Land, in's Land und über die See. Der Maler malte, Sylva ließ sich von ihm unterweisen, der Marchese lauschte den Erzählungen seines Gastes von fremden Ländern, und beantwortete auf's Genaueste alle Fragen, welche der reiselustige Deutsche über das Innere der Insel zu stellen nicht müde wurde.

Endlich hatte der Letztere alles Wissenswerthe wohl erforscht und ging daran, sich zur Reise zu rüsten. Er theilte seine Absicht bei der Tafel dem Marchese mit, der ihn mit Bitten bestürmte, seinen Aufenthalt ja noch zu verlängern. Es sei ihm bei der Aufrichtigkeit und Rückhaltlosigkeit des Gastes seit Jahren einmal wieder recht wohl geworden; zudem nahe eine peinliche Regenzeit, die Rauchfülle und die dumpfen Donnerschläge des Aetna künden sie zuverlässig an.

Sylva sprach vom Bleiben kein Wort zum Grafen, im Gegentheile sie seufzte bei seiner Rede, wie aus erleichterter Brust. Als der Graf wieder auf seinem Zimmer allein war, brach er über dieses Benehmen in die heftigsten Scheltworte aus.

„Was ist nun Wahrheit und was Lüge an dieser welschen —! Diese mönchische Fühllosigkeit, dieses

klösterliche Schweigen und Winkelkriechen, oder jene heißen Gesänge und jenes eifrige Lauschen und hastige Fragen, wenn ich von der Heimath und den fränkischen Edelleuten zu reden beginne? Ich hätte Lust hier zu bleiben, und wäre es auch nur um der unangenehmen Schleicherin in die Karten zu sehen."

Gar so unangenehm war ihm aber die klösterliche Schleicherin doch nicht, und mit vielem Mitleid hatte er die gleichgültige, zurückhaltende, beinahe feindselige Weise bemerkt, mit der sie von ihrem Vater behandelt wurde. Daß das Geheimniß des Marchese in einem Erlebnisse Sylva's seinen Grund habe, bezweifelte der Graf nicht länger mehr, doch war er geneigt das Herz der Schönen zu entschuldigen, hätte ihn diese nur nicht so rauh verletzt mit der (wie ihm däuchte) angenommenen Starrheit ascetischer Tugend.

Mit diesen unwilligen Gedanken schaute er in's Freie, als er im jenseitigen Flügel des Gebäudes Sylva am Fenster sitzend gewahrte. Sie schien im Innern sehr bewegt. Bald drückte sie sich die Hand vor die Augen, bald zerknitterte sie mit den bleichen Fingern den blauen Teppich, der über die Fensterbrüstung gebreitet war. Wem galt diese Leidenschaft, die in jeder Bewegung lebte?

Die Natur draußen war inzwischen so unruhig geworden, wie die räthselhafte Dame. Die schwarzen Rauchwolken des Aetna durchzüngelten rothe Blitze, den Himmel hatte ein tiefgehendes schweres Gewölke

überzogen, ein rauher Wind durchfurchte die bleifarbene See, und trieb Fischerkähne in alle Buchten. Plötzlich wurde die Luft stille und ein gewaltiger Regenguß rauschte auf das ängstliche Land. Stadt und See, Gärten und Wald verschwanden hinter seinen fallenden Fluthen, und wie ein undurchdringlicher Vorhang rollte er zwischen Sylva's Leiden und den kränkenden Vermuthungen des Grafen herab.

4.

Zu Regenschauer und Hagelschlag
Gesellt sich liebeloser Tag.

Goethe.

Der Regen dauerte viele Tage. Dasselbe eintönige Rauschen, das den Grafen täglich einschläferte, weckte ihn auch täglich wieder. Dazu war jede Aussicht und jeder Weg in's Freie versperrt, während die trübe wolkige Dämmerung, welche beständig auf dem Lande lag, den Arbeiten an der Staffelei nicht günstig war. Anfangs beschäftigten den Grafen die Donnerschläge und das unterirdische Grollen des Aetna, welches seit dem Beginnen der Regenzeit sich fast ohne Unterbrechung hören ließ. Da er aber merkte, daß seine Hausleute sich nicht viel darum kümmerten, wurde es auch ihm gleichgültig, und zuletzt versetzte ihn die Einförmigkeit seines Lebens in die verdrießlichste

Stimmung. Die tägliche Berührung mit Sylva regte ihn um so unangenehmer auf, je gleichgültiger sie ihn fort und fort behandelte, und als er sich zuletzt nicht mehr verhehlen konnte, daß ihn ein dämonisches Interesse immer näher an sie drängte, sah er mit verdoppelter Sehnsucht in die grauen Räume des Himmels, ob denn nicht endlich ein blauer Streifen nahende schöne Tage und die erwünschte Abreise ankündige. Aber der Himmel blieb so unbehaglich grau, wie seine Gemüthsstimmung.

Da trat eines Abends Wolf in's Zimmer und betrachtete kopfschüttelnd seinen Herrn, der die gefurchte Stirne in die Hände stützte und mit dem Fuße wahrhaft vandalisch den sammtnen Teppich zerstampfte.

„Gut, Wolf, daß Du kommst. Was hörst Du vom Wetter?"

„Zunächst die Dachtraufe, und weiter draußen den rauschenden Guß," gab der Alte lakonisch zur Antwort.

„Ich meine, ob diese Sündfluth bald ein Ende nehmen wird?"

„Die Leute sagen: nein."

„Ich wollte ich wäre aus diesem Hause."

„Ich auch, wenn ich hoffen dürfte gerade nach Hause reiten zu können."

„Welsche Gesichter."

„Darin kann man sich täuschen, edler Herr Graf. Wir hätten es dem finstern Angelo, als er uns so tölpelhaft grüßte, nicht ansehen können, wie delicat er

Lammsrippchen in Oel zu braten und mit Citronensaft zu besprengen weiß. Ach und wie freundlich er die Schüsseln hinsetzt und den Wein einschenkt! Er verbindet damit ein so Vertrauen gewinnendes Lächeln, daß man selbst aus Artigkeit hungerig und durstig wird."

„Lügenzungen! Lügenzungen!"

„Beim heiligen Hubert, was kann denn daran erlogen sein, wenn mir Einer zu essen und zu trinken vorsetzt, sofern Wein und Speisen gut sind!?"

„Falsches Volk, und Du bist ein Dummkopf."

„Ihr müßt da besondere Erfahrungen für Euch haben, edler Herr?"

„Die hab' ich auch."

„Die vornehmen Leute hier zu Lande," versetzte Wolf mit einem boshaften Lächeln, „was die betrifft — hm — da könnt Ihr wohl recht haben, aber die Domestiken sind so ehrliche Kerle, als je Einer im Kreuzkeller zu Mergentheim Landsknecht spielte und Frankenwein trank."

„Und warum hältst Du die vornehmen Leute hier zu Lande für falsch?" fragte der Graf scharf, da er die Art und Weise seines Dieners kannte.

„Ich dachte eigentlich nur an die Dame," lächelte der Alte.

„Und warum?"

„Es sind nur so plumpe Gedanken von mir."

„Sprich!"

„Es lebt da ein recht schönes Fräulein Tochter im Hause."

„Sahst Du es schon?"

„Die junge Dame sieht so blaß und langweilig aus, wie ein junger Jesuit, der gern in den Geruch der Heiligkeit käme."

„Zuletzt ziemt es sich nicht, daß Du Hände schmähst, von denen Du doch selbst gestehst, daß sie Dich reichlich bewirthen lassen," sagte der Graf, der wohl wußte, daß Widerspruch dem Grämling nur desto gründlicher entlocke, was ihm auf dem Herzen lag.

„Ganz recht, ich weiß nicht was sich schickt, aber Spazierengehen ist doch wohl nicht unschicklich?"

„Wie kommst Du darauf?"

„Und zwar mit offenen Augen finde ich es desto schicklicher, da man doch die vornehmern Damen nicht übersieht."

„Du bist mir als galant bekannt."

„Wenn man immer so vom Herzen weg galant wäre, käme man schön an. Es ist oft hundegrob, wenn man Damen, die uns fünf Schritte vor der Nase vorübergehen, grüßt, und desto gröber, je galantere Wege die Hochedle geht."

„Ich halte Dich für klug genug, in solchen Lagen Dich discret zu verhalten."

„Ich hab' mich auch gehalten, Herr Graf, aber nur mit Mühe. — Element, sucht Eine einem jungen Kriegsmann zu Lieb einen stillen Ort — daß es

wohl bekomme. Aber einer Kutte nachschleichen — pfui!"

„Von wem sprichst Du?" polterte der Graf.

„Von der Signora Sylva," antwortete ruhig der Diener.

Der Graf biß sich in die Lippen, und schlug mit geballter Faust auf die Marmorplatte des Tisches.

„Aergert Euch nicht, gnädigster Graf, Pfaffenbraten riecht meine Nase von Weitem. Ich geh' so Abends öfters in der Allee spazieren, die links vom Teiche einmündet, und denke so nach, wie ich mir da einen Thiergarten einrichtete. Da huscht am Ende der Allee Signora herein — ich trete in's Gebüsch, und sie passirt ganz nahe an mir vorbei, ein großes Gebetbuch und einen Rosenkranz in den Händen, eine fliegende Röthe auf den Wangen, heftigen Schrittes, und ich sah jedesmal wie heftig ihr Busen wogte. — Fünfmal belauschte ich sie zu derselben Stunde."

„Wohin ging sie, Du Spürhund?"

„Ich fragte den Koch. „„In's Kloster draußen im Walde,"" gab er mir zur Antwort. Und als ich ihn weiter fragte, sagte er: „„ich sollte mein Maul halten, jeder gehe wohin er wolle"" — und ich wußte, was ich wußte."

Der Graf maß noch immer, ein schadenfrohes Lächeln um die Lippen, mit langen Schritten das Gemach, als Wolf schon längst an der gemüthlichen Seite seines Freundes Angelo der culinarischen Verklärung

eines frischen Fisches beiwohnte, der aus den bewegten Salzfluthen des Meeres in die stille Pracht einer klaren Weintunke, umschlungen von einem Kranze der duftreichsten Kräuter, kunstgerecht versetzt wurde.

Der Graf dachte sich an der Signora für die übermüthigen Anmaßungen ihrer Scheintugend mit einem Male zu rächen. Sehnlichst wünschte er wieder den Anbruch heiterer Tage herbei, in deren Gefolge er die Befriedigung seines unschönen Gelüstes, endlich die erwünschte Fortsetzung seiner Reise hoffte, deren Zweck seinem Herzen die größere Ehre machte.

5.

Der Mond, der hat alles an's Helle gebracht,
Der Kirchhof — er liegt wie am Tage.
Goethe.

Als die Regentage geendet hatten, hob und trieb ein frischer Ostwind die tiefhängende Nebelhülle vom Firmamente und den anmuthigen Fernen Siciliens. Wie unter dem Mantel des Magiers war das Land in die bunteste Blüthe des Frühlings gerathen, frisches Grün war aus dem gestärkten Mark der Bäume in alle Blätter gedrungen, tausend Blumen, Mandel- und andere Fruchtbäume blühten, und über den duftenden Wipfeln segelten die Nordvögel in die winterlang entbehrte Heimath. Klare Luft und vollstes Sonnenlicht

hob die Umrisse ferner Flecken, Kirchen und Schlösser von den grünen Abhängen und Gebreiten; Catania's lichte Häusermasse spiegelte sich im tiefblauen Meere, auf dem weiße Segelschiffe, wie Wünsche sehnsüchtiger Herzen in die Ferne flogen, in die goldene Ferne, nach der das Ufer seine grünen Vorgebirge wie verlangende Arme hinstreckte.

Nur im nördlichen Theile der Insel trübte die hellen Farben ein mächtig bewegter, gewaltiger Schatten — die hervorquellende Rauch- und Aschenwolke des Aetna, an dessen eingestürztem und neu gebildetem Krater man die Revolutionen erkannte, welche ihn, vom Regenschleier verborgen, heimgesucht hatten. Doch wurde eine tiefere Besorgniß des Grafen von der Gleichgültigkeit seiner Hausgenossen verscheucht, die ihm auf seine unruhigen Fragen antworteten: der Gibellino sei zwar jetzt sehr heftig, da sich aber keine Spur von Lavaströmen oder Aschenregen zeige, stehe keine Gefahr nahe bevor.

So kam es, daß der Graf mit den anbrechenden Abendstunden wieder an die heimlichen Waldgänge seiner verschlossenen Hausgenossin gedachte und den kurzen spanischen Mantel über die Schultern warf, um an der von Wolf angegebenen Richtung sich im Schutz des neu- und dichtbelaubten Gebüsches auf die Lauer zu stellen und so Falschheit und Verschlagenheit mit gleicher Münze zu bezahlen. Bald trat er in die duftenden Schatten jener uralten Kastanien-Allee, wo wir

einst Graf Erbach's Leichnam von den Schultern der Träger in den Leichenwagen gleiten sahen. Auch fand er die Spuren der längst von Kräutern und jungem Waldanflug überwucherten Fahrstraße, die sich seitwärts in das Dickicht schlängelte, und barg sich hinter einem dichten Lorbeergebüsche. Er war da lange gestanden, ohne daß ein Fußtritt vorübergerauscht wäre, der Mond hing schon über den regungslosen Wipfeln, und er gedachte heimzukehren. Das Mißlingen seines Anschlages nahm er für einen Wink des Schicksals, sich vom Hauptzwecke seiner Reise nicht durch so erbärmliche Gehässigkeiten ablenken zu lassen. Eben wollte er sein Versteck verlassen — als das Rauschen eines Kleides seinen Fuß an den Boden bannte, und er an einer Oeffnung des Gebüsches Sylva's hohe Gestalt vorüber eilen sah. Gebetbuch und Rosenkranz, die gesenkte Stirne und die lodernden Augen — Alles war wie Wolf, es beschrieben hatte. Zorn und Unwille durchtobten die Brust des Lauschenden, der kaum so lange in seinem Versteck auszuhalten vermochte, bis Sylva weit genug vorgeschritten war, um die Tritte eines vorsichtig Nachschleichenden nicht zu vernehmen. Einmal im Drange, konnte aber der Graf dem Antriebe seines erhitzten Blutes kaum mehr widerstehen, so daß er dem allzuraschen Gang öfters Einhalt thun und in's Gebüsche springen mußte, um von der, wie es schien, ängstlich um sich blickenden Dame nicht bemerkt zu werden. Aber immer besorgter und bedenklicher wurden ihre Geber-

den, immer länger blieb sie mit rückwärts gebeugtem Haupte an einer Stelle stehen, wodurch der Marsch der beiden feindlichen Körper immer häufiger unterbrochen und die Verstecke des Grafen je länger desto lästiger für ihn wurden. Zuletzt spähte er nach langer Stille hinter einem Eichenstamme, der ihn verbarg, hervor, und fand von der grünen Stelle, wo er sie zuletzt erblickt hatte, die listige Sylva spurlos verschwunden. So weit vorgerückt, wollte er seinen Plan nicht mehr aufgeben, und drang unaufgehalten in der Wildniß vor, die Nähe des verdächtigen Klosters zu gewinnen. Er war wieder eine halbe Stunde durch Dornen und Schlingpflanzen gedrungen und hatte in der Hast der Leidenschaft den Weg verloren, ohne Spuren des erwünschten Zieles zu berühren, als plötzlich der Silberglanz eines breiten vom Monde beschienenen Weihers seine Augen traf. Zuletzt schien ihm der Boden unter den Füßen zu weichen, und er hielt sich mit Mühe an dem Stamme einer alten Ulme, um nicht über den jähen von Moos bedeckten und von Wurzeln durchbrochenen Abhang in das Schilf und Röhricht hinabzustürzen.

Jenseits des unbewegten trüben Gewässers lag das verrathene Kloster, eine kleine gothische Kirche, um deren Thürme Nachtvögel und Fledermäuse unheimliche Kreise beschrieben; weiter hinauf zwischen öden Flächen, die wohl früher Gärten waren, standen die einzelnen Karthausen in langer Reihe mit ihren leeren Fenster-

höhlen, geborstenen Mauern und Dächern. Die Gewölbe des Kreuzganges waren heruntergefallen, die Hauptmauer zeigte nurmehr die, von Backsteinen rothen, Spuren der Bogenspannung, dazwischen verwitterte Fresken, gegenüber eine von Sturm und Blitzesschlägen gelichtete Reihe einzelner Säulen. Ein hohes Kreuz, auf dessen Spitze Petri's mahnender Hahn, erhob sich vor der Kirchthüre; ringsum glaubte der entfernt stehende Graf im ungewissen Mondenlichte Leichenmale zu erblicken, deren Sockeln und eingesunkene Grabhügel die Wogen des vom Regen übergeflossenen Waldwassers bespülten. Eine braune, an vielen Stellen in das Gras geworfene Mauer umfing diese längst verlassene Wohnstätte einer bethörten und nutzlosen Gemeinde; hundertjährige Ulmen warfen ihre langen Schatten über den Schutt hin, dessen Namen und Andenken schon damals im Volke verschollen war.

Mit bitterem Lächeln betrachtete der Graf diese vermeintliche Stätte waldverborgener Ueppigkeit und Wollust, und hob sein beschämtes Antlitz zum frühlingshaften Halbmonde empor, der so sicher, wie die Unschuld auf ihren Wegen, über die lauschenden Wälder dahin schwamm.

Den Saum des Schleiers, das fühlte der Graf, hatte er ergriffen, es drängte ihn die innigste Theilnahme, denselben mit raschem Griffe zu heben.

Nach einem ziemlichen Umwege gelangte er über den Schutt der zerfallenen Mauer und über die einge-

brochenen Grabhügel an die Kirchthüre, die offen stand. Durch die zerschlagenen Fenster fiel das Mondlicht auf den Boden der verwahrlosten Kirche, der von zerklüfteten Grabsteinen und zersprungenem Marmorpflaster, stellenweise mit Gras, Schimmel und farblosen Flechten bedeckt war. Nächst dem Eingange unter dem Chore stand das Eisengitter einer Wendeltreppe offen, die wahrscheinlich in eine Gruft hinabführte. Vorsichtig betrat sie der Graf, und mit beiden Händen an den Wänden forttappend, stieg er immer tiefer, bis ihm ein trüber Lichtschein entgegen kam. Noch wenige Schritte, und er stand in einer gewölbten Gruft, die theils durch den Mondschein, der durch eine Gitteröffnung im Boden der Kirche fiel, theils durch ein Lämpchen, das hinter einem Sarge stand, erhellt wurde.

Die langen Reihen der ehernen Särge, bedeckt mit den stolzesten Wappen und Emblemen, gaben einen Begriff von dem Alter und der Bedeutung der Familie, deren abgestorbene Glieder hier dem Tage entgegenschlummerten, an dem die Posaune des Gerichtes auch in den Waldesfrieden des Aetna ihren schmetternden Ruf schleudern wird.

Vor einem einfachen Sarge, welcher als der nächste am Eingange, auch der jüngste in dieser Grabeshalle schien, kniete Sylva in tiefe Andacht versunken. Der Graf war eben im Begriffe umzukehren, und die Gruft, so unbemerkt als er eingetreten, wieder zu verlassen, als ein Luftzug den Schein der Lampe auf ein Wappen

warf, das am unteren Ende des Sarges angebracht war. Die Helmzierde, ein aufrecht stehendes Einhorn, fesselte die erregte Aufmerksamkeit des Grafen, da eine ganz gleiche sein Familienwappen schmückte. Vorsichtig schritt er wieder auf den Sarg zu, mit scharfem Auge die matterhellten Felder prüfend, bis er mit erschütternder Stimme in die Worte ausbrach: „Hubert! Das Wappen der Erbach!"

Mit einem kurzen gellenden Schrei erfüllte Sylva die hallenden Gewölbe. Als sie aber den unangenehmen Gast gewahrte, ergriff sie schnell die Lampe, und suchte sie auszublasen. Doch der Schrecken hemmte ihre Lungen, der Graf riß ihr die Lampe aus der Hand und setzte sie mit rascher Klugheit auf ein Gesims, dessen Rand die kleinere Sylva nicht erreichen konnte.

„Erschreckt nicht, Sylva, über den Ausruf eines Ueberraschten, der seit Jahren Italien durchstreift, Spuren seines Bruders aufzufinden, der seit Langem die Seinigen ohne Nachricht und in der fürchterlichsten Besorgniß gelassen hat. Mit Schreck und Jammer erblicke ich hier in einer Reihe fremder Särge diesen, welchen das Wappen meines Geschlechts, der Grafen Erbach ziert. Hier schläft mein Bruder." Nach diesen Worten drückte er im Uebermaße des Schmerzes sein Antlitz auf den Deckel des Sarges.

Sylva's Lippen zitterten, Todtenblässe wechselte mit brennender Röthe auf ihrem schönen Gesichte, sie streckte die Hände nach dem Grafen aus, als wolle sie

ihn vom geliebten Todten wegreißen, erstarrte jedoch in dieser Stellung, während die Angst der qualvollsten Befürchtung, welche seit Jahren ihre Seele folterte, ihre zuckenden Blicke verschleierte.

Endlich erhob sich der Graf, und indem er aus seinen thränenvollen Augen einen jener Blitze gegen Oben schleuderte, mit denen Unglückliche den Himmel lästern, krallte er seine Hände unwillkürlich an jene Stelle fest, wo der Deckel auf dem Sarge auffsaß. Der Deckel begann der Gewalt zu weichen.

Da gewann Sylva wieder Sprache und Leben. Sie stürzte sich auf den Grafen, voll Furcht, Zorn und Abscheu suchte sie ihn vom Sarge zu reißen:

„Laß Du die Todten ruhen, Fremdling, laß Du das Verhängniß meines Hauses schlafen. Hebe Deinen unseligen Fuß vom Boden meiner Väter!"

Der Graf befreite sich mit Mühe aus den Armen der Unerklärlichen, welche den Sarg mit dem Muth eines Raubthieres vertheidigen zu wollen schien.

„Weg Eure schwachen Hände, Signora — sie sollen mich nicht hindern, in das geliebte Angesicht meines Bruders zu schauen, an dessen Grabe ich kein Fremdling bin."

„Ihr — sein Bruder —?" stammelte Sylva und verfiel in ihre vorige Erstarrung. Sie störte nicht mehr die Bemühungen des Grafen, dessen ungestümen Händen der schwere Deckel lange widerstand. Er ergriff ein Stück des zersprungenen Steinpflasters, und suchte damit

den Deckel in die Höhe zu treiben. Bei jedem Schlage zuckte Sylva schmerzlich zusammen; dabei haftete aber ihr Blick verlangend und fragend an des Grafen Augen und Lippen, als würde aus ihnen im nächsten Augenblicke die Entscheidung ihres Schicksals strömen. Da brach der Sargdeckel auf und stürzte ehern dröhnend auf den Steinboden; mit sprachloser Wuth starrte Graf Erbach in ein fremdes Gesicht und schlug mit geballter Faust das vertrocknete Antlitz der Leiche unter dem schrecklichen Rufe: „Du Hund — du Mörder meines Bruders, Mörder, Mörder!" Schäumenden Mundes faßte er die Leiche an der Brust, daß ihm Fetzen des vermoderten Gewandes in den Händen blieben, bis ein Siegelring am Finger des Todten seine Aufmerksamkeit dahin lenkte. Rasch zog er ihn ab und hielt ihn nahe an die Lampe.

„Es ist der Ring meines Bruders. Was ist hier vorgegangen? Mord! Verfluchtes Land!"

Ohne einen Blick mehr auf den offenen Sarg oder auf Sylva zu werfen, die mit verhülltem Angesichte auf den Boden kniete, stürmte er die Treppe hinauf, um vom greisen Herrn des Hauses Aufklärung und Rechenschaft zu fordern. Er stolperte über die Gräber dahin — plötzlich blieb er stehen, um den Siegelring im Lichte des Mondes noch einmal auf's Genaueste zu beschauen. Da fühlte er seine Knie umschlungen, und Sylva flehte mit dem rührendsten Klange ihrer Stimme zu ihm hinauf:

„Haltet ein, Graf, oder wer Ihr sein mögt! Nehmet den Ring mit Euch, zieht Euer Roß aus dem Stalle und reitet heim in Frieden. Habt Ihr den gefunden, den Ihr suchet? Nein! So scheidet, scheidet, und bei dem durchbohrten Herzen der heiligen Muttergottes geht schweigend vorüber an dieser Spur seines Fußes."

„Laßt mich, bethörte Schwärmerin!" grollte der Graf, von Neuem sich aus Sylva's Armen befreiend. Sie rückte aber dem Davoneilenden auf den Knien nach, faßte krampfhaft den Saum seines Mantels, und schrie, daß die Sumpfvögel das Röhricht mit den erschreckten Fittigen peitschten:

„O schont die Zukunft eines von Zweifeln und blutigem Liebesschmerz längst zerfleischten Herzens, den tiefwurzelnden Stolz eines hinfälligen Greises! Schont den betrogenen Vater! Schont die, ach! so süß und so wild betrogene Tochter! Sie liebte!"

Hier riß der Graf seinen Mantel los, Sylva's Hände fielen in das feuchte Gras, in welches auch ihr Leib zusammenbrach. Der schreckliche Zorn nahm dem Grafen fast das Bewußtsein. Er gewahrte nicht die ungeheure Rauch- und Aschenwolke, die nördlich über den Wald heraufzog, und von rothen Blitzen und Feuergarben durchleuchtet, einen grellen Schein in den Waldgrund warf, während der Mond im Westen erbleichend hinabsank.

„Wer immer Theil hat an meines Bruder Blute," schrie der Zornentbramte, „dessen Blut soll dieser Boden

des Verrathes und des Mordes mit vollen Zügen trinken. Das schwör' ich ihm bei der Ehre meines Namens und ich fluche ihm mit allen Flüchen, die ein Menschenherz erbeben machen."

Damit stürzte er in die Nacht des Waldes, dessen Riesenstämme von unterirdischen Donnerschlägen bis zum Wipfel erzitterten.

6.

Allein ist's auch gewiß, daß todt mein Kind?
So Viele sagen's, keiner hat's gesehn.

Grillparzer.

Der alte Falconara saß in seinem Cabinete, durchströmt von jenem Gefühle erquickender Ruhe, das, auch nach dem müheloseſten Tage, den Menschen in den ersten Stunden der Nacht berührt. Er hatte sich seiner liebsten Erholung zugewendet und blätterte in einem mit bunten Wappen und schön gemalten Miniatur-Portraits reich geschmückten Buche, das die Reihenfolge und die Schicksale seiner Familie, aus bewährten Quellen geschöpft, enthielt. Die damastnen Fenstervorhänge waren herabgelassen, und entzogen die Flammen der durchtobten Luft seinen Augen; ruhig pickte die Uhr und der Zeiger rückte vorwärts, unbekümmert um das, was die nächste Minute bringen würde.

Da näherten sich durch die lange Zimmerreihe heftige Schritte der Thüre, die bald aufflog, während

die verstörte Gestalt des Grafen auf der Schwelle erschien.

Erschreckt erhob sich der Marchese von seinem Stuhle, und betrachtete mit unwilligem Erstaunen den zudringlichen Gast, dessen gehobene Brust nach Luft und Ruhe rang, dessen bebende Lippen den stürmenden Gefühlen die Worte versagten.

„Was sucht ihr so spät und ungestüm bei mir Meister Albrecht?" fragte endlich der Alte.

„Rechenschaft über den Tod meines Bruders!" rief der Graf.

„Ich kann Euch nicht verstehen, Meister Albrecht!"

„Was Meister Albrecht," sagte der Graf, „weg mit der Larve. Nennt mich lieber Graf Albrecht von Erbach, denn das ist mein Name."

„Erbach?" wiederholte der Marchese, und sank erbleichend in seinen Stuhl zurück.

„Warum erbleicht Ihr, Marchese? Steht mir Rede."

„Wo kommt Ihr her, Graf!"

„Aus Eurer Familiengruft, wo ich —"

„Wo Ihr die Leiche Eures Bruders fandet?" fragte der Greis mit gesteigerter Stimme, indem er sich schnell erhob, des Grafen Rechte mit beiden Händen leidenschaftlich faßte, und mit der ängstlichsten Spannung seinen Blick an des Gastes Lippen hing.

„Wo ich die Leiche eines Schurken, doch den Siegelring meines Bruders fand!" erwiederte der Graf.

Da verhüllte sich der Marchese das Angesicht und jammerte: „So bist Du doch geschändet — mein altes glänzendes Haus. O schreckliche Gewißheit, unglückselige Stunde!"

„Jammert nicht, Marchese, und steht dem Bruder Rede, der Euch zur Rechenschaft zieht."

„Rechenschaft heischt Ihr von mir?" sagte Falconara mit Würde. „Unbesonnener, junger Mann! ich ehre Euren Schmerz, doch versündigt Euch nicht an einem weißen Haupte, dem Schwereres aufgebürdet ist, als Eurem lockenvollen Scheitel. Habt Ihr den ehrlichen Tod eines unbescholtenen Bruders zu beklagen, so trifft mein uralt glänzendes Haus die Schande."

„Was wißt Ihr von dem Tode meines Bruders?" fragte der Graf mit seinem alten Ungestüm. „Ihr sagt ein ehrlicher Tod? Was wißt Ihr davon? Eure weißen Haare und all' Euren Kummer achte ich wenig, wenn Ihr mir nicht befriedigende Kunde davon geben könnt."

„Ich darf sie Euch nicht vorenthalten," erwiederte der Marchese. „Es mögen nur wenige Wochen mehr als sechs Jahre sein, als eines Tages ein ansehnlicher junger Mann in meinen Hof ritt und sich als Graf Hubert von Erbach bei mir melden ließ. Ich empfing den Herrn mit aller Leutseligkeit und Zuvorkommenheit, die mir in jenen Tagen, wo mein Haus den Sammelplatz des fröhlichsten Adels dieser Insel bildete, so geläufig waren. Der Fremdling stellte sich mir als

einen Freund und Kenner der Antike vor, namentlich der geschnittenen Steine und Münzen, und da ich davon eine schöne Sammlung besaß, so stellte ich sie unbedenklich seinem Studium und Vergnügen zu Diensten. Ich bat ihn seinen Aufenthalt in meinem Hause zu nehmen; er schlug es mir anfänglich ab und nahm zu Catania oder sonst wo seinen Aufenthalt, ritt aber fast täglich zu mir herauf. Sein adeliges Wesen, seine Klugheit und Kenntnisse, erwarben ihm die Liebe meiner Tochter. So zutrauensvoll, wie er sich uns näherte, so offen kamen wir ihm entgegen, daß er endlich gerne mein Haus bezog und da die Seele aller Freuden wurde. Eines Tages übergab er mir seine Papiere mit der Bitte, sie in meine Verwahrung zu nehmen. Ich hielt diesen Schritt für einen Beweis seiner zärtlichen und ehrenhaften Absichten gegen meine Tochter, als wolle er mich dadurch in die näheren Verhältnisse seiner Familie einweihen. Die übergebenen Schriften legitimirten den Mann als den Grafen Hubert von Erbach."

„Dann war es mein Bruder! Wo ist er hingekommen?" unterbrach hier der Graf leidenschaftlich den Redner.

Der aber machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und fuhr fort: „Es war Euer Bruder nicht."

„Wo sind diese Urkunden meines Bruders jetzt?" fragte der Graf bestürzt. Schweigend trat der Marchese an die getäfelte Wand, drückte eine Feder und nahm ein Päckchen Schriften aus dem verborgenen Fache.

Inzwischen reichte der Graf sein Portefeuille dem Alten, und nachdem dieser sich über die Abkunft seines Gastes daraus unterrichtet hatte, überreichte er ihm die Papiere des Erschossenen.

Der Graf prüfte sie auf's Genaueste und erkannte sie als das Eigenthum seines Bruders. Er schob sie in die Tasche und richtete ohne ein Wort zu sprechen die forschenden Blicke auf das welke Gesicht des Marchese, der gelassen fortfuhr und dem Argwöhnischen das Ereigniß jener Tage von der Ankunft Foulcons' und Temericourt's bis zu dem Morgen erzählte, wo die Kugel des Letzteren den Mann, der sich Graf Erbach nannte, niederstreckte.

„Und es war nicht mein Bruder?" fragte der Graf wieder.

„Nein."

„Wen habt Ihr dann unter der Ehre meines Wappens in Eurer Gruft beigesetzt?"

„Den Erschossenen."

„Ihr wagtet das?"

„Ich mußte ihn noch immer für den halten, als den ihn seine Papiere mir auswiesen. Doch der räthselhafte Tod des Fremden brachte Gerüchte in Umlauf, welche der Ehre meines Hauses so nahe traten, daß ich mich gezwungen sah, zur Beruhigung meiner Besorgnisse, mich um Aufklärung oder um Einschreiten beim königlichen Oberrichter zu Catania zu verwenden. Schon die ersten Aufschlüsse dieses Mannes ließen mich

im Zusammenhalt mit den Umständen, welche den Tod jenes Fremdlings vor dieser Villa begleiteten, mit Recht befürchten, daß die Schlauheit eines schändlichen Betrügers mein Haus mit Schmach und Unheil erfüllt hätte; doch gelang es mir, den Oberrichter dahin zu vermögen, daß er jenen calabresischen Corsaren, der an dem beabsichtigten Ueberfalle meines Hauses Theil genommen hatte, als ergriffenen Seeräuber schleunig aufknüpfen ließ, so daß ich nach Beseitigung dieses gefährlichen Zeugen den Fall für abgethan und der Vergessenheit anheim fallend halten konnte. Leider kam es nicht so. An der westlichen Küste des oberen Calabriens hatte sich seit längerer Zeit in der Nähe der festen Stadt Cosenza eine Räuberbande gebildet, die unter ihrem Anführer Marotto das ganze Land mit aller List und Verwegenheit ausbeutete. Den Verfolgungen der königlichen Truppen entzog sie sich durch das Ueberschiffen auf unsere Insel, wo man die Anwesenheit des gefürchteten Marotto di Cosenza bald an den kühnsten Streichen merkte. Nach dem Tode meines verfluchten Gastes verschwand das Gesindel wieder spurlos. Von seinem Hauptmanne Marotto hat man nie wieder gehört. Später wurde dem Oberrichter zu Catania durch ein Schreiben des Tribunals zu Cosenza angezeigt, daß ein alter Bursche, Namens Michaele, dort auf der Folter bekannt habe, er sei einst ein Mitanführer der Bande Marotto's gewesen und dieser sei bei einem mißlungenen Angriff auf die Villa

Falconara bei Catania erschossen worden. Der Oberrichter, ein ängstlicher Mann, glaubte nun den verdächtigen Leichnam aus meiner Gruft erheben und die Identität desselben mit dem Räuberhauptmann Marotto feststellen zu müssen Die Fülle der Schmach für mein Haus, welche mit dieser Procedur verbunden gewesen wäre, brauche ich Euch, edler Graf, nicht zu schildern. Inzwischen kam von Cosenza die Nachricht, daß jener Michaele an den Folgen seiner Folterqualen verstorben war — und so wagte es der Oberrichter zurück zu schreiben, daß sich Michaele's Angaben nicht erwahrt hätten, womit auch diese Gefahr vorüber war. Der Kern der Begebenheit ruhte somit bis zu diesem Augenblicke von dem Schleier des Geheimnisses bedeckt — auch für meine Tochter, der aus den anfänglichen Gerüchten wohl ein Körnchen Argwohns in die Seele gefallen zu sein schien — die aber in solcher Innigkeit an dem Andenken des Verruchten hängt, daß ich an der Echtheit ihres Blutes zweifeln müßte, wenn sie nicht noch im ersten Irrthume lebte. Doch denkt Euch die Qual des Vaters, der seine einzige Tochter, den letzten Sprossen seines erlauchten Hauses, täglich an dem Sarge eines Räubers beten und weinen sieht."

„Wo aber blieb mein Bruder Hubert?" fragte der Graf wieder.

„Nach allem Vorhergehenden bezweifle ich keinen Augenblick," versetzte der Marchese, „daß er von dem

Dolche Marotto's in irgend einer Waldschlucht Calabriens gefallen ist."

„Ihr aber, Marchese, und jener pflichtvergessene Richter," sprach der Graf im Tone des heftigsten Vorwurfs, „habt mir die Mittel genommen, den wirklich eingetretenen Tod meines Bruders zu beweisen, ohne welchen Beweis die größten Wirrsale den Frieden meiner Familie bedrohen."

„Erlaßt mir alle Vorwürfe," sagte der Marchese weich, „und vergeltet mir die ehrliche Gastfreundschaft meines Hauses mit milder Schonung. Der Oberrichter zu Catania wird Euch gegen Eure Legitimation und ein Schreiben von mir, das ich ihm morgen senden werde, die Aussage jenes Corsaren und das gerichtliche Zeugniß über jenes Ereigniß in meinem Hause nicht verweigern; beim Tribunale zu Cosenza steht Euch frei, die Verhöre jenes Schurken Michaele zu erheben, dann dürftet Ihr wohl für Euren Zweck im Besitze hinreichender Hilfsmittel sein. Meidet dabei, ich flehe Euch darum an, alle Oeffentlichkeit und schont die Ehre meines Hauses, von dem, ich fühle es, in wenig Jahren nur mehr eine reiche Erbschaft und eine Reihe verwahrloster Grabmäler übrig sein werden."

Den Grafen rührten die Bitten des alten stolzen Mannes, und indem er die verlangte Schonung zusicherte, reichte er ihm die Hand mit den Worten: „Ich scheide in dieser Stunde, da mir jede weitere Minute in Eurem Hause qualvoll sein müßte. Lebt wohl —

Gott schütze Eure Tage!" Damit ging er — an der Thüre kehrte er aber bestürzt um: „Verzeiht — daß ich es in der Leidenschaft vergaß. Vor der Grabkirche verließ ich Eure Tochter in erschöpftem Zustande, unter freiem Himmel — im Sturme. Ich rufe Diener, welche sie suchen sollen."

„Um Gotteswillen, thut das nicht!" rief der Marchese, und hielt des Grafen Hand zurück, die nach dem Glockenzuge griff. „Sollten unberufene Augen den offenen Sarg sehen, um einen Verdacht zu schöpfen, neue Gerüchte auszustreuen?! Ich finde meine Tochter. Zieht in Frieden!"

Der Marchese steckte einen Dolch in den Gürtel, warf seinen Mantel um und verschwand durch eine Seitenthüre aus dem Cabinete.

Auch der Graf entfernte sich und weckte seinen mürrischen Diener, an dessen Seite er bald aus der Villa ritt.

Im Freien erschreckte den Marchese die Wuth des Aetna, in dessen Rauch- und Aschenwolken sein geübteres Auge bald die aufstrebende Feuergarbe, so wie die gewaltsamen Veränderungen des Kraters bemerkte, von denen er wohl wußte, daß sie die Vorboten einer ungewöhnlichen Eruption seien. Doch die Sorge um das einzige Kind trieb ihn bald weiter durch Sturm und Dickicht, bis er die alte Karthause erreichte.

Als er Sylva im Freien nicht erblickte, stürzte er in die Kirche — sie war leer. Er stieg in die Gruft

hinab — da brannte auf dem Gesimse noch die Lampe — von Sylva keine Spur. Vom Sarge des Räubers war der Deckel abgerissen — doch der Sarg selbst — war leer. Wer hatte diesen Raub begangen? Sollte sich der erzürnte Graf boshafter Weise des Leichnams versichert haben? Nagende Zweifel quälten das Herz des ehrsüchtigen Greises. Er eilte wieder aus der Kirche und ging suchend, rufend und Hände ringend am Weiher hin, auf dessen verdunkelter, vom Feuerscheine zuckend beleuchteter Oberfläche die zu früh erwachten Wasservögel in unnennbarer Angst auf und nieder strichen. Da blinkte dem Verzweifelten ein weißer Flecken im Grase entgegen, er kniete auf den Boden, griff darnach — und ergriff — Sylva's wohlbekannten Schleier. Am Rande des Weihers lag derselbe, mit seinem Ende spielten die vom Sturm gepeitschten Wellen. Daneben war am Uferrande der Rasen und das Erdreich frisch abgebrochen, als hätte ein schwerer Körper, der von da in's Wasser gestürzt wurde, es mit hinabgedrückt. Der Glaube an ein schreckliches Ereigniß erfaßte und verwirrte bei diesem Anblicke das Gehirn des alten Mannes. Dort der Verrath des Gastfreundes, die Entweihung des alten Namens vor den Schranken des Gerichtes — hier die befleckte Ehre der Tochter — die vielleicht vor Kurzem hier als Selbstmörderin geendet? Scheu streifte das Auge des Alten über das Wasser, ob nicht aus dem Schilfe sich ein weißer Arm seines Kindes ringe, ob nicht ihr geisterhaftes Antlitz aus den Wellen tauche;

dann lenkte er es wieder zurück und heftete es stier auf den Schleier, den er auf einem Grabhügel sitzend vor dem Ungestüm des Windes mit den Händen auf den zitternden Knien festhielt. Immer lebloser, immer steinerner wurde seine Gestalt, das Blut in seinen Adern endete den siebzigjährigen Lauf, der Schlag des schwachen Herzens stockte, sein sonst so hoch getragenes Haupt sank tief auf die Brust herab, der morsche Leib brach und stürzte zusammen. Da änderte der Sturm seinen Flug, rasch bedeckte Finsterniß die ganze Gegend, prasselnd fiel es auf die Laubdächer des Waldes, zischend fielen heiße Steine in das aufbrodelnde Wasser — der Aetna regnete seine Asche auf die Leiche des letzten Falconara herab.

7.

— was ich auch betrieben,
Bedünkt mich hohler Schein,
Und glücklich macht nur Lieben,
Ach, und geliebt zu sein.

Platen.

In Andrea's Gartenteiche lag noch immer die diamantene Agraffe. Wasserpflanzen hatten ihre Wurzeln um die goldene Fassung geschlungen. Unvermißt lag der Schatz und vergessen. So ruhte auf dem Herzensgrunde des guten Andrea noch die alte Liebe zu der schönen Muhme Enrichetta. Seit ihrer Vermählung hatte Andrea ihr Haus gemieden, so reich

dort Fest an Fest, Gast an Gast sich drängten; standhaft war er allen Annäherungen widerstanden, die gefällige Unterhändler klug zu vermitteln trachteten — aber ach! wer wog die Schmerzen, die in der Einsamkeit seiner blühenden Gärten sein mißverstandenes Herz drückten? Um allen Verführungen zu entgehen und der Uebermüthigen den Stolz seiner Seele fühlbar zu machen, beschränkte er sich fast gänzlich auf die Räume seines behaglich geordneten Hauses, seiner Ställe, Aecker und Gärten. Mit vermehrtem Eifer schien er seinen landwirthschaftlichen Geschäften obzuliegen; aber mochte Saat oder Ernte sein, sein Herz war bei anderen Tagen, welche ihm so blutige Wunden geschlagen hatten.

Es war am Morgen, nach jenem Aschenregen, dessen im vorigen Capitel erwähnt ist, und Andrea ordnete die Reinigung seiner Gartenbeete an, während aus dem Krater des Aetna kaum mehr eine leichte Dampfwolke aufstieg und der Vulcan wieder in unschuldige Ruhe versunken zu sein schien. Da trat ein Diener Caldalho's zu ihm und bat ihn unverweilt zur Gräfin zu kommen, welche ihm Ereignisse vom höchsten Belange mittheilen müsse.

Der Diener schien sehr ängstlich und entfernte sich wieder, ehe Andrea sich entschieden hatte, ob er ihn näher befragen solle oder nicht. Doch bald besann er sich des Besten und machte sich auf den Weg.

Villa Caldalho lag kaum eine halbe Stunde weit von Andrea's Besitzthum, doch höher auf dem Berg-

rücken als diese. Am Thore erwartete den Eintretenden derselbe Diener, der ihn berufen hatte, und öffnete ihm die Glasthüre, welche in einen heiteren Gartensaal führte.

Das Tageslicht brach sich in den farbigen Fensterscheiben, und brachte eine verwirrende Undeutlichkeit in die ohnedem durch allzu bunten Schmuck verengten Räume. Blätter und Blüthen tropischer Pflanzen verhüllten halb die Fenstertafeln, während von der Decke metallene Ringe herabhingen, in denen Affen und Cacadu's sich schaukelten. In der Mitte lag ein indischer Teppich, in dessen einer Ecke auf einem silbernen Dreifuße wohlriechendes Holz loderte. In der andern Ecke waren seidene Kissen gebreitet, auf denen die Herrin des Hauses mehr lag, als saß. Aber eben ihren Ruheplatz trafen die buntesten Lichter und Schatten, so daß die Gegenstände, welche die Ruhende zunächst umgaben, kaum zu erkennen und von einander zu unterscheiden waren. Der Strahl eines kleinen Springbrunnens in einer Blumennische glänzte zauberisch über Enrichetta's Haupte, das sie beim Eintritt ihres lieben Vetters nur wenig aufhob, während ihre Blicke mit einem stürmischen Willkomm ihm entgegen flogen.

„Du ließest mich rufen, Enrichetta?" sagte Andrea mit unterdrückter Stimme, und in ziemlicher Entfernung von der Gräfin stehen bleibend.

„Ich ließ Dich oft schon laden!" entgegnete Enrichetta eben so gedämpft, doch mit süßem Zittern in

der Stimme. „Doch Du bist nie gekommen. Wie oft hat" — hier drückte sie die Hand auf's Herz und schwieg; dann fuhr sie kaum hörbar fort: „doch Du wolltest nicht."

„Enrichetta," sagte Andrea, etwas fester wie früher, „Du hast mich doch nicht überlistet?"

„Sei außer Sorgen, guter Andrea; seit ich mich selbst betrogen habe, lege ich Niemandem mehr Schlingen."

„Verschone mich mit solchen Reden, Muhme, und sage mir jene Ereignisse von Belang."

„Wo soll ich anfangen, Du Gefühlloser", seufzte die verstimmte Dame und rang mit trostloser Miene die Hände. „Es ist lauter Unheil, was ich Dir sagen muß."

„So sprich!"

„Setze Dich doch an meine Seite; so sehr Du mich auch hassen magst — Du bleibst mir doch immer theuer."

Andrea konnte den Schmeicheleien nicht länger widerstehen. Er setzte sich an ihre Seite, trat aber dabei auf eine weiche Pfote, ein rasches Thier fuhr vom Schlafe auf und bekam seinen Fuß zwischen die weißen Zähne eines rothen Rachens, den es aber nur sanft zusammen drückte, worauf es mit kätzischer Geberde, wie Schutz suchend oder Strafe fürchtend, auf den Saum von Enrichetta's Kleide zukroch und sich dort auf den goldgelben, schwarzgefleckten Rücken hinwälzte, während es die weißsammtenen Pfoten spielend in die Höhe streckte.

„Laß Dich von meinem kleinen Leopard nicht stören," beruhigte die Gräfin ihren erschrockenen Vetter, indem

sie ihr Kleid so rasch unter dem schönen Thiere wegzog, daß dieses auf das Ende des Teppichs hinausrollte, wo es bald wieder einschlief.

„Seit heute Morgen vermißt man Onkel Falconara und die arme Sylva, und keine Seele weiß, wohin sie gekommen."

„Sind Boten ausgesendet worden?" fragte Foramitti in größter Bestürzung und erhob sich.

„Wohl hundert!" war die Antwort. „Bleib' Du bei mir. Ich bin so gut verloren, als die Beiden. Du runzelst schon wieder die Stirne! Ich will schweigen. Es will mich Niemand suchen in dieser Wüste."

„Enrichetta!"

„Das ist noch nicht alles Unheil. Temericourt ist todt."

„Der edle Mann!"

„Den Sylva so kränkend verschmähte. Das scheint ein Fluch unseres Geschlechts, daß wir die Edlen von uns stoßen und den Schlechten uns hingeben."

„Wo starb Temericourt?"

„Auf seiner Galeere, welche den Angriffen fünf großer Schiffe von Tripolis erlag. Er focht wie ein Löwe. Mit der Kugel in der Brust niederstürzend, rief er noch Sylva's Namen — doch Du bist solcher Schwärmerei entwachsen."

Mit erheuchelter Kälte fragte Andrea nach dem Schicksal Foulcon's, da die Muhme doch von den Begebenheiten auf Malta so wohl unterrichtet scheine.

Enrichetta schlug bei Foulcon's Name voll Scham und Ingrimm ihre Blicke nieder und stotterte: „Im Kerker — im ewigen Gefängniß.“

„Straft der Orden so streng den Zweikampf?“

„Foulcon war ein Dieb, Andrea, ein Dieb! Er bestahl Jahre lang den Ordensschatz, vertrank, verspielte und verbuhlte das Gold. O Gott!“ schrie sie gellend auf, warf sich in die Kissen zurück und streckte ihre schönen Arme in die Höhe; „mit diesen edlen Armen hab' ich ihn umfangen, das Thier, den Dieb! O ich habe mich immer betrogen — immer!“ Dann verhüllte sie ihr Gesicht und weinte laut.

Andrea erhob sich, hastig das Gemach zu verlassen; Enrichetta fuhr aber auf und hielt ihn zurück: „Andrea, guter Andrea — fürchte Dich nicht vor mir! Keinen Kuß — ja keinen Händedruck sollst Du mir schenken — ich führe Deine Finger nicht an meine Wangen — nicht an meine Lippen — aber einen liebevollen Blick — nur einen —. Auch den nicht — wär' es zu viel? auch den nicht! wende Dich ab — wend' es ab Dein süßes Gesicht — nur ein barmherziges Ohr versage mir nicht. Ich bin betrogen, verarmt, verwelkt und von mir selbst verachtet in dieser Fluth von Reichthümern und Festen — Du fliehst mich, bleib — o bleib!“

„Zu spät!“ sagte Andrea mit Gewalt nach dem Ausgange ringend, als traue er nicht länger dem Panzer, mit dem er sein Herz gewaffnet hatte.

„Andrea, sieh meine Reue! Nein — nicht. Sieh das Unheil unseres Hauses — ! Was spreche ich — nein! — auch das nicht — die Schrecken des Vulcanes — ja ich hab' es. Die Schrecken! Und sind auch sie es nicht, so ist es Gott, der mich zum letzten Male aus meinen Lüsten riß und in Deine Arme warf."

„Du traust Dir selbst nicht mehr — wie sollte ich — !" und hier schwieg Foramitti, als hätte er zu viel gesagt.

„Du gehst nicht von mir bis Du mich ganz gehört hast," sagte die Gräfin, indem sie ihren Vetter losließ und erschöpft in die Kissen zurück sank. Der aber blieb ruhig stehen und lauschte. „Ich kann Dir's nicht verschweigen, mir wurde seit heute Nacht die Ueberzeugung, daß ich Dein sein und bei Dir bleiben werde bis in den Tod."

„Du sprichst im Fieber, Enrichetta!"

„Die Stimme des Berges —."

„Bald schweigt er gänzlich!"

„Glaube das nicht. Er wird den feurigen Mund öffnen — er muß die Stunde rufen, die uns vereinigt."

„Du bist ernstlich krank."

„Geh'! — geh'! merk' auf den Gibellino — so geh'!"

Diese leidenschaftlichen Rufe Enrichetta's brachen das Herz des guten Andrea — er faßte ihre Hand, Thränen rollten ihm aus den klaren Augen. In diesem Augenblicke war auch der Sturm in Enrichetta's Innern beschwichtigt, — sie strich sich die Locken aus der heiter

gewordenen Stirne und sagte mit der überwältigenden Sicherheit, die Andrea aus besseren Tagen kannte: „Hatte ich nicht recht?"

„Sobald Gefahr droht, eile ich zu Dir herüber," versprach Andrea.

„Mein Andrea," sagte die Gräfin, „Du mußt es anders machen, wenn Du mir gut dienen willst! Caldalho hat im Hafen ein Schiff gekauft und mit allem, was uns werth und nothwendig ist, versehen. Er ist jetzt in Catania und besorgt dieses Geschäft. Heute Abend schiffe ich mich ein; dann fahre Du mit einem, wie zur Flucht beladenen Kahne durch den Hafen, ich werde Dich sehen, rufen und so kommst Du unbeargwöhnt an Bord — das Uebrige laß meine Sorge sein."

„Fürchtest Du denn wirklich einen Ausbruch des Berges?" fragte Andrea.

„Was kümmert's Dich!" versetzte die Gräfin — „wir reisen! Rüste Dich, es ist Mittag vorüber."

Andrea verließ nun schnell das Gemach.

8.

Hoffnung und Liebe, alles zertrümmert!
Und ich selber gleich' einer Leiche,
Die grollend ausgeworfen das Meer,
Lieg' ich am Strande.
Vor mir woget die Wasserwüste,
Hinter mir liegt Kummer und Elend.

Heinrich Heine.

In Andrea's Herzen waren die Erinnerungen an jene süßen, halb noch knabenhaften Tage aufgewacht, in denen ein Blick aus Enrichetta's zündenden Augen, ihm geoffenbaret hatte, wonach er sich sehnte — die Liebe! Die Einsamkeit seines Hauses, in das er halb träumend zurückgekehrt war, störte ihm nicht jene verlockenden Bilder, welche die Phantasie seiner frischen Begierde vorhielt. Sein Haus war ungewöhnlich stille, denn er hatte sein ganzes Gesinde bis auf einen Diener mit dem Nutzvieh fortgesendet, zu einem Vetter nach Minco, dessen Waiden von dem Aschenregen der vergangenen Nacht verschont geblieben waren, während Andrea's Triften für lange Tage unbrauchbar lagen.

In jener Gefühlsschwärmerei, die schwachen Geistern eigenthümlich ist, schritt der junge Mann durch seine hübschen Zimmer, blieb, die Brust voll Träumereien, vor jedem Platze stehen, wo Enrichetta einst gesessen, gestanden oder mit ihm gesprochen, und würde so ganz die Aufgabe dieses Abends aus dem Sinne verloren haben, wenn ihn nicht der Aetna daran gemahnt hätte, dessen Rauchwolken plötzlich den Himmel verfinsterten,

während von seinen unterirdischen Donnerschlägen die Erde erbebte. Die trügerische Ruhe des Vulcans war zu Ende, und der tückische Schläfer erhob sich nun in seiner ganzen Furchtbarkeit.

Andrea merkte mit Schrecken, daß er drei kostbare Stunden in dämmernder Unthätigkeit vergeudet hatte, und zweifelte keinen Augenblick, daß Enrichetta längst schon im Hafen mit Mühe die Abfahrt ihres Schiffes verzögerte, indem sie fruchtlos vom Borde die Blicke nach dem Erwarteten aussendete. Um ja ihrem Willen mit einem beladenen Kahne zu erscheinen, nachzukommen, belud sich Andrea schnell mit dem, was ihm zunächst lag, mit einigen Körben voll Früchten und einigen Flaschen Wein, und lief den eine Viertelstunde langen Weg von seinem Hause bis zur Meeresbucht, in der seine Fischerkähne lagen. Dort warf er seine Last in den schnellsten und stärksten Kahn, faßte die Ruder, und trieb sich mit Windesschnelle durch die dunkeln grollenden Wellen. — Als er auf das Land zurück blickte, das in breiter Abdachung vor ihm lag, sah er aus allen Thälern und durch alle Feldwege Züge mit Fackeln in drängender Eile zur Stadt herunter strömen, während die schwarze Rauch- und Aschenwolke des Aetna, welche bis jetzt die Flamme des Vulcans noch verbarg, eine weißglühende Farbe anzunehmen begann. In diesem Augenblicke wallte das Meer wie siedend auf, seine Wellen wurden zu Bergen, und während Andrea's Schiffchen emporgerissen auf dem schäumenden Kamme

eines solchen Wassercolosses schwebte, brach nach einem fürchterlichen Donnerschlage die glühende Wolke, und nachdem für einen Augenblick eine riesige Feuergarbe über der Spitze des Aetna sichtbar geworden war, fiel eine tiefe Finsterniß auf Meer und Land, nicht der vergleichbar, die in mondlosen Nächten auf der Straße liegt, sondern völlig wie in einem geschlossenen Raume, in dem das Licht ausgelöscht worden. Zugleich wurde das Meer wieder ruhiger, und eine gleichmäßig verbreitete Last heißer, trockener Asche fiel plätschernd nieder auf die See. Nach und nach wurde es wieder heller, die Feuersäule des Aetna beleuchtete mit ihrem rothen Scheine, wie eine Sonne des Verderbens den Gesichtskreis. Die Fackeln der Züge waren bis auf wenige verlöscht, die heiße Asche bedeckte mit Dampfwolken die Ufer, die weit vorgerückt waren, da die See zurückweichend bunte Fische, abenteuerlich geformte Weich- und Schaalthiere im Sande zurückgelassen hatte, welche sich in diesem fremden Elemente so ängstlich regten, wie die Bewohner der Küste, die vor dem Flammenarm des Berges flohen.

Der eine Theil des Kraters war eingestürzt und zahlreiche Lavaströme quollen glänzend in das Thal herab. Die wirbelnden Rauchsäulen und Flammenzungen, die aus tiefen und ganz nahen Schluchten hervorbrachen, ließen vermuthen, daß Feuerströme unter dem Schutze des Aschenmantels schon ganz herabgeflossen waren und in der nächsten Stunde die Stadt bedrohen würden.

Da wunderte sich nun freilich Andrea nicht, als er im Hafen betäubendes Gewirre von Kähnen, eine bestürmte Reihe schwankender und überfüllter Segelschiffe und am Molo eine jammernde Menge traf, die mit Fackeln und Gepäck hin- und wiederlief, sich gegenseitig zu Boden oder in's Wasser rannte, und deren Kampfespreis und Ziel das kleinste Plätzchen auf einem Schiffe war.

Wie hätte Andrea Caldalho's Schiff zu erkennen vermocht, da jedes von Pöbel und vornehmen Leuten gleich überfüllt und im rothen Feuerscheine, welcher die Schiffswände und Segel, die bewegten Wellen und die starren Quadern des Molo, die prachtvollen Paläste und die verlassenen Kirchen, in deren Thürmen das Erdbeben die Glocken läutete, zuckend beleuchtete, ein Antlitz kaum von dem andern zu unterscheiden, aller Ausdruck des Adels und der Schönheit verschwunden war und nur die Mienen des Schreckens und der Furcht bei Allen sich fanden.

Die auf den Schiffsdecken Platz erobert hatten, riefen, man solle die Anker lichten, und in die See stechen, während Scharen am Ufer flehentlich um Säumniß, Raum und Rettung schrien. Endlich schienen die Schiffe überfüllt und zugleich mit der Nachricht, daß ein Lavastrom die Mauern der Stadt niedergeworfen habe und verheerend durch die Häusermasse breche, tönten die Pfeifen der Hochbootsmänner — die Hintertheile der Schiffe wendeten sich in den unwillig brausenden Wellen, die Anker waren gelichtet.

Ein Geheul der Verzweiflung antwortete dem Schiffscommando. Alles stürzte sich in die Wellen — in die nächsten Boote, wie es eben kam — Hunderte fanden den Tod — wurden im Gedränge erdrückt oder ersäuft. Aber auch die Schiffe, in deren Segel sich der Sturm legte, richteten in ihrem Laufe entsetzliches Elend an. — Zahllose Fahrzeuge fuhren sie in den Grund, und Andrea, vom Mitgefühl für Alle und von der Ungewißheit über Enrichetta's Schicksal gleich gepeinigt, mußte wieder sein Ruder ergreifen, um den Ausgang des Hafens zu gewinnen. Hier hatte die Verwirrung, das Unheil den höchsten Grad erreicht. Schnellere Segler suchten den langsameren einen Vorsprung abzugewinnen, denn im nördlichen Viertel der Stadt rückten die hohen Häuser, von der Lava getrieben, lautlos von ihrer Stelle, und fielen endlich schweflicht auflodernd in glühenden Trümmern zu Boden. Die Steuerleute befürchteten die Ergießung des Feuerstromes in den Hafen und das Ungestüm der siedenden Wellen. Es krachten die Schiffswände und jammernde Gestalten sanken aus umgestürzten Booten händeringend unter.

Da kam ein ziemlich großes Boot gerudert, in dem die Nonnen von St. Onofrio in ihren Ordenskleidern, mit dem goldenen Capitel-Kreuze standen und Psalmen sangen. An der Seite der Oberin meinte Andrea Sylva zu erkennen — doch hatte er nicht Zeit, genauer zu beobachten, denn vom Borde des nächsten Dreimasters befahl Caldalho's Stimme, das Schiff zu wenden,

und die Strickleitern hinabzulassen, um die heilige Frauengemeinde sammt ihren Reliquien und Paramenten aufzunehmen. Das Schiff wurde wirklich gewendet, das Boot der Nonnen legte am Hintertheile an; in demselben Augenblick fuhr aber eine windschnell rudernde Galeere mit dem Schnabel in die Rippen des Dreimasters, die Balken brachen, krachten und splitterten, der Raum füllte sich mit Wasser — das Schiff sank unter tausendstimmigem Geheule der Verzweiflung, die Wirbel des sinkenden Wrack's rissen das Boot der Nonnen mit sich, die weißen Ordenskleider schwammen und sanken mit den andern, und die Galeere schoß unaufhaltsam über ihre Opfer in die offene See.

Andrea hatte sich geschickt aus dem Drange gerudert und war außer dem Hafen in Sicherheit, als sich ein paar Bootslängen von seinem Fahrzeuge Caldalho's Körper aus den Wellen hob. Andrea suchte ihn mit dem Ruder zu haschen. Es war wirklich der Vicekönig der Antillen — aber als Leiche, Stolz und Hochmuth im gealterten Gesichte, von dem die Salzfluth die Schminke gewaschen hatte, ein von Genüssen entnervtes Skelett.

„Arme Enrichetta!" seufzte Andrea, während ihm die ungestümen Wellen den Leichnam wieder entrissen, den er ungerührt versinken sah. „Wo sind nun, Enrichetta, Deine fieberhaften Hoffnungen, mein zu sein und bei mir zu bleiben bis in den Tod!" Dann ergriff er wieder die Ruder, und suchte gegen die Strömung

die offene See zu gewinnen, aber sein Schiff trieb immer wieder gegen die Küste, an der er nun trostlos hinauf steuerte.

9.

„Und nun im letzten Augenblick gewährt
Uns eure Lieb'."

„Der Liebe Müh' umsonst"
von Shakespeare.

Nach einer Stunde widriger Fahrt ließ Andrea sein Fahrzeug an den Strand laufen, lehnte sich auf sein Ruder und betrachtete die Gegend. Gegen die Stadt hinab schlich ein breiter, vielästiger Lavastrom — ihre Mauern waren durchbrochen, und ihr nördliches Viertel war von den glühenden Wogen in's Meer gewälzt. Auch aus den andern Vierteln schlugen Flammen, durch gefallene Blitze oder glühende Steine, durch die blinde Wuth des Erdbebens oder die Verwirrung der Flucht entstanden. Jenseits sah er auf den Feldern unter weißen, zeltartig gespannten Tüchern, die vor dem Stein- und Aschenregen schützen sollten, gelagerte Flüchtlinge. Vor ihm dehnte sich ein schmaler Strich der Küste, landeinwärts von einem Walde begrenzt und von einzelnen Cactusstauden unterbrochen. Die Feuersäule des wüthenden Vulcans beleuchtete den Umkreis auf das Hellste und Andrea's spähendes Auge bemerkte bald am Saume des Waldes eine Gestalt, die händeringend auf- und niederschritt. Ihre Lage mußte ver-

zweiflungsvoll sein, der Weg nach Catania war ihr durch Lavaströme abgeschnitten, während ihr gegenüber noch der Vulcan und das Meer lagen, auf dem kein rettendes Schiff nahe zu sein schien.

Diese Wahrnehmung war es wohl, welche jene Gestalt eben jetzt antrieb, mit fliegenden Schritten der See zuzueilen, so daß Andrea ohne Bedenken an's Land sprang, und ihr mit ausgespannten Armen entgegen lief. Es gelang ihm am äußersten Rande der Küste die Unglückselige aufzufangen, die bewußtlos an seiner Brust zusammenbrach. Er legte sie in's Gras, strich ihr die aufgelösten Haare aus der Stirne und erkannte das schöne Angesicht seiner Muhme Enrichetta — der Witwe des Grafen Caldalho!

Er schöpfte Seewasser, und rieb ihr damit Pulse und Schläfe, und endlich gingen ihm die Sterne seiner Sehnsucht — ihre Augen — günstig wieder auf.

„Andrea!" sagte sie. „Du?" — Du? ja es kann kein Anderer sein. Ich hab' es einst vorausgesagt: bräche ein Lavastrom vernichtend vom Aetna nieder, schlösse mich ein und triebe mich zum Rande des Meeres, ich fände dort gewiß einen Kahn, und einen rettenden Freund: Dich!! Wo hast Du Deinen Kahn?" setzte sie mit derselben Sicherheit hinzu, mit der sie immer zu Andrea zu sprechen gewohnt war.

Andrea lief an seinen Landungsplatz zurück, an den ihm Enrichetta folgte. Die Wellen hatten aber das Fahrzeug vom Strande gehoben und spielten jetzt in

ziemlicher Ferne von der Küste mit demselben. Andrea stürzte sich achtlos in die Fluth und schwamm mit starken und gewandten Armen auf sein Boot zu. Mit zitternden Herzen folgte Enrichetta den Gefahren des Geliebten, der plötzlich das rettende Schiffchen erreichte und es zum Ufer fröhlich zurücksteuerte. Enrichetta schwang sich über den Rand und ließ sich erschöpft auf eine Decke zwischen den Fruchtkörben nieder, während Andrea, den jetzt günstigen Wind benützend, ein Segel aufspannte, und endlich der schreckensvollen Küste den Rücken wendend, die hohe See zu gewinnen hoffte.

„Sprich, theure Enrichetta," fragte er, indem er unverdrossen gegen Westen steuerte, „wie kamst Du an die Stelle, wo ich Dich fand?"

„Als Caldalho die Gefahr unseres Landsitzes vernahm," antwortete Enrichetta, „sendete er einen Boten, mich an Bord zu geleiten. Aber das Gedränge der fliehenden Züge säumte den Eilenden, daß er verspätet ankam, die Finsterniß uns auf der Flucht überraschte, der Aschenregen unsere Fackeln verlöschte und unsere Maulthiere scheu machte. Das meine rannte unaufhaltsam mit mir in den Wald zurück, und warf mich zuletzt an seinem Ausgange vor dem Thore eines brennenden Gebäudes ab — Andrea, vor Deinem Hause."

„Tröste Dich über meinen Verlust," sagte Andrea, „aber wie hast Du Dich gerettet, mein herrlichster Gewinn?"

„Ich eilte in Deinen Garten, und sank ermattet auf der Einfassung jenes Bassins zusammen, über dem die Nereiden den schönen Springbrunnen halten. Die Flammen leckten unterdessen aus den Fenstern Deiner freundlichen Zimmer und von der Gewalt der Erdstöße fielen die Mauern Deines Hauses, das Du mir wohlwollend geöffnet hattest, in Schutt. Auch der Zufluß des Bassins war versiegt und sein Wasservorrath abgelaufen, so daß der Grund trocken lag. Da fand ich in der Wurzel einer Lotosblume dies funkelnde Geschmeide," hier zog sie die Agraffe aus dem Busen und hielt sie Andrea hin. „Du hast sie einst verschmäht; sie lag so lang in den Wellen, als ich in Thränen lag. Heute nimmst Du sie aus meiner Hand — ich weiß es."

„Ich nehme sie ohne Selbstvorwurf," versetzte Andrea, das Geschenk ergreifend und es zufrieden an seinem Hute befestigend, nachdem er die gehäufte Asche von dessen Krempe und Federn geschüttelt hatte. „Ich nehme sie aus der Hand einer Witwe."

„Witwe, was sprichst Du? — was sprichst Du?"

Andrea erzählte ihr den Tod ihres Gatten, und sie vernahm seine Worte mit starren Augen und auf's Tiefste erschüttert.

„Caldalho todt?" wiederholte sie als der Erzähler geendet hatte. „Es ist, als wäre es des Himmels Absicht, im Lichte der feurigen Garbe, welche der Gibellino ausspeit, unser ganzes altes Geschlecht sterben zu lassen."

Sie stützte das Haupt in die Hände und versank in ein düsteres Nachsinnen, während Andrea mit fröhlichem Herzen seine Ruderschläge verdoppelte.

In den späten Vormittagsstunden des nächsten Tages schwieg der Aetna, seine Feuersäule sank in den glühenden Krater zusammen — seine Aschenwolken waren zu Boden gefallen, und nur Rauch in geringeren Massen umhüllte seine Gipfel. Die Lava hörte auf zu fließen, ihren Glanz verdunkelte eine braune Kruste, die sich darüber bildete. Weißer Dampf qualmte aber noch aus allen Feldern und Waldthälern empor und leise Schwingungen bewegten noch immer den verwüsteten Boden. Alles befürchtete einen neuen und noch heftigeren Ausbruch des Berges, so hell auch in diesem Augenblicke die Sonne schien.

Im Lichte dieser trügerischen Sonne leuchteten auf hoher See die Wellen, als wären sie fließendes Gold und auf diesen Goldwogen tanzte mit günstig geschwelltem Segel die Barke, die Andrea und Enrichetta trug. Die Küste Siciliens war den Schiffenden versunken — nur die Spitze des Monte Gibello blickte ihnen noch nach.

„Hier sind wir nun außer aller Gefahr," sagte Andrea, „und mein Compaß zeigt mir genau, auf welchem Punkte wir uns befinden. Wir sind auf der Höhe von

Augusta. Wähle Dir den Landungsplatz — wir besitzen Lebensmittel auf acht Tage und ich steure Dich mit Sicherheit, wohin Du verlangst."

Die Angeredete saß dem Geliebten in ihrer ganzen Heiterkeit gegenüber, speiste Orangen, die sie mit den weißen Fingern schälte und erwiederte mit übermüthig emporgeworfener Oberlippe:

„Wir sind überall gut aufgenommen, denn wir sind reich —"

„Gewesen, gute Enrichetta. Unsere Häuser sind fortgerissen, unsere Grundstücke auf Jahrzehente verwüstet."

Da zog Enrichetta aus ihrem Gürtel ein Säckchen aus grüner Seide, öffnete es und hielt es Andrea vor die Augen, dem eine gute Anzahl der kostbarsten königlichsten Diamanten daraus entgegen blitzte.

„Ob wir reich sind?" fragte die Dame. „Laß mich nur wählen. Nach Augusta meinst Du? Es ist dort nicht übel, auch wohnt mir zu Carlentini ein Vetter, an dessen Tafel ich in meinen Tagen die besten Fische speiste. Aber führe mich lieber in das felsige uralte Syracus — ich bitte Dich. Unfern davon hat unsere Tante ihr schönes Schloß Monterosso auf der Höhe des Gebirges. Die Pracht ihrer alten Gärten bedrohen nicht die Schrecken des Feuers, nicht die Gewalten des Erdbebens; dort laß uns singen und fröhlich sein, und im klaren Waldwasser des Alfeo mit der Angel fischen. Dort laß uns im Genusse glücklicher Tage dem Himmel

danken, der uns so wunderbar geführt hat, welcher der Liebe Müh' so reichlich lohnt."

Andrea lenkte nun sein Steuer und fuhr mit bestem Winde und seiner süßen Fracht südwestlich dahin. Doch ist er weder zu Augusta, noch zu Syracus gelandet, und die arme Enrichetta hat weder zu Carlentini Fische gespeist, noch in dem Ulmenschatten von Monterosso dem Himmel gedankt, welcher der Liebe Mühe so reichlich lohnt. Der Liebe Mühe war umsonst. Denn an demselben Tage brachen die Feuerschlünde des Aetna von Neuem auf, und durch dreißig Tage bedeckten Finsterniß und Grauen Land und Meer. Alte Lavaströme, auf denen der Mensch seit Jahrhunderten Gärten und Häuser gebaut hatte, wurden wieder flüssig und ganze Gehöfte mit ihren Weinbergen trieben wie Inseln auf den Feuerfluthen hinunter, bis die Fluth sie verschlang. Die Wohnungen von sieben und dreißig tausend Menschen, darunter die halbe Stadt Catania, wurden zerstört, zwanzig Tausend fanden theils in der Lava theils unter den Trümmern der stürzenden Gebäude, ein großer Theil aber, der sich mit seinen Schätzen auf Schiffen geflüchtet hatte, in den Stürmen der rasenden See den Untergang.

Und so hat man auch von Enrichetta und von dem guten Andrea Foramitti nie wieder etwas gehört.

Der
Geigenmacher von Absam.

1.

Eine schwarze Gondel durchschnitt die trägen Fluthen des Canal grande. Zwei Nobili saßen darinnen in behaglicher Ruhe; ein leichter Seewind, der die Lagunen erfrischend durchzog, spielte mit den schwarzen Federn ihrer Barette und wehte die dunklen Locken aus ihren Stirnen.

Der Eine von Beiden hatte die Arme verschränkt und senkte das Haupt, die Augen waren ihm zugefallen; die schön gewölbten Brauen, der schwarze Fransenvorhang der Augenlider und der wie Ebenholz glänzende Bart lagen wie ernste Schatten auf seinem blassen Gesichte.

Der Andere, jünger an Jahren und frischeren Aussehens, lenkte seine schlau funkelnden Augen nach allen Fenstern und Balconen; seine häufigen und immer freundlich erwiederten Grüße ließen vermuthen, daß er sich der beneidenswerthen Gunst holder Damen erfreue. An der Riva di Biasio angelangt, gab er dem Barcajuolo das Zeichen in den Rio di Canareggio einzu-

lenken, an dessen Ufern das Sestiere gleichen Namens mit seinen zahlreichen Kirchen und wundervollen Paläſten prangt. Dieser Theil der Stadt gehört zu Venedigs späteren Bauten. Während lange schon die weißen Kuppeln der Marcuskirche in hoher Luft erglänzten, rauschte hier noch auf seichter Lagune das Schilf, welches der Italiener canna nennt, von welchem auch der älteste Name dieses Quartieres »canario« stammt. Hier stehen heute noch die Marmor-Paläste der ältesten und vornehmsten Familien, der Vendramin, der Grimani, Savorgnani, Grandanighi, Morosini, Contarini und vieler anderer. Zu der Zeit, in welcher diese Geschichte spielt, waren sie noch belebt vom blühenden Wohlstande stolzer Geschlechter, erfüllt von hohen Schätzen der Kunst, umrauscht und durchduftet von herrlichen Gärten, welche heute verschwunden sind oder pflegelos verwildern.

Als die Gondel an dem Palazzo Valmarana vorüber war, über dessen Säulenpforte damals noch in frischer Farbenpracht das berühmte Frescobild des Paolo Veronese „Der Triumph Neptuns" prangte, richtete der jüngere Edelmann das Auge bald auf seinen schlummernden Gefährten, bald auf ein nicht allzugroßes nettes Haus, das aus der Front der Nachbargebäude nur wenige Schritte zurücktrat. Der kleine dadurch gewonnene Raum war gegen den Canal von einer steinernen Mauer begrenzt, über welche sich die grünen Blätterkronen einiger Bäume erhoben. Endlich rief er: „Wach' auf, Andrea, das räthselhafte Haus steht

vor uns!" Der Angeredete schlug die Augen auf, nickte dem Gefährten dankbar zu und versank ins Anschauen des kleinen Gebäudes, aus dessen Fenstern eine Fülle von blühenden Rosen duftete und nickte. Durch das Blättergeflüster klangen leise Pizzicatos und Bogenstriche einer Geige.

„Sie läßt sich heute nicht blicken," sagte Andrea. „Weißt Du noch immer nicht, wer sie ist, wie ihre Eltern heißen, was sie treiben? Du lächelst so schlau, o sage was Du weißt, theurer Antonio."

„Es war ja nicht schwer zu erfahren," versetzte Antonio. „Dieses Haus gehört dem Meister Pietro Vimercati, einem berühmten Geigenmacher, und der Stern Deines Herzens ist seine Tochter Chiara."

„O schöner Stern!" rief Andrea. „Gestern Nachts fuhr ich allein in meiner Gondel hier vorbei; diese Wellen und jene Bäume rauschten nur leise, der Mond hing seinen silbernen Schleier über das stille Haus. Der seelenvolle Ton einer Geige erklang unter den Bäumen des Vorhofes, ich habe nie so schön spielen gehört. Die Töne athmeten Sehnsucht und heiße Liebe und zerflossen in schluchzende Klagen. So träumt ein Gefangener von seiner grünen Heimat, wacht auf, hört seine Fesseln klirren und weint. Meine Seele war ganz in diese Klänge versunken; da neigte sie sich aus jenem Fenster, sie, der Stern meines Herzens! — Sie hatte Perlen durch das Haar geflochten, goldene Ketten und Schnüre um Hals und Arm gewunden. Sie rief

herab: „Giacomo, was weinst Du schon wieder? Laß die klagende Geige ruhen und komme herauf zu mir, die Nacht ist schön, sie athmet lauter Liebe.“ Die Geigentöne klangen fort, dazu die Worte: „Chiara — wo hast Du all’ den Putz und Tand wieder her?“ Darauf antwortete die Schöne schmeichelnd: „Du weißt, das Gold ist meine Freude. Dein Herz ist treu und edel wie lauteres Gold, darum hat’s mich bezwungen, der goldene Klang deiner Stimme und Deiner Geige hat mich besiegt. Diese Kette und Spangen habe ich mir heute auf dem Rialto gekauft, um mich Deiner zu erinnern, wenn Du nicht mehr bei mir bist.“ „Du verschwendest die Früchte meines Fleißes und weihst Dein Herz dem Mammon. Dein Vater berauscht sich im Weine, Du berauschest Dich im Strome Deiner Eitelkeit. Du liebst mich um des Goldes willen, um Gold wirst Du mich verrathen.“ Die Geige tönte beständig zu diesen Klagen — meine Gondel trieb vorüber, und endlich verhallte der letzte Schall.“

„Da wüßten wir ja den Schlüssel zu jener Thür!“ sagte Antonio; Andrea aber versetzte: „Bei Gott, mir wäre lieber, es gäbe einen anderen Weg!“

„O!“ erwiederte Antonio, „ich hoffe, der nächtliche Geigenspieler wird wohl sorgen, daß Du kein leichtes Spiel hast.“

„Das wollen wir sehen!“ rief Andrea, und über sein Antlitz flog eine dunkle Röthe, die eben so schnell verschwand, als sie erschienen war.

Während dieses Gespräches hatte der Barcajuolo die Gondel gewendet und ruderte den Weg zurück, welchen er gekommen war; am Dogenpalaste stiegen die beiden Nobili aus Land. Sie verloren sich bald in der bunten, wachsenden Menge, welche bereits die Piazzetta erfüllte, denn die Sonne begann zu sinken, und kühle Abendlüfte weckten Venedigs regeres Leben.

2.

In der Werkstätte des Meisters Pietro Vimercati saß mutterseelenallein ein fleißiger Geselle und feilte und schabte sorgsam und bedächtig an dem Resonanzboden einer Violine. Er hatte sich das grüne Sammtkäppchen aus der hohen Stirn geschoben, daß es leicht und keck auf dem Scheitel saß, von dem lange, blonde Locken auf die Schultern herabrollten. Die röthlichen Strahlen der untergehenden Sonne drangen durch die halb von Kastanienlaub, halb von Blumen verhüllten Fenster und fielen auf die kunstgewandten Hände des Gesellen, — er sah nicht auf und schien für nichts Sinn zu haben, als für das Instrument, welches er schuf.

Ein flüchtiger Blick auf sein Aeußeres verrieth den Deutschen, auch pfiff er eine jener einfachen Volksweisen, welche in den Lagunen nicht heimisch sind. Schon war es 24 Uhr vorüber, die Marangona wurde

geläutet, und der Mond zog wie ein Schifflein am tiefblauen Himmel herauf, doch der Geselle erhob kein Auge und schien noch immer seine Arbeit nicht enden zu wollen. Da rauschte ein Seidenkleid an der Thür, eine zarte Hand öffnete, und ein schönes Gesicht schaute in die Werkstätte herein.

Der Geselle erhob seine blauen Augen, legte die Arbeit von sich und rief: „Chiara!"

„Komm, Giacomo, komm herüber zum Vater," sagte sie, „und trinke ein Glas Wein, Du hast heute genug gearbeitet."

Da bewölkte sich die heiter gewordene Stirne des Gesellen und er versetzte: „Genug! Hätte ich zehn Arme, und bedürfte ich weder des Schlafes noch der Ruhe, und fielen der Thier und aller Schmuck und Kleiderprunk um die Hälfte im Preise, ich würde doch nie genug Geld herbeischaffen, um Deines Vaters Trinklust und Deine Putzsucht zu befriedigen."

„Engel!" erwiederte Chiara, indem sie zu ihm trat und den weißen Arm um seinen Nacken schlang, „wenn man jung ist, muß man genießen."

„Und Dein alter Vater?" fragte Giacomo.

„Es ist nun einmal seine Schwäche!" war die Antwort.

„Und das Ende vom Liede?" fragte Giacomo wieder.

Da stolperte der alte Vimercati zur Thür herein; mit der freundlichsten Miene seines weinrothen Gesichtes

grüßte er den Gesellen und bot ihm köstlichen Thier an, der in einem Krystallpocal perlte.

Giacomo nippte.

„Wie schmeckt Dir der Wein?“ fragte der Alte.

„Er ist gut,“ versetzte Giacomo, „und kostet auch mehr als jene zwei guten Violinen, welche Ihr gestern dem deutschen Herrn verkauft habt, mehr als zwei Monate habe ich an ihnen gearbeitet! Was von dem Erlöse noch übrig blieb, hat sich in allerlei Tand und leichtfertigen Zierrath verwandelt und liegt in Chiara's Schmuckkästchen. Meister, mir schmeckt Wein und Brot in Eurem Hause nicht mehr, und Eure Tochter gefällt mir von Tag zu Tag weniger. Ihr habt mir ihre Hand versprochen, so ich Euch treu und fleißig diene. Ich gebe Euch Euer Wort zurück. Ich weiß, es wäre Euch lieb, wenn ich bei Euch bliebe, um Euch die Zechinen zu verdienen, die Ihr im Spiel und Trunk verschleudert. Ich weiß, Chiara, es wäre Dir lieb, wenn ich bei Dir bliebe, daß sich an meiner jungen Kraft Deine Leidenschaft erfrischte, daß im Bewußtsein, von mir geliebt zu werden, Dein Auge heller glänzte, und die hübschen Nobili dem schönen Liebessterne williger nachzögen, um Liebe, Huld und Gnade von der Divina Chiara zu erflehen. Ich habe Dich sogleich erkannt, als Du die sammtene Maske vorhieltest und in der Procuration an mir vorbeihuschtest. Der Domino, der Dir nacheilte, war der Marchese Antonio Grimani. Mehr als kindischer Muthwille treibt Dich des Nachts

in die Gondel, auf dem Markusplatze und auf der Piazzetta umher. Durch List und Trug werdet Ihr mich nicht halten. Mit Liebe und offener Treue hättet Ihr mich fesseln können. Das liegt aber nicht in Eurem Sinne, und darum danke ich dem Meister für seine Arbeit und der Meisterstochter für ihre Liebe."

Hier schwieg Giacomo erschöpft und holte tief Athem, wie Einer, der ein Ungewitter fürchtet, das er durch Umstände gezwungen herauf beschwören mußte, und nun die Donnerschläge ruhig abwartet. Vimercati aber warf, ohne ein Wort zu reden, dem Gesellen einen giftigen Blick zu und zog seine Tochter, die von Verdruß, ohnmächtigem Zorn, Eigennutz und Liebe aufs Heftigste bewegt war, nach sich aus der Werkstätte.

Als Giacomo allein war, brachen die Thränen aus seinen Augen und er rief: „So findet ein treues Herz doch überall Falschheit und Täuschung, und das Auge erschaut nur Masken und schnöden Trug in diesem Lande der milden Nächte!"

Vimercati saß oben in seinem Zimmer und leerte ein Glas Chier um das andere, während Chiara am Fenster stand, in den Rosen wühlte und dem Fluge der Gondeln nachsah, die pfeilschnell vorüber eilten.

„Was ist zu thun," sagte endlich der Alte, „wir halten ihn mit guten Worten nimmer, die ganze Arbeit fällt wieder mir anheim, wenn er uns verläßt, und ich bin sie lange schon nicht mehr gewöhnt. Ich fürchte, der Himmel schickt uns nicht zum zweiten Male einen

solchen Gesellen. Giacomo traut unseren besten Versprechungen nicht mehr."

„Ach, Vater, Ihr treibt's auch zu bunt!" seufzte Chiara.

„Und das Töchterlein spart's auch nicht!" versetzte Vimercati.

„Ach Gott," sagte Chiara, „die Welt ist so groß, der schönen Dinge sind so viele, mein Herz ist weit — und das Leben so kurz. Ihr wißt selber, wie schwer es ist, sich eine Lust zu versagen!"

Der Alte hatte den kostbaren Wein vor sich, und wagte nicht zu widersprechen.

„Ich weiß nur ein Mittel," nahm Chiara wieder das Wort: „Auf der Riva dei Schiavoni wohnt die alte Brigitta; wohlerfahren in geheimen Künsten braute sie schon manchen guten Liebestrank, bezwang durch kräftigen Zauber viele spröde Herzen und bannte den fliehenden Fuß des Mannes von Neuem an die Ferse der verschmähten Geliebten. Gebt mir einige Ducati, Vater." Der Alte zog seine Börse, in der nur noch wenige Goldstücke klapperten, aus dem Gürtel und theilte seine Baarschaft mit Chiara, denn es galt ein wichtiges Unternehmen. Ein Stündchen vergnügte er sich noch mit dem Becher, während Chiara, die keineswegs geneigt war, nach dem Besuch bei der alten Brigitta den Rest der Nacht im einsamen Schlafgemache zuzubringen, sich auf das Reizendste und Geschmackvollste putzte. Endlich erlosch in Giacomo's Fenster das

Licht — eine kleine Weile darauf warf Vimercati seinen rothen Mantel um (die besseren Bürger und selbst Nobili, wenn sie unerkannt sein wollten, trugen dieses Kleid) und stieg mit seiner Tochter in die Gondel. Bei den Gefängnissen (le prigioni) landeten sie, der Alte begab sich über die Brücke nach der Piazzetta, um dort seine Dukaten im Spiele zu wagen, oder sonst seine Langeweile und seinen Unmuth zu tödten; Chiara aber ging am Ufer des Meeres hinauf, das Haus der Sibylle zu suchen.

3.

An einer jener Säulen, welche die Galerie des Dogenpalastes stützen, lehnte der edle Andrea Foscari, durch das Gewühl der Piazzetta auf die See hinausschauend. Lustig rauschten und hüpften die Wogen im Hafen durcheinander. Der Strahlenkegel des Mondes bedeckte eine breite Fläche der Lagune, und feenhaft war es anzuschauen, wenn die Lichter der Gondeln, sobald diese in den Bereich der Mondstrahlen geriethen, zu erlöschen schienen, nach wenigen Ruderschlägen aber aus dem dunkelgrünen Gewässer mit neuem Glanze aufstrahlten. Tausend helle Sterne flimmerten über der erhöhten Bildsäule des S. Teodoro und den ausgebreiteten Flügeln des Marcus-Löwen, welcher die zweite Säule der Piazzetta ziert.

Venedig freute sich der schönen sternenhellen Nacht, und auch dem edlen Andrea war der Stern seines Herzens im Innern wieder aufgegangen in neuer Schönheit.

Der Marchese Antonio Grimani, welcher an Andrea's Seite stand, war heute schweigsamer als sonst; der scharfe Blick seines schlauen Auges war an die Brücke am Ende des Dogenpalastes geheftet. Endlich erschien dort eine ausgezeichnete Frauengestalt. Sie trug die maschera nobile. Kaum hatte Antonio sie erblickt, so wendete er sich lächelnd zu Andrea.

„Laß ab, mein Freund, Deine Bitten an Mond, Sterne, Wogen, und wie sonst all' die Boten sehnsüchtiger Liebe heißen mögen, zu richten, und höre einmal Deinem Antonio an, der Dich nicht leiden sehen kann, ohne Dir zu helfen."

Andrea wendete, ohne seine Stellung zu verändern, das blasse Gesicht dem Redner zu und sagte: „Was nützt Dein Spott oder Dein Prahlen? Die Wände des stillen Hauses in Canareggio schließen die schöne Chiara ein, wie die Muschel die kostbare Perle. Nie sah ich noch die Thür in jener Vormauer sich öffnen, und zierlichen Schrittes die holde Einsiedlerin die Marmorstufen herab in die Gondel treten. Die Sage von den Sireneninseln fällt mir immer ein, wenn ich des Nachts an Vimercati's Hause vorüberfahre und Chiara hinter den Blumen ihres Fensters singt. — Hast Du nie singen gehört? — Gestern nach Mitternacht hörte ich

sie wieder. – Mir war's als triebe ich auf hoher See vor einer weißen Marmorinsel, welche in ihrem Innern blühende Länder birgt, Königreiche des Lenzes. Alles darinnen schien zu singen, jeder Baum, jede Quelle, jede Blume, und in diesen Lenzchoral mischten sich die Liebesklagen schöner Frauen, sterbender Schwäne und gefangener Nachtigallen. Antonio, ich beneidete die Wogen, welche die Stufen vor ihrer Hausthüre küßten!"

„Höre mich an!" versetzte Antonio Grimani lachend. „Du warst sechs Jahre von Venedig abwesend und weißt nicht, daß Pietro Vimercati, Chiara's Vater, vor fünf Jahren aus Cremona hier einwanderte, sich das kleine Haus kaufte und seine Kunst trieb, in der er sich bald vor allen hiesigen Meistern auszeichnete. Ein geschickter Geselle, welchen er später anwarb, vermehrte seinen Gewinn und seinen Ruf. Seine Mandolinen und Geigen sind gut — seine Tochter ist leichtsinnig und eitel. Ich kümmerte mich nie viel um die Verhältnisse ihres Hauses, doch scheint es dort immer an Geld zu fehlen; das ist aber ein Uebel, an dem sogar viele Namen des goldenen Buches leiden. Lasse daher Dein Schmachten und wende Dich offen an Deine Schöne. Der witzige Sangrado, der schöne Morosini und der gewandte Gritti können Dir mit gutem Rathe an die Hand gehen, und auch Dein treuer Freund Antonio Grimani, zu dem die Schöne oft genug aus dem Thore huschte und in die Gondel sprang, hilft Dir gerne."

„Wenn Du lügst und sie beschimpfst!" rief Andrea, und griff an seinen Degen. Antonio aber schüttelte lächelnd das Haupt und sagte: „Noch heute sollst Du mit ihr im Palaste Grimani speisen!" Inzwischen war die Maske an den Redner herangetreten, lüftete die Sammtlarve und winkte ihm, ihr zu folgen. Er gewann kaum Zeit dem erstaunten Foscari zuzurufen: „Komme mit uns!" Schnell war er dann bei dem schönen Mädchen, das den Arm in seinen legte und, mit Scherzen und Schmeicheleien den galanten Edelmann überhäufend, einer Gondel zuschritt. Als das Fahrzeug schon vom Ufer abgestoßen war, gewahrte Chiara, denn niemand Anderer war die Maske, in demselben außer Grimani noch einen zweiten ihr unbekannten Mann, der sie unverwandt mit Blicken voll Schmerz und Liebe ansah. „Wer ist denn dieser stumme Begleiter?" fragte sie ihren Seladon. „Mein Freund Foscari," war die Antwort, „der Tag und Nacht sich sehnte, einmal in einer Gondel mit Dir die Canäle zu durchkreuzen, der Tag und Nacht nur dem Einen Wunsche lebte, den Hauch Deines Mundes zu trinken und im Glanze Deiner Schönheit zu erblinden."

Chiara hörte die Schmeicheleien mit großer Gleichgiltigkeit. Dagegen musterte sie den Foscari mit forschendem Blicke, endlich reichte sie ihm, wie einem alten Bekannten die Hand und sagte mit einer verbindlichen Verneigung gegen Grimani: „Wohlan, ein neuer Freund!"

Andrea fuhr es bei dieser mehr als intimen Begrüßung wie ein kalter Stahl durch sein feurig schwärmendes Herz. Er unterließ es, Chiara's Händchen mit zärtlichem Drucke zu bewillkommnen, vielmehr legte er dasselbe mit höflicher Zurückhaltung auf das Knie der ihm gegenüber sitzenden Schönen zurück.

„Ich muß nur bedauern, Signori," nahm Chiara wieder das Wort, „daß wir an einem Tage zusammentreffen, welcher mich mit Verdrießlichkeiten und Sorgen überlud."

„Häusliche Sorgen?" erwiederte Antonio mit der Börse in seinem Gürtel spielend, „denen wird wohl abzuhelfen sein."

„Nichts dergleichen vor der Hand!" antwortete das Mädchen.

„Eine maßregelnde Mutter? Ein grollender Beichtvater?" fuhr der Marchese fort.

„Nichts von alle dem!" versetzte Chiara. „Es handelt sich um einen dummen Geigenmachergesellen, um weiter nichts."

„Ein Stückchen Eifersucht?" meinte Antonio.

„Von meiner Seite gewiß nicht!" lachte Chiara. „Doch — reden wir nicht länger von Angelegenheiten, welche zu gering sind für Euch vornehme Herren. Wir sind am Palazzo Grimani. Laßt uns fröhlich zusammen zu Abend essen. Vielleicht finde ich unter Vornehmen die gute Laune wieder, die ich unter Gemeinen verlor."

Die Gondel fuhr zwischen die mit den Hausfarben und den Familienwappen der Grimani geschmückten Pfähle, welche vor den venetianischen Palästen das Anlegen der Schiffe erleichtern; herbeigekommene Diener halfen den Angekommenen ans Land und bald befanden sich die beiden Nobili und ihre Begleiterin in einem ebenso prächtigen als traulichen Gemache, dessen offene Glasthüre auf einen kleinen Balcon führte. Draußen glänzten die Kuppeln von Santa Maria di salute und von San Giorgio maggiore im Vollmondscheine; der eintönige Ruf der Gondoliere unten wiederhallte von den Façaden der beleuchteten Paläste.

Ein Tisch mit Blumen geschmückt, mit kostbaren Krügen und Pokalen aus venetianischem Glase besetzt, in denen die feurigsten Griechenweine funkelten und glühten, trug eine feine Last gewähltester Erfrischungen: Seekrebse, Austern, Fische, Eis und Früchte. Kein Page, kein Diener war zu sehen, alles war zu ungestörter und intimster Heiterkeit gerüstet. Die erwartete Heiterkeit trat aber nicht ein. Foscari saß schwermüthig und schweigend, mit dem Ausdrucke innigsten Mitleids hing sein Auge an Chiara's Zügen und Gestalt. Während Grimani die Funken seines zärtlichen Witzes sprühen ließ, sprach Foscari kein Wort. Endlich wendete sich Chiara von dem weichlichen Schwärmer geringschätzig ab, verließ den Tisch, von dessen Speisen und Weinen sie kaum genascht und genippt hatte und begann einen Papagei, der sich in seinem Ringe am Fenster schaukelte,

mit candirten Früchten zu füttern. Ihre Gedanken waren aber weder mit dem indischen Vogel, noch mit den beiden Cavalieren beschäftigt, welche ihr in so ungleicher Weise Gesellschaft leisteten. Der Mittelpunkt, um den dieselben sich drehten, war der fleißige hübsche Giacomo, die Goldquelle des Hauses Vimercati. Sie zitterte vor seinem Verluste, mit ihm schied die Aussicht auf manchen heißverlangten Putz und Schmuck, nebenbei fürchtete sie die üble Laune des neuerdings zur Arbeit gezwungenen Vaters. Auch hatte sie den Gesellen nach ihrer Weise sehr lieb. Jetzt verdroß sie die Anwesenheit des ernsten Foscari; sie hatte sich eine tolle Nacht gehofft, um die Besorgnisse ihres Innern zu verscheuchen, und jetzt war sie gezwungen, ernsthafter als je an das drohende Mißgeschick zu denken. Endlich verlangte sie nach ihrer Gondel, hüllte sich trotz aller Bitten Antonio's in ihren Mantel, grüßte die Cavaliere kalt und entfernte sich.

„Um Gotteswillen," sagte Antonio zu Andrea, als die Schöne das Gemach verlassen hatte, „Du verscheuchst durch Dein mürrisches Wesen den schönsten Schmetterling aus meinem Garten!"

„Ich bin grenzenlos unglücklich!" entgegnete Andrea. „Mir war es, als müsse ich gerade bei diesem Mädchen das Glück meines Lebens finden, und sehe mich so gänzlich um alle Hoffnungen gebracht. Mir ist's, als hätte ich eine Geliebte, die Jahre lang mein war, verloren."

„Wenn Du Chiara das nächste Mal siehst, wirst Du schon heiterer sein," meinte Antonio.

„Ich will sie nicht wieder sehen," sagte Andrea bestimmt, „rede mir nicht mehr von ihr; ich werde froh sein, wenn ich sie vergessen kann."

Während die Freunde sich so besprachen, ruderten singende Gondoliere Chiara's Gondel dem Hause Vimercati's zu. Kaum aber waren sie durch die Bogen der Rialtobrücke gefahren, als eine zweite Gondel pfeilschnell heranflog. Ein verlarvter Mann saß darin, welcher seine Augen fest auf Chiara's Antlitz heftete; ehe sich aber diese von ihrem Erstaunen über diese seltsame Begegnung erholt hatte, war der Mann sammt seinem Schiffe wieder verschwunden. Als die Schöne vor ihrem Hause aus der Gondel stieg, kam er wieder heran, betrachtete sie fest, als wollte er sich von der Identität ihrer Person überzeugen, und verschwand, als sie die Klinke faßte, um in das Haus zu treten, auf die vorige Weise. Etwa eine halbe Stunde, nachdem Chiara gelandet, kam derselbe Mann in derselben Gondel wieder. Diesmal aber stieg auch er aus, warf dem Gondolier ein Paar Geldstücke in den Hut, zog einen Schlüssel hervor, sperrte die Thür auf und trat in Vimercati's Haus.

4.

Am anderen Morgen stand Giacomo früh auf, um eine bestellte Violine zu vollenden. Die vier Glocken auf dem Marcusthurme wurden geläutet, um nach altem Gebrauche den Anbruch des Tages anzuzeigen; wenige noch vernahmen ihren Schall, der endlich an den geschlossenen Palästen und über dem lautlosen Meere verhallte. Unser Geselle sprach das Morgengebet und begann wacker zu schaffen. Die Sonne stieg höher, Niemand ließ sich in der Werkstätte sehen, Niemand rührte sich im ganzen Hause; nur von dem einen Wunsche beseelt, Venedig bald verlassen zu können, trachtete der Geselle sein Stück zu vollenden und bemühte sich über die Maßen. Jede Stunde seiner Arbeit war gutes Geld werth, -- doch war er nicht froh. Wie fröhlich war ich, dachte er, als ich in der freundlichen Innsbrucker Vorstadt Wiltau, welche mehr Bäume und Singvögel als Fenster zählt, an der Seite meines alten lieben Meisters Herz saß und Orgelpfeifen verfertigte. Freilich war seine Wohnung nicht so prächtig und sein Tisch und Keller nicht so kostbar, wie in diesem Hause; es herrschte dort aber Zufriedenheit und ein mäßiger und sicherer Wohlstand. Ich weiß auch in ganz Innsbruck kein so schönes Mädchen, wie die böse Chiara; aber das gute Gretchen, das mir immer die frischen Kirschen und Nelken brachte, — das muß in den fünf Jahren, seit ich in der Fremde bin, zu einer lieblichen

Jungfrau erblüht sein. Ja, würde man bei uns zu Hause die gute Waare so bezahlen wie hier, ich kaufte in kurzer Zeit ein schmuckes Haus, das mitten in Weizen- und Kornfeldern steht, oder zwischen saftig grünen Bergwiesen am Fuße bläulicher Felsberge, wo braungefleckte Kühe bis an die Wasserfälle hinauf gehen und das Läuten ihrer Glocken in das Geräusch der stürzenden Wellen mischen. — Er ergriff den Becher, in dem sein Frühtrunk noch unberührt stand: „Auf dein Wohl, mein schönes Vaterland, mein theures Tirol!" rief er aus und leerte ihn mit einem Zuge. Darauf begann er wieder mit vielem Eifer seine Arbeit, ohne daß die holden Heimatgedanken ihn verließen. Die Sonne brannte schon heißer durch die Fenster der Werkstätte, und um die Mittagsstunde überkam unseren Gesellen der Schlaf. Mit Gewalt riß er die Augendeckel wieder auf, aber in seinen Ohren tönten verworrene Klänge, als bliesen auf nahen Alpenwiesen die Hirten auf dem Schwegel; die Almerinnen jauchzten von Klippe zu Klippe, dazu läuteten die Heerdenglocken und rauschte der Wind in den Klüften. — Noch einmal versuchte er, sich des Schlafes und des Traumes zu erwehren, aber diesmal waren es Blüthenäste und Nachtigallenlieder, welche aus vollen Laubeskronen strömend seine ankämpfenden Kräfte überwanden. Ihm war es, als ruhe er in einem herrlichen Garten auf einer Marmorbank am Rande eines hellen Bassins. Vor ihm öffnete sich eine Aussicht über Gärten und Weinberge, welche pracht-

volle, von Pinien und Cypressen beschattete Villen einschlossen. Ueber Allem erhoben sich in duftiger Ferne blaue Gebirge — die lieben heimatlichen Alpen. Je länger er hinblickte, desto deutlicher glaubten seine Augen die Bergwiesen, von silbernen Bächen durchflochten, zu erkennen; und endlich drang wieder der sehnsüchtige Ruf des Flühvogels, der Ton des Alpenhorns an sein Ohr. „So nimm mich denn wieder, theure Heimat!" rief Giacomo, „weil Du mich so herzlich rufst und Deine Arme so sehnsüchtig nach mir ausstreckest." Er wollte sich von seinem Sitze erheben, aber plötzlich schlang sich ein buntes Gewinde von Rosenkränzen um seine Glieder; bezaubert sank er zurück, zurück in weiche Arme, an eine wogende Brust, und als er seine Augen erhob, leuchteten Chiara's feurige Augen auf ihn nieder.

„Warum willst Du mich verlassen?" fragte die Schöne.

Kraftlos, von all' den Reizen und Düften bezwungen, seufzte Giacomo: O weh, nun kann ich nicht mehr fliehen, der alte Zauber spinnt wieder seine unseligen Netze. An Dich geschmiedet, muß ich bleiben, das Opfer Deiner Launen, der Spielball Deiner Untreue. Venedig, Venedig, was nährst Du für schöne Schlangen an Deinem Busen!"

Wieder schlug von ferne der Klang der Heerdenglocke an sein Ohr. „Dank dieser Mahnung!" rief er und erhob sich erstarkt; „hinaus aus diesen Fesseln! — dort, siehst Du, Chiara! Dort ist das Vaterland meines

Glückes, dort wird man mich nicht betrügen, wie Du es gethan hast. Dort fehlt es den Menschen an Gold und himmlischen Reizen, aber sie haben Schätze, die Du nicht kennst: — Zufriedenheit und treue Herzen."

Da zog Chiara ein Messerchen hervor, stach sich in den weißen Arm und fing die Blutstropfen in einem Becher Falerner auf. „Trinke," sagte sie, „und nimm mein Herzblut mit in die fernen Thäler, wie Du die Ruhe meiner Seele mit Dir trägst."

Giacomo zauderte, ein kalter Schauer rieselte durch seine Glieder; Chiara aber schlang den Arm um seine Schultern, drückte einen feurigen Kuß auf seine Lippen, und fest an ihn angeschmiegt, hielt sie ihm den Becher an den Mund. Nichts war dem süßen Duft des Weines zu vergleichen; unmächtig zu widerstehen, schlürfte er in gierigen Zügen das unwiderstehliche Getränk.

Als er getrunken hatte, sprach Chiara: „Gehe, gehe, Ungetreuer! Fliehe, Räuber meiner Ruhe!" Giacomo verhüllte sich das Gesicht, hob die Hände zum Himmel, — wohin er sah, lachte ihm Chiara's schönes Antlitz entgegen, aus den Wolken leuchtete es nieder wie die Sonne, der Wind flüsterte in den Zweigen „Chiara!", die Nachtigallen sangen den süßen Namen, und in seiner Seele widerhallte er zu tausend Malen.

„Gott im Himmel," jammerte er, „mein Herz strebt noch immer in die Heimat, und meine Sinne sind von Dir gefesselt. Lasse mich los, Du zauberisches Weib!"

„Gehe, gehe, ich halte Dich nicht," entgegnete ihm Chiara, und es schien ihm, als spielte ein höhnisches Lächeln um ihre Lippen; „schenke mir nur einen Tropfen Deines Blutes, daß ein Atom Deines Seins durch meine Adern rolle!" Wieder ergriff sie das Messerchen und näherte es dem Arme Giacomo's — in diesem Augenblick fühlte dieser einen schmerzlichen Stich, fuhr mit einem lauten Schrei auf — öffnete die Augen. Weg war der Traum, weg waren die Gärten, die Weinberge und blauen Berge — er stand in Vimercati's Werkstätte, vor ihm Chiara, deren entblößter Arm blutete, in der Hand hielt sie eine Lancette, auf der Werkbank standen ein voller und ein geleerter Becher, unter der offenen Thüre stand lauschend der alte Vimercati; Weihrauch und Ambradüfte erfüllten das Zimmer.

„Betrügerische, teuflische Dirne!" donnerte Giacomo, bekreuzte sich und schüttete das volle Glas zu ihren Füßen nieder, „sei Du ein Raub der Hölle und ihrer bösen Geister! Die heilige Jungfrau hielt mein Herz in Schutz, als Deine dampfenden Zauberkräuter mich betäubten und hat es aus Deinen Netzen gerettet!"

Da gewahrt er eine Kette von Chiara's Haaren um seinen Hals geschlungen. Er warf dieselbe von sich, sank erschöpft in einen Stuhl und jammerte: „O hätte ich dieses Haus der Sünde nie betreten!"

„Unnatürliches Felsenherz!" stammelte jetzt unter Zornesthränen Chiara, welche erst mühsam ihre Sprache wieder gewann.

„Schweig!“ unterbrach sie Giacomo bebend, „ewig möge ein gütiger Himmel den Sirenenklang Deiner Stimme meinen Ohren unhörbar machen, den Glanz Deines Auges in undurchdringliche Finsterniß hüllen. Mögest Du in unendlicher Ferne von mir Deine Tage verleben, von meinem Fluche belastet — unselige Dirne!“

Die Venetianerin sank mit einem furchtbaren Schrei zu Boden. Vimercati, welcher bis jetzt lautlos und rachebrütend an der Thüre gestanden war, erhob nun seine Stimme und rief „Zu Hilfe! Mörder! — meine Tochter liegt in ihrem Blute!“

Ehe er aber aus dem Zimmer gekommen war, faßte ihn Giacomo bei der Kehle und drückte ihn an die Mauer. „Wärest Du mir nicht zu elend, so würde ich an Dir die Kraft meiner Tyroler Fäuste erproben! Schweige, wenn Du nicht willst, daß ich Dich und Deine Tochter dem Gerichte überliefere; es würde Euch beiden Euern Liebestrank und Eure Haargeflechte gut bezahlen, besser, als Ihr sie der alten Brigitta am Riva dei Schiavoni bezahlt habt. Ich folgte in einer Gondel der Eueren. Ich weiß, Alter, wo Du die Nacht zugebracht hast, und sah Chiara in den Palast Grimani treten und wieder von dort nach Hause fahren. Ich gehe und rufe die Sbirren!“

Der Alte taumelte aus dem Gemache und murmelte: „Gehst Du zu dem Gerichte, so soll Dich der Dolch eines Bergamasken um so sicherer erreichen.“

Als Giacomo diese Worte vernahm, wußte er nur zu gut, daß sie aus dem Munde eines Venetianers nicht in den Wind gesprochen waren. Er eilte daher auf sein Zimmer, nahm seine Baarschaft und wenige nothwendige Kleidungsstücke mit sich und verließ, ohne von Jemandem gegrüßt noch gehindert zu werden, das Haus. Seiner deutschen Redlichkeit that es leid, die begonnenen Arbeiten nicht vollendet zu haben, doch die Sorge für sein Leben entband ihn aller anderen Pflicht. Er stieg in eine Gondel, wendete der stolzen Königin der Meere den Rücken und fuhr nach Mestre. Glücklich pries er sich wieder, die Terra Firma unter seinen Füßen zu fühlen und pilgerte rüstig nach Treviso und später durch das Val Sugane nach Trient, um von dort, reich an Kenntnissen und — Schmerzen, in das friedliche Innsbruck heimzukehren.

5.

Zwölf Jahre nach dem im letzten Abschnitte geschilderten Auftritte in Vimercati's Hause saß Giacomo in einer freundlichen Stube seines Hauses in Absam, einem kleinen Dorfe nahe bei der durch ihre Salzwerke seit Jahrhunderten berühmten Bergstadt Hall im Innthale. Er trieb noch immer seine alte liebe Kunst und baute Geigen; freundlicher und lieblicher war aber seine Werkstätte als jene in Venedig, wo er an heißen

Sommertagen mutterseelenallein mit seinen Herzensqualen saß. Die blank gebohnten, bequem und zweckmäßig vertheilten Möbel, die lichten Wände, die frischgewaschenen Linnenvorhänge und die reinen, durchsichtigen Fensterscheiben zeugten von dem Wirken einer fleißigen Hausfrau; das Gemach war im Stande, mit seinen schlichten Wänden die Wünsche und Bestrebungen eines übervollen Herzens auf die anmuthigste Weise in die lohnenden und freudenreichen Kreise stillen Familienglückes einzuschränken. Das milde segenvolle Licht, welches das Herz einer liebenden Gattin und Mutter ausstrahlt, erfüllte die engen Räume.

Giacomo hatte nach seiner Rückkehr aus Italien in Innsbruck seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Seine Arbeiten fanden vielen Beifall, und wurden sie auch nicht so glänzend bezahlt, wie einst in Venedig, so sicherte ihm doch ihr Ertrag ein anständiges Auskommen. Erzherzog Ferdinand Carl ernannte ihn zu seinem Hofgeigenmacher und erzfürstlichen Diener *) und in aller Herren Länder sangen Jacob Stainers Violinen das Lob ihres Meisters. Giacomo hörte sich wieder gerne mit seinem deutschen Namen Jacob Stainer nennen und vermied selbst aufs Sorgfältigste jede Erinnerung an seinen Aufenthalt in Italien. Er führte die ehrbare Jungfrau Margarethe Holzhammer zum

*) Die betreffende Urkunde, welche sich noch in den Händen von Stainers Nachkommen befindet, ist von Kaiser Leopold dem Ersten im Jahre 1659 unterfertigt.

Altar, dasselbe Gretchen, das ihm die frischen Kirschen und Nelken durch das Fenster der Orgelbauer-Werkstätte seines alten Meisters in der Vorstadt Wiltau gereicht hatte, und lebte mit ihr in stiller glücklicher Ehe. So meinte die Welt, und es trübte auch keines seiner Worte die reine Seele der tugendhaften Frau.

Eines aber, was diese schmerzlich an ihm vermißte, war heiterer Frohsinn. Er zankte nie, er murrte nie, liebte seine Kinder und sorgte mit allen Kräften für ihr Wohl, aber nie zog die dunkle Wolke von seiner Stirne und nie ein Lächeln auf sein Antlitz. So kam er in schwüler Mittagshitze auf die Höhe seines Lebens und seiner Kunst, und wie in Mittagssonnenstrahlen die Stimmen der Vögel verstummen und diese sich im Schatten des tiefen Waldes verbergen, so versiegte auch der Strom seiner Rede. Nur selten brach eine trübe Welle hervor; er sehnte sich nach einer stillen Ruhestätte, nach einer einsamen schattigen Waldrast, wo das bunte Gaukelspiel der Welt ihn nimmer an Gehofftes, Unerreichtes und Verlornes gemahne. Darum verließ Jacob mit den Seinen das in jenen Tagen gar laute und bewegte Innsbruck und zog in sein Geburtsdörfchen Absam hinaus.

Ein schöner Augustmorgen lachte durch die blanken Fensterscheiben in Stainers Wohnung. Durch die offene Thüre sah man in einen nicht allzu langen Gang, an dessen Ende aus der offenen Küche der flackernde Schein des Herdfeuers leuchtete, vor dem die schlanke Gestalt

der Hausfrau sich bewegte. Oft hob Stainer sein Haupt von der Arbeit empor, und seine Augen suchten zwei blühende Kinder; sein Töchterlein, das auf der Wiese vor dem Hause spielte, während sein einziger Sohn, ein achtjähriger Knabe, am andern Fenster saß und emsig seine Vorschrift nachschrieb. Stainer, der heute düsterer war als je, legte die Werkzeuge aus der Hand und trat zu dem Kleinen, um an dem blühenden Anblicke und dem emsigen Bemühen des Knaben sein Auge zu weiden.

„Sei nur fleißig und brav, mein Söhnlein!" sagte er, dem Kleinen die rosigen Wangen streichelnd, „der Anfang aller Dinge ist klein, der Fleiß ist der Samen aller großen Werke. Zuerst lerntest Du die Haar- und Schattenstriche, nach und nach verbindest Du sie zu Buchstaben, nun wirst Du bald die Fertigkeit erlangen, in schönen Formen sie wiederzugeben; nach Jahren dienen sie Dir als würdiges Kleid Deiner schönen Gedanken, und bist Du dazu erkoren, so erfüllen zuletzt Dein Geist und Deine Schrift die Welt. Auch ich habe in meiner Kunst klein begonnen und Großes erreicht."

„Lieber Vater," sagte der Knabe, „Du hast mir oft versprochen zu erzählen, wo und wie Du Deine erste Geige machtest. Ich bitte Dich, thue es jetzt."

„So höre!" begann Stainer. „Mein Vater war ein armer Bauer hier im Dorfe und hatte viele Kinder. Als ich ein Knabe war wie Du, mußte ich die Gänse hüten. Das Geschnatter that meinen Ohren den ganzen

Tag über so wehe, daß ich mich höchst unglücklich fühlte; auch kamen auf den Anger selten andere Vögel als Sperlinge, deren Stimme mir eben so wenig Vergnügen machte, wie die überlauten Kehlen meiner Pflegebefohlenen. Selten wirbelte über mir eine Lerche in den Lüften, und das war mein einziger Trost. Als ich größer wurde, bekam ich die Stelle eines Kuhhirten und fühlte mich glücklicher. Erstens war schon das melodische Geläute der Kuhglocken meinen Ohren tausendmal angenehmer, als das Geschnatter der Gänse, und zweitens hatte sich auch der Schauplatz meines Lebens bedeutend verändert. Nicht mehr der flache sonnige Dorfanger war mein Aufenthalt, sondern hochgelegene, waldumsäumte Wiesen; auch zogen meine Thiere gern durchs Gehölz. Dann lag ich stundenlang im Schatten eines alten Baumes, von dichten Gesträuchen bedeckt; aus der Tiefe des Waldes rauschten Quellen, oder krachten die Aeste, wenn der Hirsch mit seinem Geweihe durch das Dickicht brach. Die Waldvöglein sangen über mir in tausendstimmigem Chore, darein mischte sich das geheimnißvolle Sumsen der glänzenden Käfer, das Säuseln der Blätter und Zweige, die sich im Zuge der Luft schwangen und küßten, und andere Stimmen, an denen der tiefe Forst so reich ist. Es stimmte alles so schön zusammen, ich erkannte die unendliche Kraft und Schönheit des Wohlklanges. Die ganze Welt erschien mir wie ein Kranz von schönen Tönen, und mein innigster Wunsch war, gern ver-

nommen mitzuklingen. Ich schnitzte mir aus einem Haselaste einen Schwegel, wie ich ihn bei anderen Hirten gesehen, und übte und bemühte mich, bis ich ein Liedchen herausblies. O wie freute ich mich, als ich eines Abends meine Kunstfertigkeit dem vielgeliebten Walde producirte und merkte, daß meine Klänge so hübsch zu seinen Liedern und Tönen paßten, daß die wiederhallenden Felsen meine Weisen so heiter nachsangen. So bin ich also auch ein Musikant, jubelte ich, wie die Bergamseln und die Bächlein! so wohnt also auch in mir ein Wohlklang wie in den Glocken, die meine Kühe am Halse tragen, oder wie in jenen, welche in unserem Kirchthurm hängen.

Die Sonne ging eben unter, ich blies wieder, meine Kühe kamen herbei und begleiteten mich läutend ins Thal, wo mich das Ave Maria von den Kirchthürmen der nahen Dörfer begrüßte. Vor meines Vaters Thüre standen, als ich heimkam, drei böhmische Musikanten; Einer strich die Geige, der Andre blies die Klarinette und der Dritte das Horn. Ich beneidete im Herzen diese Leute, welche musicirend die ganze Welt durchreisten, und sagte meinem Vater offen, wie gerne ich mit diesen pilgern möchte. Der verwies es mir aber streng und ernstlich, und am nächsten Morgen mußte ich wieder mit meinen Kühen auf die Weide. Die Violine von gestern Abend klang noch immer in meinen Ohren, und ich dachte mir: ist dir ein Schwegel gelungen, so kannst du ja auch eine Geige versuchen. Ich suchte

mir geeignetes Holz und schnitzte mit unsäglicher Mühe viele Tage lang; darüber wurde es Winter, und die Kühe blieben im Stalle. Ich ging an Sonn- und Feiertagen fleißig in die Kirche; duftete ja doch der Weihrauch wie die Waldblumen, und das Chor erschallte von Musik, als säßen da oben die Waldvöglein alle und sängen. Ich betete eifrig, daß mir der liebe Gott unter dem Sange und Klange seiner Welt eine gute Stätte bereite; ich habe um sonst nichts gebeten, und das war nicht recht! Jetzt fühl' ich die Strafe."

Hier schwieg Stainer bewegt, der Knabe blickte ihn betroffen an, ohne ihn zu verstehen. Endlich fuhr Stainer fort:

„Als der Frühling wieder angebrochen war, erblühte mir eine große Freude. Der Schullehrer kam zu meinem Vater und sagte: „„Freund, gebt mir Euern Jacob in die Lehre. Ich habe ihn in der Kirche beobachtet, er hat ein feines Ohr und viel Sinn für Musik, auch ist er fromm und stille, wie es sich für einen Schulmann und Diener der Kirche ziemt, welcher des Schöpfers Macht und Güte mit Gesängen und Klängen preisen soll."" Ich weiß nicht wie ich den Antheil dieses Mannes erregt hatte, aber seiner Güte danke ich den Grund meines ganzen jetzigen Könnens und Wissens. Ich kam zu ihm, lernte singen und sollte zuletzt auch im Geigenspiel unterrichtet werden — aber mein Meister hatte selbst nur eine schlechte Violine — und sonst gab es keine in ganz Absam; auch fehlte mir und ihm das

Geld, eine neue anzuschaffen. In dieser Noth rückte ich schüchtern mit meiner Geige hervor, welche ich im Winter vollendet hatte. Natürlich war keine Saite darauf, ich hatte nur mit vielem Fleiße die Form jener Violine des böhmischen Musikers, wie sie sich meinem Gedächtnisse eingeprägt hatte, nachgeahmt. Mein Meister betrachtete mein Machwerk mit stummem Erstaunen und sagte endlich: „„Aus Dir kann viel werden, Deine mechanischen Anlagen übertreffen alle Deine andern!““ und dies bewog ihn, mich bei seinem alten Freunde, dem berühmten Orgelbauer Herz in Innsbruck, in die Lehre zu bringen. So baute ich meine erste Geige.“

„Wie kommt es aber, Vater,“ fragte der Knabe, „daß Du doch kein Orgelbauer geworden bist?“

„Mein Kind,“ entgegnete Stainer, „Meister Herz theilte mir treulich all' seine Kenntnisse mit, doch sagte er auch: „„Mein Sohn, meine Kunst wird Dich besser nähren, als wenn Du ein Bauernschullehrer geblieben wärest, doch bist Du jung und voll Talent und Fleiß, es wird Dir leicht sein, eine bessere Kunst zu erlernen, ich meine die Geigenmacherei. Die meisten Kirchen haben schon ihre Orgeln, die Zeit des Kirchenbauens ist schier zu Ende, Tanz und Spiel, Scherz und Lust nehmen aber immer zu, und die Geigen werden allerwege zu wenig. Werde Du ein Geigenmacher, das ist eine weltliche Kunst und wird gut bezahlt.““ Er gab mir sofort ein Empfehlungsschreiben an den berühmten

Vimercati in Venedig, und in dessen Hause lernte ich vieles kennen, was ich noch nicht ahnte."

Nach diesen Worten wendete sich Stainer rasch von dem horchenden Kinde, und kehrte mit gesenktem Haupte an seine Arbeit zurück.

„Und warum bist Du nicht in Venedig geblieben?" fragte der Knabe unbefangen.

Der Himmel hat es nicht haben wollen!" seufzte Stainer. „Schreibe, mein Söhnlein, schreibe!"

Der folgsame Knabe begann von Neuem seine Federzüge. Vor Stainers Auge erhoben sich die Thürme und Kuppeln der stolzen Königin der Meere; er hörte die Lagunen rauschen und den wehmüthig süßen Gesang einer bezaubernden Stimme.

6.

Noch heute liegt in ihrem heiteren Glanze am linken Innufer die schöne Weiherburg, das liebliche Jagdschlößchen. Noch heute umgeben es duftende Haine, noch heute bezaubert Jeden, der oben aus dem Fenster sieht, der Anblick des reichen Innthales, der goldenen Aehren- und silbernen Wasserwogen, der grünen Breiten, der waldbewachsenen Hügel und der veilchenblauen mit silbernem Schnee gekrönten Berge, wie er den mächtigen Kaiser Maximilian bezauberte, der hier von Waidmannslust erhellte Tage lebte. Der Zwinger, welcher

vor beinahe zweihundert Jahren ein üppiger Blumengarten war, ist jetzt freilich nur mehr ein fetter Grasplatz; doch steht noch mitten inne ein runder Steintisch, der wohl aus jenen blumenreichen Kaisertagen stammt.

Wenige Tage nach Stainers Gespräche mit seinem Sohne saß er in diesem von Blumenglanz und Duft erfüllten Zwinger und betrachtete den Niedergang der Sonne. Der Erzherzog hatte für diesen Abend ein Hofconcert in der Weiherburg angeordnet, denn eine berühmte italienische Sängerin war angekommen, und Stainer berufen worden, im Orchester mitzuwirken. Während im Schlosse Alles von Hofleuten, Gästen und Dienern wimmelte, hatte er sich in den einsamen Garten begeben, um dort zu verharren, bis man ihn rufe. Er saß still, wie immer, und seine Gedanken waren — wie immer in Venedig. Die schöne Chiara kam ihm nicht aus dem Sinne, war sie ihm ja doch wie das verkörperte Ideal seiner kühnsten Jugendträume erschienen, die schöne Gestalt mit der schönen Stimme, wie ein Klang aus Himmelshöhen. Alles, was er dachte und trieb, war seit dem Beginnen seines Denkens von holder Musik durchwoben, Liebe war ihm nichts anders als der höchste Wohlklang der Welt, welcher aus zwei Herzen strömt und zu einem namenlos süßen Dreiklang sich vermählt. „Mein gutes liebes Weib hat mir viel Segen ins Haus gebracht, viel Glück — aber es ist ein anderes Glück, als ich unter Italiens Himmel träumte. O, daß ich die, welche ich allein lieben kann,

verachten muß!" Er stützte sein Haupt in die Hände. Da spazierten durch einen nahen Gartengang zwei Hofherren, ohne ihn zu bemerken, im eifrigen Gespräch.

„Ich sage Euch," eiferte der Eine, „mir ist es immer, wenn ich eine Stainer Violine höre, als sänge mit den sanften Geigentönen leise, leise eine herrliche Frauenstimme." Der Andere gab eine weitläufige Antwort, und so gingen die Beiden vorüber und verschwanden im nächsten Laubgange.

„So ist es auch!" sagte Stainer, der diese Reden vernommen hatte; „wenn mich auch die schöne Chiara verlassen hat, ich meine damit die prachtvolle Frauengestalt, von dem feurigen Blute eines liebesüchtigen unbeständigen Herzens durchflossen, so ist mir doch ihr besserer Theil, ihre Stimme, treu geblieben, die himmlische Stimme, die so gern mit meiner Geige sang, die noch oft über die Alpen hinüberfliegt, um mit den Kindern meiner Kunst zu kosen und sich der unvergeßlichen venetianischen Nächte zu erinnern. Ich bin froh, daß sie nur mehr in leisem Wiederhallen an mein Ohr tönt. Schlüge sie noch einmal in ihrer lebendigen vollen Kraft an meine Brust, sie würde die kaum entschlummerten Schmerzen wieder wach rufen, und ich müßte düsteren Gewalten unterliegen."

Während dieses Gesprächs war die Sonne untergegangen, die Sterne standen leuchtend über Innsbruck, das Thal war stille, und der Inn begann lauter zu

rauschen. Ein Diener trat zu unserm Meister und rief ihn in den Concertsaal.

Dort strahlte im Lichterglanz ein Kranz von edlen Herren und schönen Damen, in ihr heiteres, halblautes Gespräch mischte sich das Stimmen der Instrumente; endlich trat der Erzherzog ein und die Musik rauschte auf. Als die Italienerin ihre Arie begann, war Stainer ganz in den Ton seiner eigenen Geige vertieft. Aber schon nach den ersten Takten erhob er betroffen das Haupt vom Pult, und als die Sängerin die volle Kraft ihrer Stimme entfaltete, so wie ein aufgewachter Adler seine Schwingen ausbreitet und mit tönendem Flügelschlage ins Morgenroth taucht, wurde Stainer todtenbleich. Bogen und Geige sanken aus seinen Händen, und mit einem dumpfen Schrei stürzte er zu Boden.

Als er die Augen wieder aufschlug, lag er in seinem Hause zu Absam, seine Frau und seine Kinder waren bei ihm, er schien sie aber nicht zu kennen; Wahnsinn und Raserei hatten sich seiner Seele bemächtigt. Er klagte, jammerte und weinte, rief und verfluchte Namen, die Niemand von seiner Umgebung kannte, verwünschte die Stunde seiner Geburt, — man mußte ihn zuletzt in Bande legen und strenge bewachen. Mit der milden Jahreszeit wurde auch er milder, man konnte ihn wieder frei sich bewegen lassen. Er sprach aber mit keinem seiner Angehörigen und streifte bei schönem Frühlingswetter, von ihnen insgeheim beobachtet, tagelang durch den Wald.

Einst stieß er bei einer Wanderung auf eine hohe Haselfichte, die ihm besonders zu gefallen schien. „Eine schöne Säule," sagte er, „wie auf der Piazzetta. Muß doch sehen, ob diese Säule klingt." Er schlug mit seinem Stocke an den Baum und legte dann sein Ohr an den Stamm. „Ein schöner Klang, venetianischer Klang, süß und feurig! O Chiara, Chiara, ich will Deiner schönen — Deiner wilden Stimme ein Häuschen bauen, ein klingendes Häuschen, ein tönendes Thürmchen, darinnen soll sie gefangen liegen für alle Zeiten, daß sie kein Unheil mehr anrichtet in der Welt. Mag's der schöne Leib allein versuchen, der schöne Schlangenleib!"

Am andern Tage ließ er den Baum fällen, schnitt ein Stück von dem Stamme ab und begann daraus mit allem Fleiße eine Geige zu bauen. Als diese fertig war, hielt er seinen Mund an die Schalllöcher und sang seltsame fremde Weisen hinein. Das trieb er viele Tage. Endlich rief er aus: „So jetzt bist du hineingebannt sammt all' deinem Zauber. Was bist du auch über die Alpen geflogen, du silberner Singeschwan? Auf der Weiherburg haben sie dich am Flügel gefangen; auf der Weiherburg, dem schönen Jagdschlosse, sind gar geschickte Jäger und Vogelsteller zu treffen." Und nun zog er die Saiten auf und begann zu spielen bis tief in die Nacht, wo er erschöpft auf sein Lager sank und rief: „Gott sei Dank, nun sind wir wieder beisammen!"

Früh am andern Morgen war er schon wieder in den Wald gegangen, seine Geige unter dem Arme, und

zog musicirend durch die grünen Stellen, wo er einst als froher Knabe die Kühe hütete, den Schwegel schnitzte und blies — und seine erste Geige baute. Mit seiner letzten kam er wieder herauf! Er nannte sie seine Chiara, und sagte oft: „Meine hölzerne Chiara ist mir lieber, als jene lebendige. Sie bleibt doch treu bei mir bis an mein Ende.“ *)

7.

Zwei vornehme Herren, vom Hofe Kaiser Leopold I. in Wien nach Italien reisend, besuchten die merkwürdigen Salzwerke der alten Stadt Hall am Inn und hielten ein paar Tage in dem schönen Alpenthale Rast. An einem heiteren Nachmittage kamen sie auf einem Spazierritte in die Nähe von Absam. Sie ritten lange in heiterem Gespräche durch das grüne Holz, bis der Eine plötzlich sein Pferd anhielt und zu seinem Nachbar sagte: „Hörst Du die seltsamen feenhaften Töne, die dort droben aus dem Walde klingen?“

„Wohl höre ich sie,“ antwortete der Angesprochene nach kurzem Lauschen, „mir ist es, als spiele ein wunderbarer Künstler auf einer Geige, und eine klare Frauen-

*) Diese Geige wurde in den dreißiger Jahren dem H. August Lewald bei seiner Anwesenheit in Innsbruck von Jacob Stainers Nachkommen, welche sie als ein theures Kleinod bewahrten, vorgezeigt. (S. Lewald's Tirol: Ein Abend in Absam.)

stimme sänge dazu. Bei Gott — die Stimme ist mir bekannt!"

„Und mir das Geigenspiel," meinte der erste Reiter.

„Das ist Chiara Vimercati's Stimme!" rief plötzlich der zweite Reiter. „Ich erinnere mich wieder der schönen Zeiten, wo ich in meiner Gondel in Canareggio an ihrem Hause langsam vorbeifuhr bei stiller Nacht, während sie unter den Blüthenbäumen und den Rosenbüschen drinnen sang!"

„Und der deutsche Geselle geigte dazu," fiel ihm sein Begleiter (es war der Marchese Antonio Grimani) in die Rede. „Seitdem sind beinahe zwanzig Jahre vergangen."

„Das ist Chiara's Stimme," rief der zweite Reiter wieder, „so wahr ich Andrea Foscari heiße! Die Musik zieht von der Höhe herab. Komm, Antonio, wir wollen zu jenem Hause reiten, wo der Waldweg ausläuft und den Geiger und die Sängerin erwarten."

Die beiden Edelleute sprengten vor und hielten an der bezeichneten Stelle. Das räthselhafte Spiel kam immer näher. Die Töne athmeten Sehnsucht und heiße Liebe und zerflossen in schluchzende Klagen. Unterdessen war es Abend geworden. Ein großer, blasser, düsterer Mann trat aus dem Walde, seine Kleider und Haare waren thaudurchnäßt, unter dem Arm trug er Bogen und Geige. Ohne die Fremden zu beachten, trat er in das Haus, vor dem diese hielten.

„Wer war jener Mann, der eben aus dem Walde kam?" fragte Foscari eine Magd, die am nächsten Brunnen ihren Krug füllte.

„Der närrische Stainer!" gab ihnen diese zur Antwort.

Jacob Stainer lebte noch viele Jahre in seiner Geisteszerrüttung. Als er starb, wurde er auf dem Friedhofe von Absam bestattet; eine weiße Marmortafel bezeichnet heute noch sein Grab.

Die
schöne Helena von Malchin.

Es war am Vorabende des Pfingstfestes, Tausende von Vögeln sangen an den heiteren Ufern der Etsch, wo sie zwischen Trient und Roveredo der venetianischen Ebene zueilt. Dort liegt der Flecken Calliano am Fuße des Lesinischen Gebirges, und über ihm, auf einem mäßigen Vorhügel, das alte Schloß gleichen Namens — ein stattliches Gebäude aus den düsteren Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts, in den Tagen, in welchen diese Geschichte spielt, noch wohl erhalten und bewohnt. Vor der langen Façade breitet sich ein altmodischer Garten aus, von dessen Terrassen man eine herrliche Aussicht über das wasserreiche Etschthal genießt.

Man konnte es der ganzen Gegend ansehen, daß morgen ein großer Sonntag sei. Die Etsch wälzte ihre Wogen zögernd durch die grünen Felder und an den hübschen Häusern vorbei, die man für die Feier des nächsten Tages scheuerte und fegte, als wäre es ihr leid, nicht auch einen Rasttag zu haben zur heiligen

Zeit, und die Abend- und Heerdeglocken klagen wie tröstend in ihr trübes Rauschen.

Im Gehölze am Ufer hieben zwei Männer einen Baum um. Bei jedem Axtschlage, der seinen Stamm verwundete, rauschte es wie ein Klageruf hoch oben in seiner Krone, die ein Schwarm erschreckter Singvögel schreiend verließ. Er streckte seine grünen Blätterarme wie bittend zum azurnen Abendhimmel hinauf; er hätte sein Haupt so gerne noch in der sonnigen Klarheit des rothen Pfingstmorgens erhoben. Aber die tödtenden Pendelschläge der Axt drangen immer tiefer in sein Mark, bis er dröhnend in's hohe Gras fiel. Dumpf rauschten seine Nachbarn, und neigten trauernd ihre Wipfel seinem Falle nach.

In derselben Minute sagte der Studiosus Franz Rosenhain aus Rostock, der mit der Tochter des Amtmannes im Schloßgarten saß, zu seiner schönen Nachbarin: „Lassen Sie sich nicht berücken, meine liebe Albertine, von dem Glanze und der Pracht dieses himmlischen Thales, das Ihre Wiege und folglich auch die Wiege, ja mehr noch, die Mutter Ihrer Gedanken, Ihrer Hoffnungen und Vorstellungen, sogar Ihres Glaubens war. Sie sehen nichts um sich, was tiefere Gedanken über Sein und Nichtsein in Ihnen wecken, und Sie so meiner Meinung näher bringen könnte. Nur ein Beispiel erlauben Sie mir aus vielen. Bei Ihnen ist der Winter zu kurz. Kaum daß ein kalter Wind die Bäume schnell entlaubt — abgesehen von den

vielen, welche immer grünen — kaum daß ein leichter Schnee die Fluren deckt, sind die Blumen und die Blätter, die gestern starben, heute, vom starken Strahle der Sonne gerufen, neu ergrünt und erblüht, wieder an der alten Stelle. Entzückt glauben Sie, das sei derselbe Frühling, welcher Sie schon seit Jahren erfreute, die Blätter und Blumen seien dieselben, wie in den Tagen Ihrer Kindheit, einige wenige ausgenommen, die Sie etwa abgepflückt und in den Fluß geworfen. Sie glauben die ganze Welt, das ganze Leben bestehe in einem immerwährenden Kreislaufe, in welchem immer nur das wiederkehrt, was schon war, und eben da irrt auch Ihr Glaube. Sie haben mir erzählt, daß der würdige Pater Anselm, der silbergelockte Greis, der dort mit Ihrem Vater durch die Blumengänge wandelt, Ihr Jugendlehrer gewesen sei, und Ihnen oft gesagt habe: der Winter mahne an das Ende des Lebens. und der Mensch müsse, wenn seine Zeit kommt, wie der Frühling unter die Decke des Schnees, hinunter unter die Hülle des Rasens. Daß aber eben so, wie nach kurzer Frist der Frühling wieder in neuer Schönheit erwacht, auch der Mensch bald wieder ein neues, schönes Leben beginne. Meine liebe Albertine! das ist die Religion des Südens, wo die langen Sommer und die kurzen Winter sind. Bei uns im Norden denkt man anders. Wenn ich zu Rostock an kühlen September-Abenden in meiner Stube saß, die Blätter der Linde vor meinem Hause immer weniger und weniger und welker wurden,

endlich zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche die kalten Nordstürme von der See und über die grauen Fluthen der Warnow herein durch die Gassen bliesen, die letzten gelben Blätter von den Aesten streiften und vor sich her trieben in die kalte Nacht hinein: wenn's dann immer kühler und wilder wurde, einsamer und trauriger in der Stadt, — da begann auch ich darüber nachzudenken, ob der Winter das Ende alles Lebens bedeute. Mein Resultat fiel aber ganz anders aus, als das des guten Pater Anselmus. Ich hatte es nur zu gut gesehen, wie der Sturm im Herbste die Blätter alle weit fortgetragen hatte, sah sie auch im Mai, wo es bei uns oben erst allmählig anfängt Frühling zu werden, nicht etwa zurückkehren, wie die Wandervögel — die Bäume grünten wohl wieder, aber das waren andere, neue Blätter, das war ein anderer Frühling, der vom vorigen Jahre war unwiederbringlich mit seinen Freuden und Blüthen dahin, und ich habe es nie erlebt, daß Eine wiedergekommen wäre. Daraus schloß ich: Wenn ein Leben hinwelkt, so erneut es sich nimmer, und kein Vergangenes kann mit einem Gegenwärtigen etwas gemein haben. Glauben Sie mir, in langen Wintern kann man das gut erkennen. Wären Sie so in der Welt gewesen, wie ich, so würden Sie eingesehen haben, daß alles im Leben von dem Menschen nur gethan wird, um im Augenblicke zu genießen, oder im nächsten Augenblicke genießen zu können. Selbst an Ihrer Regenerations-Meinung hält Sie nur Ihr Egiosmus

fest; denn Sie wären trostlos, wenn Sie die Aussicht auf das Fortblühen eines so schönen Lebens, wie Ihr jetziges ist, verlören. Sie wären es aber mit Unrecht; denn selbst mit meinem Glauben kann man auf der Erde glücklich sein, freilich nur wie ein Mensch — aber es ist uns nichts Besseres gesungen!"

Hier hielt er inne. Albertine warf einen langen Blick auf seine blassen Züge, welche ein tiefes Seelenleiden aussprachen, und fragte dann, wie ungläubig den Kopf schüttelnd: „Und dennoch sind Sie so unglücklich mit diesem gepriesenen Glauben?"

„Von mir nachher," erwiederte Franz, sich mit der Hand durch die dunklen Haare fahrend. „Zuerst kommt immer die Regel, dann kommen die Beispiele, dann — die Ausnahmen. Aber zur Sache. An den Glauben von dem unersetzbaren Verlust des Lebens knüpft sich die Überzeugung von seinem großen Werthe. Anders reitet der, dessen Weg kurz ist, der weiß, daß sein Pferd für lange Zeit im Stalle wird ruhen dürfen, anders der, welcher seinen Gaul auch morgen oder übermorgen sattelt, und vielleicht noch viele Wochen lang, bis er an's Ziel kommt. So weiß auch ich meinen Weg kurz und jage, galoppire, setze über Zäune und Gräben. Ich ergreife, was sich mir stellt, und genieße es; wozu wäre es denn da? Finde ich ein Herz, das sich zu mir in Liebe neigt, so nehme ich gern die Geschenke, die es mir reicht; fühle ich auch im Innern, daß meine Neigung keinen Bestand haben kann und wird, oder rufen mich

auch die nächsten Stunden und Tage wieder von seiner Seite. Das Leben wäre um diese Zeit auch ohne das kürzer geworden, nur mit dem Unterschiede, daß nichts Liebes und Frohes geschehen wäre; und wer eine Stunde des Lebens sich oder einem Andern verschönert, der hat ein gutes Werk gethan."

„Sie reden nur immer von den Thaten und nicht von den Wirkungen, welche diese hervorbringen," unterbrach ihn Albertine. „Wenn ich nun Ihr Beispiel weiter ausführen will, was thut das arme Herz, nachdem Sie es verlassen? Es klagt und weint, verliert alle Hoffnung und den Glauben an Gott und Welt, die sieben frohen Stunden fressen ihm sieben schöne Jahre auf, wie die sieben magern Kühe Pharaonis die fetten. Freilich, wenn Sie fortstürmen zu neuer Lust, so sehen Sie nicht den Gram der Armen, die Sie betrogen haben; Sie glauben, Blumen und grünes Gras wachsen dort über Ihrem Gedächtnisse, wie Disteln und Dornen einen ungesegneten Boden überwuchern."

„Und glauben Sie mir," setzte Pater Anselmus hinzu, welcher mit seinem Begleiter näher getreten war, „der Arm der Vergeltung reicht weiter, als das Denken des Menschen."

„Liebe Freunde!" entgegnete Franz, „das beweist nur, daß der Mensch sein Schicksal nicht lenken kann, und daß er sich hintreiben lassen soll an düstere und helle Ufer, wie es eben kommt. Es pflanzt Einer einen Baum vor seinem Hause zum Schatten seiner Kindern

und zu seiner eigenen Freude; seine Knaben werden Jünglinge, seine Mädchen Jungfrauen, und der Baum wächst mit, und der ihn gepflanzt hat, stirbt. Was geschieht? — Der Baum zieht in seinem Schatten die Schande der Töchter groß in lauen, mondhellen Mainächten, der Sohn aber verpraßt Haus und Hof, Ehre und guten Namen, und erhängt sich an dem untersten Zweig. Hat der Vater, als er das Reislein in die Erde steckte, auch diesen Jammer mitgepflanzt? Wem fiele ein, das zu behaupten? Und so will ja auch ich immer nur Freude schaffen und Gutes thun, wenn ich mich wem in froher oder süßer Stunde geselle."

„Mein junger Freund!" sagte Anselmus, „es ist etwas Anderes, ob man ein Reis in die Erde oder die Liebe in die Brust eines Mädchens gepflanzt hat. Die Seele der Liebenden oder Geliebten neigt sich treu ergeben für alle Zeiten dem Manne zu, und fleht um Schutz und Schirm. Sie hat sich aller anderen Hoffnung und aller Welt begeben, um einzukehren in die Stätte des geliebten Herzens, das ihr nun alle Welt ersetzen soll. Dies allein bleibt ihr Glaube, ihre Hoffnung und ihre Liebe. Wenn der Baum Böses beschattet oder Unheilvolles in seinen Zweigen geschieht, so hat er es nicht verschuldet; was aber einem verlassenen Herzen widerfuhr, hat der zu tragen, der es verließ und täuschte. Wenden Sie doch Ihr Auge von der sinnlichen Welt ab und dem Uebersinnlichen zu!"

„Kein Menschenauge," erwiederte Franz, „hat je vom Uebersinnlichen mehr gesehen, als dessen beweislose Verkünder. Gibt es denn etwas Uebersinnliches? Hat unser Wissen denn nicht, so weit das Auge reicht, Alles erklärt? Wir kennen das Gesetz, das die Gestirne hält, und die Bahnen, die es ihnen weiset, und nichts ist von der Sonnenferne des letzten Sternes bis zur allertiefsten Tiefe der Erde, das nicht auf natürlichem Wege zu erklären wäre. Es brauchte eine ungeheure Kraft, hie und da etwas Uebersinnliches einzuzwängen, und in der neueren Zeit ist gar viel Wunderbares und Unbegreifliches der lieben Erde abhanden gekommen, wie die Pfauenfedern der Krähe. Daß Sie aber die Sinnlichkeit für ein Niedriges erkennen, daran thun Sie ihr Unrecht. Sie ist ein schätzenswerthes Gut des Menschen, wie sein Verstand, und was wir sehen und genießen, hat sie hervorgebracht. Ohne sie (Schrift und Sprache sind nur durch sie) ist die klarste Vernunft fruchtlos und todt, man thut Unrecht, dieser ein höheres Recht über jener anzuweisen, da Beide doch nur durch einander und für einander sind. Warum stellt ihr den Menschen höher als den Vogel? Weil jener ein größeres Nest baut als dieser? Weil er spricht, schreibt, dichtet und lügt? Freilich kann das der Vogel nicht. Was aber der Mensch thut, nützt doch nur ihm und seinem Geschlechte; wer weiß, was des Vogels Flug, den ihr ihm mit all' Eurer Vernunft und Eurem Verstande nicht nachzuahmen im Stande wart, für ihn und sein

Geschlecht zu bedeuten hat. Schönere Dinge, als in unsern, gehen vielleicht in den Hirnschalen der Thiere vor und in den bunten Kelchen der Blumen, und sind auch nur die Gesänge die Werke der Vögel und die Düfte die Werke der Blumen, so haben sie tausend Mal mehr für uns gethan, als wir Alle für sie. Es ist die Sinnlichkeit so sehr zu achten, wie der Geist; in ihren Fehlern sind sie beide schlecht. Ich glaube, daß die Welt erschaffen ist zu unserer Lust, und wir als Theile, die zum Ganzen gehören. Was die ganze Welt für einen Zweck hat, konnte ich nie ergründen, daß aber meiner kein anderer sein kann, als ihrer, sah ich bald ein. Ich betrage mich also auf dem Platze, wohin ich gestellt bin, wie es mir am Besten dünkt, das heißt, wie mich die Verhältnisse bestimmen. Wenn ich so die guten Leute um mich ansehe und die schöne Welt, so denke ich mir: sorgenlos und froh sei das Beste, und das strebe ich zu sein."

„Ist Ihnen dieses auch ganz gelungen?" fragte der Pfarrer.

„Ich sage aufrichtig nein," war des jungen Mannes Antwort.

„Und macht Sie das in Ihrem Glauben nicht wankend?"

„Mit nichten, Herr Pfarrer. Geht mir nicht Alles nach dem Sinne, so lege ich die Ursache davon in den mir unklaren Weltzweck."

„Sie geben sich also da willenlos den nothwendigen Wirkungen einer Maschine hin," sagte Anselm, „ich

und die gute Albertine aber einem heiligen Glauben und Hoffen und der mild waltenden Hand eines vorsehenden Gottes, der das höchste Idol der allumfassenden Liebe ist."

„Warum streiten wir also?" entgegnete Franz, „wir haben beide etwas, das wir — so zu sagen — persönlich nicht kennen. Meinen Glauben oder — wenn Sie wollen — Nichtglauben hat mir mein Verstand aufgedrungen, der Ihre ist Ihnen anerzogen — ich weiß, man nennt das in Ihren Schulen: geoffenbart. Ich glaube zu wissen, Sie glauben — zu glauben. Mehr hat Keiner von uns. Sie haben eine recht hübsche Hypothese, die Sie glauben, nebst vielem Unmöglichen und Unwahrscheinlichen, das darin vorkommt, ich habe die ganze Angelegenheit ad interim bei Seite gelegt. Ich stelle sie anheim. In einem, und zwar im Hauptpunkte, treffen wir doch alle zusammen. Wir freuen uns des schönen Lebens, und scheiden ungern von seiner süßen Gewohnheit. Ich habe nur noch zwei Sätze zu sagen; den ersten: das Wissen hat von jeher mehr Segen gebracht, als das Glauben, und den zweiten: gibt es ein anderes Leben, als das der Wälder und Fluren, als das, was wir sehen, hören und fühlen — warum langt es nicht mit starker Hand in meine Tage herein, und gibt sich mir kund?"

Ein tiefes Schweigen folgte dieser Rede, das bald das Gebetläuten vom Kirchthurme in Calliano unterbrach. Pater Anselmus nahm seinen Strohhut ab und faltete

die Hände, ein Gleiches that Albertinen's Vater. Sie selber schaute mit lichten Augen in das Thal hinunter, das von stundenlangen Rebengängen, silberhellen Wogen und grünen Saatfeldern durchschnitten, so sinnlich süß und verlockend rauschte. wie die Grundsätze des Studenten aus Rostock. Der aber wiegte sich auf seinem Stuhle, und ließ den blauen Stein auf seinem Fingerringe in den letzten Strahlen der sinkenden Sonne spielen, daß er aufglänzte, wie das liebevolle Auge einer Jungfrau, und während der letzte Ton der Abendglocke verhallte, seufzte er aus tiefster Brust: „O schöne Helena von Malchin!"

Der Amtmann hatte sein Käppchen wieder aufgesetzt, den stattlichen Ulmerkopf mit frischem Knaster gefüllt, und vergnüglich begonnen, die blauen Rauchwölkchen den munteren Abendwinden zum Spiele hinzublasen, als es ihn bei dem letzten Ausrufe seines jungen Gastes wie ein leiser Schauer überkam. Seine Blicke befremdet auf das Antlitz des Studenten richtend, fragte er: „Die schöne Helena von Malchin haben Sie gerufen? was wissen Sie von Ihr?"

„Viel, viel," antwortete Franz, den süße und schmerzliche Erinnerungen bestürmten, „nur zu viel für meine Ruhe und noch immer viel zu wenig für meine Besorgniß. Helena!" seufzte er wieder, den blauen Stein gegen die sinkende Sonne drehend, „wo erlosch Dein blauer Liebesblick?"

Eine ängstliche Blässe hatte bei dieser Rede sowohl Albertinen's, als auch der beiden Alten Züge überflogen,

wie zu scheuen Fragen zuckte jede Lippe. Als hätte ein unvorsichtiger Mund das Gespenst des Hauses genannt, irrten die Augen furchtsam in der nächsten Umgebung herum, ob es nicht schon eintrete in seiner grausenhaften Gestalt, und Albertinen's zager Blick hing an dem halbverfallenen Thurme am andern Ende des Schlosses, über den der wachsende Mond wie ein goldenes Schiffchen auf den blauen Wogen der Abendluft hielt und eben seinen ersten Strahl wie einen silbernen Anker in's grüne Thal warf.

Gar wunderbar dünkte unserem Helden die an Bestürzung grenzende rasche Veränderung seiner früher so harmlosen Gesellschaft, und er sagte erstaunt: „Es scheint Sie, meine Verehrten, ein Name, der mir unvergeßlich ist, auf beunruhigende Weise zu berühren, ein Name, von dem ich gar nicht begreife, wie er von den Ufern der Warnow, wo ihn ein Kreis froher Jünglinge gerne im Munde führte, in die südlich-schönen Thäler der Etsch herabgeklungen sein kann!"

Der Amtmann war sichtbar um eine Antwort verlegen, auch der Pfarrer zeigte eben so wenig wie Albertine die mindeste Lust, in dieser Sache für ihn zu reden. Unschlüssig lüftete er sein Käppchen und fuhr sich durch die dünnen Silberhaare, endlich ergriff er ein Glas feurigen Terlaner-Weines, das vor ihm stand, goß es als ein gutes Ermuthigungsmittel hinab, und begann dann mit fester Stimme: „So sehr wir alle zu Calliano und vorzüglich hier im Schlosse uns

scheuen, den Namen, über den wir eben reden, auszusprechen, eben so sehr erfordert es auch meine Pflicht, Sie, mein lieber Gast, freundlichst zu ersuchen, mir über jene schöne Helena von Malchin mitzutheilen, was Sie wissen. Vielleicht gelingt es uns dadurch, einiges Licht auf eine räthselhafte Erscheinung zu werfen, welche noch heutzutage der Umgegend und besonders den Bewohnern dieses Schlosses auf eine unheimliche Weise lästig fällt."

„Herr Amtmann, hätten Sie mein Herz nicht mit der bangsten Erwartung erfüllt," erwiederte der Student, „so würde ich mich schwerlich haben bewegen lassen, hier von einem Verhältnisse zu reden, dessen froher Bestand zwar in meiner Vaterstadt offenkundig, dessen Knüpfung und Auflösung aber bis jetzt in ein, nur für wenige Eingeweihte zugängliches Dunkel gehüllt war. Hören Sie mich also freundlich an, und werfen Sie nicht eher den ersten Stein auf mich, bevor sie bedacht haben, daß der nie schlecht handelt, welcher seinen festen Ueberzeugungen folgt. Ich trieb auf der Universität Rostock die Philosophie in all' ihren Zweigen mit dem größten Eifer, und erfreute mich Anfangs nicht wenig daran, wie sich das bunte Leben, das mich sonst in regelloser Aufeinanderfolge umwogte, nach und nach in gut begrenzte Schichten ablagerte, und ich mir vorzüglich bald dieses Streben, bald jenes Fühlen herauslangen und für sich betrachten konnte, wie etwa ein Buch aus einem Schranke, oder besser, wie irgend eine

Species aus einem Herbarium. Es war mir früher nicht gelungen, von den Einwirkungen aller Wesen auf jedes Einzelne so zu abstrahiren. Der Grund, obwohl ich ihn damals nicht kannte, war kein anderer, als daß ich mich schon beim Anfang meiner Studien aus dem Leben gänzlich zurückgezogen hatte, und nur unter Hochgelehrten lebend, bald alle andern Beziehungen der Welt aus den Augen verlor, und nur schulgerecht bedachte, wie sich alles unter meine Systeme subsumiren lasse. Ich hörte als Nebenfächer Physik und Chemie, und Beide in der haarspaltenden Weise, wie sie damals vorgetragen wurden, wirkten im Vereine mit meinen übrigen Studien gut zusammen, mir die ganze Welt als eine langweilige Maschine zu verleiden. Ich beschloß, mich wieder dem harmlosen Leben, das mich in meinen früheren Zeiten gewiegt hatte, in die Arme zu werfen, klappte meine Bücher zu, floh die Professoren und Collegien, und reiste nach Doberan in's Bad. Es war dort eine hübsche Gesellschaft, und der Frühling blühte eben auf; aber aus Allem, was die Blumen und Leute unter einander trieben, grüßten mich die Skelette meiner Systeme an, wie den Ascetiker aus Rosenwangen und runden Gliedern Todtenschädel und bleiches Gebein. Ich packte wieder zusammen und fuhr heim nach Rostock. Mein Anblick mochte nicht erfreulich sein, denn kopfschüttelnd öffnete mir mein Famulus Wagner das Thor. Dieser Mensch war ein Bettelstudent, als ich ihn in's Haus nahm; wir Beide bewohnten allein das weit-

läufige Gebäude, denn seit langen Jahren betrauerte ich den Verlust meiner Eltern. Dieser Wagner war ein seltsamer Kauz. Schon über dreißig Jahre alt, hatte er alle Collegien mit dem besten Erfolge frequentirt, und immer erklärte er Jedem, der ihm Stand hielt, mit nassen Augen, daß er wenig oder gar nichts wisse. Ich mahnte ihn oft, sich um ein besseres Brot zu kümmern, als das meines Dieners ist, aber immer bat er mich inständig, ihm nur noch auf kurze Zeit Dach und Fach zu geben, bis er am Ziele sei. Ich bin fest überzeugt, daß er eben jetzt, während wir hier im klaren Mondlicht sitzen, und in Rostock die Studenten unter den grünen Pappeln am Stadtwalle wandeln oder zu Warnemünde am Hafen kneipen, in dem Thorstübchen meines Hauses unter Büchern vergraben sitzt. Mein Leben war, nach meiner Zurückkunft aus dem Bade, nicht viel von seinem unterschieden, nur daß ich den ganzen Tag über, statt in dem dunkelsten Winkel meines Zimmers, am hellen Fenster saß, und, statt in vergilbte Bücherblätter, in die grünen Blätter der Linden vor meinem Hause sah. Ich bin fest überzeugt, daß in diesen von dem großen Wissen, nach dem ich und mein Famulus unruhig strebten, und das auch wirklich an keiner Universität tradirt wird, mehr enthalten war als in den Büchern, die stoßweise mein Thorstübchen verdunkeln; nur meine Augen konnten es nicht recht erkennen, obwohl es mir vorkam, als seien die Lieder, welche die Vögel in den Zweigen sangen, gar wunder=

herrliche Bruchstücke des Ganzen. Einmal saß ich wieder hinter den blanken Scheiben und bemerkte den frohen Muth, in welchem die Vöglein aufflatterten und recht lustig über die abendrothen Dächer der Stadt in's Freie hinaus zogen. Als die letzten fort waren, nahm ich, als ob's so sein müßte, meinen Hut und ging ihnen nach. Als ich vor das Stadtthor kam, durch welches die Straße landeinwärts nach Güstrow führt, jubelten mir die frohen Flüchtlinge aus den grünen Pappelwipfeln schon entgegen, flatterten wie zum frohen Willkomm auf die niedrigsten Zweige, und hüpften meinem sinnenden Gange voraus von Ast zu Ast. Da fiel mir schon von Weitem ein hübsches Haus in die Augen, dessen blumenreichen Vorgarten ein grünes Gitter begrenzte, während über sein Dach hohe Bäume herüberrauschten, und seitwärts fremdartige Blumenkronen aus den geöffneten Fenstern eines stattlichen Treibhauses nickten. Am Gitterthor aber lehnte ein Mann und rauchte behaglich seine Abendpfeife. Ein eigener Ausdruck von froher Ruhe bezeichnete die ganze Anlage, es war der Wiederschein einer schönen Empfindung darüber gebreitet, die mir lange schon fremd war. Mit einem scheuen Blicke wollte ich an dem geöffneten Gitterthore vorüberstreichen, aus dem ein seltsames Duften und Singen herausströmte, als der Mann, der davor lehnte, auf mich zutrat, und mich freundlich bei der Hand nahm.

„Freundlichen guten Abend, Herr Rosenhain," redete er mich an, „wie hat das Seebad angeschlagen?"

Ich blickte verwundert auf und merkte erst jetzt, daß der Zuvorkommende niemand Anders sei, als der mir wohl bekannte Professor Asael, der Physik und Chemie tradirte an der Universität.

„Ich danke für die gütige Theilnahme,“ erwiederte ich verbindlichst, „aber das Bad hat mir nicht angeschlagen und mein Zustand ist fast unerträglich.“

„Oho!“ rief der Professor, „wie ist denn das gekommen, Werthester?“

„Es kam langsam genug,“ versetzte ich, „und ich hätte es früh genug merken können, daß ich auf üblen Wegen sei.“

„Wie, auf üblen Wegen?“ lachte er. „Daß ich nicht wüßte. Sie gingen doch nur in's Collegium und wieder heim.“

„O!“ seufzte ich, „da wäre Vieles darüber zu reden.“

„Je mehr, desto besser,“ unterbrach mich Herr Asael, „und wollen Sie in meinen Garten eintreten, und bei einer Flasche Rheinwein das Viele vom Stapel laufen lassen, so dürfte der Abend erträglich genug vergehen.“

Der Antrag schien mir ziemlich plausibel, denn die Baumgänge heraußen waren leer und stille geworden, obwohl die Thurmuhr des Jungfrauenklosters zum heiligen Kreuz erst die siebente Stunde geschlagen hatte. Wir traten ein und der Professor warf das Gitterthor hinter sich zu, daß es in das Schloß fiel. Darauf führte

er mich durch den Vorgarten und den Thorweg des Hauses in den eigentlichen Garten, der in üppiger Blumenfülle sich bis an die Stadtmauer ausdehnte. Betäubend war der Duft, den die Unzahl von Blumen ausströmte, wie das Geschrei von allen den Vögeln, die in den Aesten saßen, als gäbe es für sie keine andere Unterkunft auf zehn Meilen in der Runde; dazu kam das ununterbrochene Plätschern eines stattlichen Springbrunnens und das Säuseln des Abendwindes in den Zweigen. Der Professor schlug schweigend den Weg nach dem Treibhause ein, und wir traten in das luftige Gebäude. Die Augen vergingen mir fast vor den grellen Farben der exotischen Blüthen, welche es mit intensivsten Wohlgerüchen anfüllten, während eine Menge ausländischer Vögel, von denen ich nur den blauen Würger (lanius bicolor) und den Pompadour-Seidenschwanz (ampelis pompadora) erkannte, singend und schreiend wie gefiederte Blumen mich umschwirrten. Ich ließ mein Haupt immer tiefer auf die Brust sinken, die von den widerstreitendsten Gefühle gehoben, unruhig wogte, bis mir in der Mitte des Treibhauses die Knie brachen, und ich todesmatt mit diesen Worten auf den nächsten Divan sank: „Genug, genug, Herr Asael, ich glaube es Ihnen ja, die Welt ist schön, und das Schöne und sein Genuß sind die Hauptsache und das Beste am Leben. Es kommt dem Menschen nicht zu, sich um sein Entstehen und Vergehen zu bekümmern, oder wohl gar um das, was außer diesen Grenzen liegt: er soll

sein wie eine Blume, und man wird ihn lieben, er soll sein wie ein schöner Maitag, und man wird nach ihm sich sehnen, er soll festhalten am Genusse, das ist der Glaube und die Hoffnung, die ihm zukommen, und er soll vom Vergehenden mit ungetrübter Freude sich zum Erblühenden wenden, das ist die allumfassende Liebe, die ihm geboten ist. Asael, Asael, jagen Sie die Schatten von meiner Seele!"

Der aber rückte ein kleines, mit einem grünen Tuche bedecktes Tischchen herzu, auf dem eine Flasche Hochheimer, grüne Gläser von bekannter Form, und eine Pastete von rothen Rebhühnern in anmuthiger Ordnung prangten, und sagte lächelnd: „Von dem Allen ist jetzt gar nicht die Rede. Erzählen Sie mir lieber, wie Sie auf die übeln Wege gekommen, und kümmern Sie sich nicht weiter um meine Blumen, die sich bald zur Ruhe begeben werden."

Er reichte mir darauf ein volles Glas, das ich leerte, worauf es mir heiter im Kopf wurde; mit freier Brust betrachtete ich nun meine nächste Umgebung, ungestört von meinem Nachbar, der sich angelegentlich mit der Pastete beschäftigte. Die ersten Strahlen des Mondes drangen durch die Scheiben, und die Blumen hatten wirklich ihre Kelche geschlossen und schienen mit gesenkten Häuptern zu schlummern. Die Vögel waren verschwunden.'

„Wie begab sich die Sache?" fragte mich der Professor neuerdings mit vollen Backen, indem er ein-

ladend auf die tüchtige Bresche wies, die er in die Pastete gebrochen. Ich erzählte ihm nun ausführlich, was ich Ihnen, meine Verehrten, schon am Anfange meiner Erzählung mittheilte, nämlich meine philosophischen Irrfahrten, Leiden und Freuden, und stellte ihm den Zustand meines Gemüthes eben so grell dar, wie er mich wirklich quälte.

Mein Nachbar schenkte aber die leeren Gläser wieder voll und sagte: „Essen und trinken Sie doch, Bester, während ich jetzt spreche. Ihnen fehlt nichts, als die genügende Lösung der Fragen: was ist das Leben, und was soll der Mensch?"

Und nun begann er eine lange Rede, geschmückt von der lieblichen Frische fester Ueberzeugung und voll der liebenswürdigsten Grundsätze und Wahrheiten, welche sich in nie gekannter Schönheit vor mir ausbreiteten, wie im vorigen Lenze die Fluren Oberitaliens, als ich in die Bäder nach Rimini reiste. Es waren jene Grundsätze, die jetzt die einzige Richtschnur meines Lebens ausmachen, welche ich häufig vor Ihnen ausgesprochen habe, welche Ihnen zwar nicht zusagen, die mich aber viel glücklicher und froher machten, als ich in der Zeit meiner reinsten Forschungen (wie man sonst jenes Brüten zu nennen pflegt) nur je war. Mit Wonne erinnere ich mich noch der Stunden, wo ich an Asael's Seite im stillen Treibhause saß, er nicht müde wurde zu reden, ich nicht müde zu hören. Sein heiteres Auge, seine ruhigen Züge, seine kräftige Gestalt, seine

wohltönende Stimme — obwohl sich schon graue Streifen durch sein dunkles Hauptthaar zogen, — waren mir die untrüglichsten Belege für das Haltbare seiner Lehren, und ich und ganz Rostock wußten. daß der Professor Asael in ungetrübter Heiterkeit und ungestörtem Glücke lebe, seit man sich seiner erinnerte.

„Und die schöne Helena von Malchin?“ fragte jetzt Albertine aus weiblicher Neugierde, wie es schien, die Scheu vor diesem Namen überwindend.

„Geduld, meine schöne Freundin,“ entgegnete Franz, „ich fahre in meiner Erzählung fort. Auf dem Kirchthurme des nahen Jungfrauenklosters schlug es vier Uhr; das Morgenroth säumte die zackigen Thürme und Giebel der Stadt, und die Sonne stieg wie an Rosenketten am Himmel empor. Ihre ersten Strahlen, welche durch die hohen Fenster des Treibhauses drangen, weckten auch die schlummernden Blumen und Vögel wieder, und das alte Schimmern, Duften, Schreien und Singen vom vorigen Abende begann auf's Neue. Fern aber von jeder Betäubung ging ich an den Blumen auf und nieder und wählte mir endlich ein Blatt aus dem schimmernden Kelche einer Amaryllis formosissima, das ich wie ein Ordensband in's Knopfloch legte. Der Professor betrachtete beifällig lächelnd mein Treiben, nahm mich zuletzt unter den Arm, und führte mich in den Garten hinaus. Es war mir, als neigten sich alle Blumenkelche und Baumwipfel mir zu; die Welt zu meiner Freude geschaffen, schaute ich nunmehr mit den

Augen des Genusses, und die dämmernde Häusermasse der Stadt, aus der das erste Geräusch des Tages herübertönte, schien mir ein Hort der Freude. Wir stiegen einen Rosenhügel hinan und schauten hinüber in das thauglänzende Blumenparterre des Nachbargartens. Welch' ein Anblick! Auf einem Sopha, von einer dichten Jasminlaube überblüht, lag in holder Morgenruhe eine engelschöne Jungfrau. Im Morgenwinde wehten die leichten Falten ihres Kleides über ihre vollen Glieder, und von dem lieblichen Antlitze waren die blonden Locken zurückgefallen über den weißen Arm, auf dem ihr Haupt ruhte. Durch die Blätter fielen die warmen Strahlen der Sonne auf die zarten Augenlider, bis die Schöne, aus den letzten Morgenträumen sich loswindend, die blauen Augen öffnete, sich halb erhob, und verwundert um sich schaute.

„Wann ich auch mein Auge wende,
Zu dem Hause drüben hin,
Allezeit erschau' ich blühend
Meine schöne Nachbarin."

rief der Professor galant hinunter. In holder Verwirrung hob jetzt das Mädchen den blauen Blick auf, und fragte verwundert: „Sagen Sie mir, bester Herr Nachbar, wie komm' ich in so früher Stunde hieher?"

„Wenn Ihr vom Thau durchnäßtes Kleidchen," versetzte der, „und die volle Gießkanne, die noch zu Ihren Füßen steht, nicht trügen, so hat Sie wohl im Abenddufte, als Sie die Blumen begießen wollten, der

Schlaf übereilt, und so haben Sie die Nacht im Freien zugebracht."

Jetzt erst schien sie mich an des Professors Seite zu erblicken; verschämt ordnete sie ihren Anzug, schlang das Tuch um den Hals, das ihr entfallen war, rief in der peinlichsten Verlegenheit: „Ich einfältiges Kind, was wird mein guter Onkel sagen?" und lief, ohne uns weiter zu beachten, den Gang hinab, gegen das Haus.

„Ein herrliches Wesen!" sagte ich, mit trunkenen Blicken ihren Lauf verfolgend. Ich dachte weder an Schlaf, noch an Heimkehr, und wir brachten den Rest des Morgens mit glimmenden Cigarren im Vorgarten bei einer Tasse Thee und fröhlichen Gesprächen zu, während draußen am Gitter die Landleute vorüberzogen, und Gemüse und Früchte nach der Stadt trugen. Die Sonne stieg immer höher, die Glocken von den Thürmen verkündeten den Frühgottesdienst, und endlich ging auch die Blonde aus dem Nachbargarten, mit dem Gebetbuche in der Hand, am Gitter vorbei. Sie grüßte schalkhaft lächelnd; ebenso wurde gedankt.

„Wer ist denn die Kleine?" fragte ich den Professor.

„Eine Waise," redete er, „die Nichte meines Nachbars, des Kaufmanns Lindow. Schon seit einem Jahre, so lange ist nämlich ihr Vater, der ein reicher Tuchweber in Malchin war, gestorben, lebt sie im Hause ihres Onkels. Ich glaube gehört zu haben, daß sie einen

jungen Tuchweber-Adonis aus ihrer Vaterstadt heiraten soll — noch in diesem Sommer.“ —

Wir tauschten nun ziemlich unumwunden unsere Meinungen über das Mädchen aus, bis der Professor endlich abbrach, da ihn seine Collegien auf die Universität riefen. Ich begleitete ihn in die Stadt, und vor der Marienkirche schieden wir. Dort sitzen in langen bunten Reihen die Landmädchen und haben Berge von grünem Gemüse feil, mitunter auch wenige Blumen und Früchte. Grünes Gemüse scheint gerade nicht poetisch, aber grün bleibt grün, und grün ist das Leben. Und mein Leben war damals grüner als je! Es war eben hervorgebrochen aus dem Stamme, wie die jungen Blätter an den Linden, die vor dem Portale der Marienkirche standen, und durch die ein feiner Gesang und ein heller Orgelton heraus auf den Marktplatz zogen. Noch gestern hätte mich das alles nicht gerührt, aber heute ging ich ihm in die Kirche nach, — weil er so schön klang. Ich war kaum eine Minute an einem Pfeiler gelehnt, als der Gottesdienst endigte, die Menge von Mädchenköpfen sich erhob, wie Blumen im Frühsonnenschein auf einer Wiese, und in artigen Gruppen und Sträußchen zur Thüre hinauswallte. Ich hatte mich unter sie gemischt, und als ich aufsah, ging ich neben der schönen Nachbarin meines Professors. Wir grüßten uns, mein Gruß wurde lächelnd erwiedert, und so zogen wir durch die Gassen der Stadt zum Thore hinaus, und sprachen von der Ueberraschung des heutigen

Morgens. Ein lauer Wind wehte der Schönen die blonden Locken vom Gesicht und meine süßen Reden in's Herz. Wir waren so vertieft, daß ich, ohne darauf zu achten, in Asael's Garten eintrat, und Helena achtlos mit mir ging, bis mich am Springbrunnen das Plätschern aufschreckte, und ich sie bat, mir meine Unachtsamkeit zu vergeben. „Ei was thut's," war die Antwort, „ich kann schon noch ein Viertelstündchen mit Ihnen plaudern, es redet sich mit Ihnen unendlich leicht. Es ist was Herrliches um studirte Leute. Ein Tuchweber redet vom Tuch, ein Kaufmann von Wechseln und Coursen; Sie aber reden eigentlich von gar nichts und doch von Allem. Erlauben Sie," sagte sie, indem sie mich beim Kinn faßte und mein Gesicht gegen die Sonne wendete, „Sie sehen jetzt viel besser aus, als vor wenigen Wochen in Doberan." „Sahen Sie mich dort?" — fragte ich. — „Ja wohl," versetzte sie, „ich war mit meinem Bräutigam dort, dem langen Peter Teterow aus Malchin, haben Sie ihn nicht gesehen?" — Ich versicherte: „Nein!" — „Ach!" lachte die Blonde, „er trägt Sommer und Winter grautuchene Kleider mit entsetzlich breiten Taschen und arbeitet den ganzen Tag." — „Haben Sie ihn denn nicht lieb?" fragte ich. — „Ich muß ihn ja heirathen," versetzte sie. — „Müssen Sie ihn heirathen?" — „Ja, glauben Sie nicht, daß ich muß?" sagte sie schnell. — „In der Regel kann man Niemand zu einer Heirath zwingen," gab ich zur Antwort. — „Ach! dann heirathe ich ihn

nicht," sagte sie trocken. — „Sie haben also keine Neigung zu ihm?" — „Nein, mein Lieber, gar keine. Es ist gut, daß er heute ankommt, so nimmt die Sache ein Ende." — „Mein Fräulein!" wendete ich ein, „wie voreilig Sie sind! Sie hofften doch von ihm Ihr Glück!" — „Ja wohl!" antwortete sie, „ich hoffte mit ihm ein redliches, reiches Haus zu gründen, stille und friedlich, voll Segen von oben bis unten, hübsche, brave Kinder und ein fröhliches Alter, wie meine seligen Eltern." — „Meine Theure!" sagte ich ernst, „das können Sie nicht mit einem Jeden." — „Sie glauben nicht," erwiederte sie, „was da für Mühe und Sorge dazu gehört, wenn man auch reich ist. Ich habe es in meiner Vaterstadt schon gesehen. Was unser Wohlstand vielleicht erlauben würde, das verwehren alte Gebräuche und Sitten. Geschäftsleute sind strenge Sclaven ihres Geschäftes; was nützt ein großes Vermögen, wenn es in Waaren, Guthaben und Schulden gefesselt liegt, als hätte es der Himmel, wie Loth's Weib, im Umschauen nach Gomorrha, versteinert. Ich weiß noch recht gut, wie ich und mein längst verstorbener Bruder, als wir noch Kinder waren und Wolle abhaspelten, die Sperlinge beneideten, die vor unserm Hause flatterten und schrien! Wir durften nicht hinaus. Ich sehe es Ihren Augen, Ihren muntern Zügen an, daß man viel besser leben kann als ein Tuchweber, ohne gerade ein Tagedieb zu sein, — aber schade, schade, — wir armen Mädchen können nicht studiren, und kommen daher nie auf das

Wahre. Doch jetzt muß ich fort, besuchen Sie uns doch recht bald mit Herrn Asael, der oft zu uns hinüberkommt.“ Damit drückte sie mir lächelnd die Hand, und hüpfte durch die Gartengänge und das Gitterthor hinaus. Am andern Abend führte mich mein Professor, dem ich mein Zusammentreffen mitgetheilt hatte, richtig hinüber in das Haus des Kaufmanns Lindow.

Es war ein schmuckes Haus — an jenem Abende auch ein stilles; nur Wind, der einem nahen Gewitter vorausging, war draußen in den Bäumen und Büschen laut. Nach dem freundlichen Empfange saß Herr Lindow stumm vor einer Flasche Rheinwein, aus welcher er sich ein Glas voll geschenkt hatte, das aber noch unberührt vor ihm stand. Seinem Gesichte fehlte es aber nicht an Spuren, die der Zumuthung, als sei das auch sonst seine Gewohnheit, glühend widersprachen. Herr Asael redete monoton alltägliches Zeug, ich wiegte mich auf meinem Stuhle, Helena saß am Fenster und stickte. Ueber ihr hing die Amsel, die so freudig sang, trotz des Ungewitters, das sich über unsern Häuptern zusammenzog. Vom langen Peter Teterow aus Malchin gab's keine Spur — und doch wußte ich, daß er gestern wirklich angekommen war. Endlich wendete sich Helena gegen mich, und fragte mit einem bedeutenden Blick: „Wollen Sie mit mir in den Garten gehen, Herr Rosenhain?“ — „Mit Vergnügen!“ antwortete ich, bot ihr meinen Arm, und wir gingen hinaus. Sie führte mich stumm durch blumenreiche Hecken und Alleen, voll Duft

und Schatten; der dunkle Himmel hing so tief herunter, ich hatte nicht den Muth zu reden. Endlich standen wir am Rande eines kleinen Teiches — Helena setzte sich auf die steinerne Einfassung des Beckens, ein einzelner Schwan zog herbei, und legte seinen Hals schmeichelnd in ihren Schooß; sie aber zeigte ihm mit einem leichten Achselzucken ihre leeren Hände, worauf er trübe durch die grünen Wogen wieder fortschwamm. — „Ich habe den langen Peter Teterow heimgeschickt," sagte sie, „was gedenken Sie jetzt zu thun?" — „Ich?" fragte ich, und schlang statt aller Antwort meinen Arm um ihren blendend weißen Nacken. Ich versichere Sie, meine lieben Zuhörer! — Die schöne Helena von Malchin war sehr schön. Ich sah sie in diesem Augenblicke doppelt; einmal saß sie, in meinen Arm zurückgelehnt, auf dem Steine, und das zweite Mal schaute sie mit ihren feuchten, blauen Augen aus dem Wasser herauf, von meinem Arm umschlungen — es war, als sänken wir Beide hinab.

„Der Onkel ist traurig, der lange Peter ist traurig, und — ich selber bin recht betrübt — mein lieber Herr Rosenhain — jetzt müssen Sie mich lieben, Sie müssen mich lieben, froh und innig; denn ich weiß nur zu gut — man ist um der Freude willen auf der Welt," sprach die Schöne. So floß Asael's Lehre von den unwiderstehlichsten Lippen. — „Wohl ist der Mensch der Freude willen auf der Welt," gab ich zur Antwort, „nur der Augenblick ist sein, und den muß man genießen; doch

hoffe ich, daß an die Freuden unserer nächsten Augenblicke sich eine lange frohe Zukunft knüpfen soll." Der Wind war stärker geworden, er entblätterte welke und jung aufgeblühte Rosen, wie's eben kam. „Das Alles hoffe ich von Ihnen," flüsterte Helena. „Sie haben es mir überdies schon gestern gesagt, als wir aus der Marienkirche heimgingen. Hätten Sie nicht so geredet, ich hätte den langen Peter geheiratet, und hätte nichts erfahren von dem leichten Glücke der freien Geister, und meinen dunklen Ahnungen nicht vertraut. Es war gut, daß wir zusammen kamen." Sie trug in jener Stunde zwei ganz gleiche Ringe, jeden mit einem blauen Steine, am Finger; davon nahm sie einen, — denselben, den ich hier am Finger trage, steckte ihn mir an, und fragte: „Glauben Sie, daß wir uns je gleichgültig werden könnten?" — „Närrchen!" antwortete ich, „würden wir je uns nimmer lieben, so würden wir leicht und froh auseinander gehen; lieben wir uns immer, so bleiben wir auch beisammen. Die Liebe hängt am sterblichen Theile, jetzt aber sind wir noch jung und schön, und das Leben hält uns enge zusammen. Alle Jahre wird es Frühling und Winter, ob man sich härmt oder freut, und — können Sie sich glücklicher denken, als Sie jetzt sind?" So redete ich noch viel Süßes, sie nickte dazu mit dem blonden Lockenkopfe, lehnte ihre Stirn an meine, und küßte mich lachend.

Das war eigentlich die einzige ungetrübte Stunde in dieser ganzen Liebe, vielleicht gelang es mir nicht

ihren unnennbaren Reiz zu schildern, doch trage ich seinen süßen Eindruck noch immer in meinem Herzen. — Wir gingen in's Haus zurück, und trafen Herrn Lindow und den Professor im lebhaften und heiteren Gespräche; der Kaufmann näherte sich mir wohlwollend — ich merkte, daß Herr Asael zu meinem Lobe gesprochen hatte, — und bat mich, recht oft und bald wieder zu kommen, und jene unbefangene Fröhlichkeit mitzubringen, deren die schuldlose Jugend mächtig ist; dazu sang die Amsel, rauschten die Bäume und dufteten die Blumen im Garten, dazu flüsterte mir Helena die süßesten Dinge ins Ohr, drückte mir die Hand, und ließ so munter die blauen Augen glänzen, daß mir das ganze Haus nicht mehr so schwül und drückend vorkam, wie beim Eintritt, sondern recht heiter und erquickend. Nur eine Person ging mir zur allgemeinen Freude ab, und die war niemand Anderer, als der lange Peter Teterow."

Albertine schien tief ergriffen von der Herzensgüte, welche aus dieser Aeußerung des Studenten hervorleuchtete, und wie uns oft eine schöne Stelle in einem Buche, ohne daß sie trauert oder klagt, die Thränen in's Auge ruft, so glänzten auch jetzt im silbernen Mondlichte zitternde Tropfen an ihren Wimpern. Der Student fuhr aber nach einer kleinen Pause fort: „Darauf empfahlen wir uns, vom Professor schied ich an seinem Gartenthore; zu Hause setzte ich mich an's Gitterfenster hinter die grüne Linde, ließ mir von

meinem Famulus Rheinwein und Pfeife bringen, und wollte mit Gewalt die Neige Wermuth, die mir der Gedanke an den langen Peter in meinen Freudenkelch gegossen hatte, wegtreiben, — aber es ging nicht. Meine Phantasie war geschäftiger, als je. Ich sah mit hellen Augen in das Haus des armen Heimgeschickten zu Malchin hinein, und obwohl ich ihn nie gesehen hatte, stand er doch leibhaft vor meiner Seele; „der lange Peter Teterow, der den ganzen Tag arbeitet". Auch jetzt, so traurig er selbst und so spät es auch am Tage, war er beschäftigt. Er legte nämlich das feine Stück schwarzen Tuches, das er sich zum Bräutigamskleide auserlesen hatte, wehmüthig in das Fach zu anderer verkäuflicher Waare, schlug dann die großen Bücher auf und wollte rechnen — das gelang ihm aber nicht. Endlich ging er in seine Schlafkammer, legte sich zu Bette und löschte das Licht aus. Da hörte ich ihn im Dunklen schmerzlich schluchzen, daß ich, um des trüben Traumes los zu werden, laut anfing, ein lustig Stücklein zu pfeifen — — jedoch — das Schluchzen dauerte fort. Als ich mich erstaunt umsah, gewahrte ich, daß es von meinem Famulus herrührte, der auf einem Stuhl neben der Thüre kauerte, und sein durchfurchtes Gesicht mit den welken Händen bedeckte. „Wagner, was fehlt Dir?" rief ich ihm zu. — „Mein Herr, nichts als das Glück!" gab er mir zur Antwort. „Verzeihen Sie mir, aber ich war gewiß von jeher ein fleißigerer Student, als Sie, mein bester Mäcenas,

und — halten zu Gnaden — zwanzigmal mehr Bücher habe ich durchgearbeitet, als Sie, und ich Armer, ich konnte das Rechte nicht finden, wo darin gestanden wäre, wie man es anzustellen hat, heiter und glücklich zu sein; und Sie, Herr Rosenhain, haben es in den wenigen, die Sie durchflogen, schon gefunden."

„Warum glaubst Du das?" — fragte ich. — „Ei, mein Verehrtester!" versetzte er pfiffig lächelnd, „wie würden Sie denn sonst eine Flasche Hochheimer so hastig leeren, so behaglich den Knaster verdampfen, so lustige Weisen pfeifen, und Sie waren doch sonst auch ein kopfhängerischer Gauch, wie ich." — „Ist's sonst nichts lachte ich — „dann hast Du Dich getäuscht. Nicht alles ist Gold was glänzt." Da fiel der Bursche vor mir nieder, umschlang meine Knie und flehte: „Mein Lehrer, mein Meister! Ich weiß, Sie übertreffen mein Wissen in diesem Augenblicke zu tausend Malen. Sie haben eine ganze Nacht mit dem Professor Asael in seinem Glashause gesessen; ich weiß, der Professor besitzt den Schatz des Wissens, den Talisman, das Buch der Bücher, dessen Namen ich nicht einmal kenne. Sie waren so glücklich — Ihnen hat er es mitgetheilt! Freilich, wie hätte er mich alten Bücherwurm eines so köstlichen Geschenkes werth halten können! aber glauben Sie mir" — und bei diesen Worten erhob er sich voll jugendlicher Kraft und sein Auge leuchtete — „noch kann ich die Welt genießen, deren Reichthum ich ahne, noch kann ich glücklich sein und glücklich machen."

Mich überraschte es angenehm, und bestärkte mich zugleich in meiner Ueberzeugung, daß ich schon zwei Menschen, Helena und meinen Famulus, gefunden hätte, mit derselben, obwohl unentwickelten Gesinnung des allein wahren Satzes: der Zweck des Lebens ist nur die Freude. Ich machte ihn darauf aufmerksam, und leitete ihm mit vieler Bereitwilligkeit die Folgesätze ab, welche die Grundzüge meines Lebens bilden, und die Sie schon kennen, meine lieben Zuhörer. Wagner erhob sich während meiner Rede, nickte zufrieden mit dem Kopfe, griff sich an das Kinn, ja blickte sogar in den langen Pfeilerspiegel, und strich sich die wenigen braunen Haare über die merkliche Glatze. — „Also die Liebe und die Lust," sagte er, „dann aber die Liebe über Alles. Ich will wieder Wein trinken, mir eine neue Pfeife und einen neuen Stock kaufen, beim Einbruche der Nacht, wenn sie die Laternen auf den Schiffen anzünden, am rechten Ufer des Flusses hinausgehen an die See, wo zwischen zwei Linden und zwei kleinen Gärten des alten Folger Fischerhütte steht. Dort hängen die Netze und trocknen, die blonde Margareth bessert die schadhaften aus und singt ein altes Lied, während der Seewind ihr die langen Locken aus dem Gesichte streicht, die Wogen zu ihren Liedern rauschen, die Kähne am Strande ungeduldig an den Ketten zerren, wie rauh gefesselte Herzen, und ferne weiße Segel vorüber fliegen, wie schüchterne Wünsche durch des Mädchens erwachendes Herz." Der Mensch war zufrieden,

ich hatte meine Freude daran, kümmerte mich aber nicht viel um ihn, denn mich zog es mit Gewalt in Helena's Nähe, aus der in jenen Tagen alles ernste Denken entfloh! Der alte Lindow schien aufzuleben in unserer jugendlichen Heiterkeit, immer mehr vergaß er seinen sonst so hoch gehaltenen Rheinwein zu schonen; zuletzt freute ihn das Glas schon nicht mehr, wenn es nicht in lauten Reihen kreiste, es kamen Gelage bis spät in die Nacht, ja zuletzt üppige Feste. Asael war da an seinem Platze, es war, als hätte der Mann die Freude an der Kette, wie die heilige Jungfrau Juliane den „Gott sei bei uns." Ein Wort, ein Lied, ein Schwank von ihm, und man hätte bersten mögen vor Lachen, oder alle Welt vergessen vor gemüthlicher Behaglichkeit. Da stürzte Keiner über den andern her, im Vertrauen auf die Gastfreundlichkeit des Hauses, ihn zu überschreien mit faden und fremdartigen Ideen — es fand sich immer das Rechte gut zusammen; Lindow und ein Paar alte Handelsherren spielten, junge Leute tanzten, sangen oder musicirten. — Helena und ich saßen weit hinten in einer grünen Laube, der ferne Jubel drang durch Mondesstrahlen, Blumendüfte und über Wasserflächen, welche ihn verschönten, zu uns herüber — man vermißte uns nicht — man suchte uns nicht — und kehrten wir wieder zurück, so fragte uns Niemand wo wir gewesen?

Endlich wurden aber die Gesellschaften immer größer, daß uns das stille Beisammensein nicht mehr

recht gelingen wollte. Bald war Der, bald Jener, dem man besondere Aufmerksamkeit aus besonderen Rücksichten zu schenken hatte, — es waren meistens recht hübsche Männer, und wenig einzuwenden; ich vertrieb mir die Zeit, so gut es gehen wollte. Meine früheren Studienfreunde sammelten sich um mich, wir tranken und tollten oft noch, wenn die Damen schon lange aufgebrochen und auch Helena schlafen gegangen war. Ich merkte wohl, daß ich ihr nicht mehr sei, was ich ihr früher war, aber gerade um diese peinigenden Gedanken zu unterdrücken, war ich ausgelassener, als die Uebrigen — und eben eine solche Stimmung veranlaßte uns einst bis an den lichten Morgen zu zechen, so daß die meisten in einem sinnlosen Zustande nach Hause geschafft werden mußten. Auch dem alten Lindow, der, wie es das Alter liebt, den Stärksten unter den Jungen spielen wollte, war es nicht anders ergangen.

Es war am Nachmittage nach diesem Morgen, als ich in meinem dunklen, verhängten Zimmer, das von schwülster Luft erfüllt war, aufwachte. An meinem Bette saß mein Famulus und spielte lächelnd mit einem Kränzchen von Seegras.

„Wie geht's?" rief ich ihn an. — „Gott sei Dank!" erwiederte er, wie aus einem Traume auffahrend, „daß Sie noch leben — wir fürchteten schon Alle, es werde Ihnen ergehen, wie dem alten Lindow." — „Mensch!" rief ich entsetzt, „was ist's mit dem?" — „Nichts ist's mehr" — sagte der Bursche gleichgültig,

„kein Lieben, keine Lust — kein Glück mehr. Er ist noch heute Morgens gestorben. Es soll ein leichter Tod gewesen sein — ein Schlagfluß — er schloß die Augen, wie ein rosenbekränzter Zecher." Ich starrte schweigend vor mich hin. „Und Helena?" — „Die ist auf und davon." — „Was redest Du?" schrie ich auf. — „Es ist, wie ich gesagt habe," fuhr der Bursche fort. „Man will sie heute nach Mitternacht im Mondlichte auf der Warnow zum Hafen fahrend gesehen haben. Sie saß in einem kleinen Kahne, ein junger Mann neben ihr, zwei Schiffer ruderten sie schnell. Heute früh stach ein Schoner in die See, der wird wohl Beide mitgenommen haben. Diesen Brief fand ich heute in unserm Garten, er muß über die Mauer geworfen worden sein." Ich griff hastig nach dem Schreiben, das er mir hinhielt, und brach es auf — es waren die wenigen Zeilen:

„Mein lieber Franz!

„Ich danke Dir für die vielen Freuden, die Du in mir erweckt hast — jetzt gefällt mir ein Anderer besser als Du — auch wollte ich schon lange in die Welt — der geht hinaus und nimmt mich mit. Sei froh — Du bist mir jetzt gleichgültig — warum sollte Dir leid sein um mich? Geh' auch in die Welt, vielleicht finden wir uns irgendwo zusammen und es wachen die alten Flammen wieder auf. Lebewohl!

Helena."

Dies war der kurze Inhalt jenes Briefes. Ich hielt ihn noch zitternd in den Händen, als Asael in's Zimmer trat. „Das ist eine schöne Bescherung!" rief er. „Aber jetzt zeigen Sie sich als von meinem Grundsätzen durchdrungen; das ist ihr Vorzug, daß sie vergessen und dem Mißgeschicke trotzen lehren, da man ein solches gar nicht anerkennt. Was haben Sie verloren? — Ein Mädchen, das Sie nicht mehr liebte — Facit: nichts. — Was haben Sie gewonnen? Ihre Freiheit — eine bessere Wahl. Fort! Hinaus! Reisen Sie!" und so übertäubte er meinen Schmerz — ich richtete mich auf, befahl zu packen und Postpferde für den nächsten Morgen zu bestellen. Der Professor verließ mich nimmer, schilderte mir mit den glühendsten Farben die neuen Freuden, welche mir winken würden, mein junges Herz glühte dem rosigen Morgen entgegen, der uns beim vollen Glase überraschte. Bald darauf Peitschenknall und Posthornklang, und der Reisewagen rasselte in den Hof. Während der Professor sich mit meinem Gepäcke beschäftigte, ging ich noch einmal in den kleinen Garten hinter meinem Hause, den Schauplatz meiner frohen Kinderspiele, und tauchte mit voller Brust in die Wogen der Erinnerung, die aus den Büschen und Blumenbeeten hervorrauschten. Es sagte mir eine Ahnung, ich käme nie wieder zurück in diese stillen Räume - und so wird es wohl auch geschehen. In einer Laube fand ich meinen Famulus, er hatte das Kränzlein von Seegras wieder in der

Hand, und lächelte heiter darauf nieder. „Guten Morgen, Wagner!" sagte ich, „was ist das für ein Kranz?" – „Ach!" versetzte er aufblickend, „Sie wissen noch gar nichts von der Geschichte? Am Abende, als Sie zu dem Feste gingen, an dem der alte Lindow starb, ging ich hinaus in die einsame Fischerhütte des alten Holger, und traf die blonde Margareth, die Netze strickend und singend, im Seegrase am Strande saß. Ich trat zu ihr, bot ihr einen guten Abend, und blickte sie lange an, die schöne blauäugige Blonde, die Blühende — die Junge. Sie sah auf mich den Welken – mir standen die Thränen in den Augen, wie einem Kinde, das vor seinem Christbaume steht. Das Mädchen schwieg — endlich sagte ich: „Jungfrau, ich bin da, Dich zu lieben!" „Ach! Ihr seid ja schon alt," redete sie. — „Dreißig Jahre," sagte ich, „ich sehe nur so alt aus, weil ich noch nie geliebt habe." – Da schaute mich das Kind recht ernst an und sprach: „Da hättet Ihr Euch nicht in mich verlieben sollen, bei unserm Hause ist kein Glück. Ich hatte drei Schwestern, sie sind alle ertrunken, sobald sich ein Mann in sie verliebte — die Nachbarn sagen, wir hätten jede unsern Bräutigam in der See. Geht, Ihr habt mir den Tod gebracht, aber ich will Euch nicht zürnen. Ich habe mich immer gefürchtet, sterben zu müssen, ohne geliebt worden zu sein. Jetzt habe ich Beides, Liebe und den Tod. Ich will Euch noch vom Seegrase, in dem ich sitze, ein Kränzlein flechten zum Andenken — dann geht —!"

Sie begann nun die traurige Arbeit. Während sie flocht, flogen weiße Möwen im weiten Kreise über unsern Häuptern — als tauchten grünhaarige, bleiche Meergötter aus den Fluthen, und sängen und riefen, so schäumten und rauschten die Wellen — da war das Kränzlein fertig, sie gab mir's und sagte: „Ich danke Euch für Eure Liebe!" darauf sprang sie in einen Kahn, und ruderte dem Schifflein ihres Vaters entgegen, der eben vom Fischfang heimkehrte. Kaum war sie aber etwa hundert Faden vom Lande, so fuhr ein lauter Windstoß in die See; ich sah, wie weiße Arme in ihr Fahrzeug griffen und sie hinabzogen in die Fluth. Sie hatte ihre blauen Augen zu mir gewendet und streckte ihre Arme nach mir aus, als sie versank. — Das ist der Kranz — ich habe meine Freude daran. Ja, Sie hatten Recht, ohne Liebe ist das Leben leer." Ich drückte ihm die Hand und ging. Wenige Minuten später rollte ich aus den Thoren von Rostock.

Der Erzähler schwieg jetzt tief ergriffen, und die Zuhörer mochten ihn daher nicht zur schnelleren Rede mahnen, so sehr sich auch dieses dunkle Gewebe von Begebenheiten in jenem schwarzen Faden zu entwirren schien, der sich durch die heiteren Tage der Schloßbewohner von Calliano geschlungen hatte. Endlich nahm Franz wieder das Wort: „Nichts von meinen Flügen durch Deutschland — jede Freude, die ich genoß, mußte ich kaufen; ich trachtete meiner Maxime nach, immer fröhlich zu sein, und wurde eben unter diesen

Verhältnissen, wie es immer zu gehen pflegt, statt eines frohen Menschen ein flacher. Könnte ich euch jetzt wiedersehen, ihr lieben Thürme und Erker von Nürnberg, ihr blauäugigen Mädchenköpfe mit den blonden Heiligenscheinen! Da aber, wie ich meine, nur im augenblicklichen rapiden Genusse die Seligkeit des Lebens besteht, und um diese frommen Herzen ein frommes Dienen im Dome der Liebe ziemt, so flog ich bald, vielleicht nur allzubald, aus den Thoren der alten Reichsstadt, und schaute wenig zurück auf den schönen Sebaldusthurm und die hohen braunen Ziegeldächer. Ich hätte vielleicht in Nürnberg bleiben sollen und dienen, wie so Viele. Vielleicht säße ich jetzt mit einer schönen Frau am spiegelhellen Fenster, und schaute auf die Menge hinab, die in den Straßen wallt, und mancher freundliche Gruß tönte herauf aus dem rauschenden Strome, statt hier an den Ufer der fremden Etsch und bei Ihnen, meine lieben Gastfreunde, die vielleicht den S[illegible] über mein Herz brechen. Ich will von Wien reden, dem großen, steinernen Wien, der Stadt des Genusses, die längst die trauten Formen des Alterthums abgestreift hat, im Wechsel der Tage, die sich gedankenlos Alles geben und gleichgiltig Alles nehmen läßt, das gute Wien. Es war in der Oper, als ich in der Loge neben mir eine bekannte Stimme hörte. Als ich mich umwendete, blickte ich in das Antlitz der schönen Helena von Malchin. Sie hatte viel gelebt — an ihrer Seite saß ein junger Mann, wohl lange nicht

mehr derselbe, der auf jenem Schoner mit ihr von Rostock segelte. Sie erkannte mich gleich und fragte: „Wie geht es, mein Lieber?"

„Gut," antwortete ich, „und wie unterhalten Sie sich?"

„Besser als je," — war die Antwort, „Dank Ihren lustigen Lehren! Was gibt es Neues in der Heimath?" — „Darum muß ich Sie fragen!" — „Wenig!" sagte sie, „der lange Peter Teterow hat seinen grauen Rock ausgezogen, und ist in den Malchiner See gesprungen." — Ich wendete mich schaudernd ab. — „Wohin geht Ihre Reise?" fragte sie mich wieder. — „Nach Italien," war meine Antwort. — „Und ich gehe morgen nach Salzburg. Auf Wiedersehen!" — Eben fiel der Vorhang, sie stand auf, und verließ das Haus. Am andern Tage reiste ich ab. Ich sah und hörte nichts mehr von ihr, als erst aus Ihrem Munde, Herr Amtmann! Jetzt ist die Reihe zu erzählen, an Ihnen!"

Der Gefragte sah nun mit dem bedenklichsten Gesichte vor sich hin, dann warf er einen scheuen, fast bittenden Blick auf den alten Thurm hinüber, und begann endlich mit zitternder Stimme: „Es war am zweiten März dieses Jahres, als der Landgerichtsdiener in mein Zimmer trat und mir die Anzeige machte, daß zwei Gendarmen eine paßlose Person eingebracht hätten, welche an der Etsch händeringend auf und niederging. Ich ließ sie vor mich bringen, und erstaunte

sehr über die seltsame Erscheinung. Eine feine, niedliche Gestalt, offene, goldene Haare fielen über ein edles, aber gramzerstörtes Antlitz herab; sie trug ein schwarzes Kleid vom schwersten Seidenstoffe, aber Füße und Hände waren bloß, nur an der Rechten trug sie einen Ring mit einem blauen Edelsteine, ganz wie der, welcher an Ihrem Finger glänzt, Herr Rosenhain. Ich mochte sie fragen, um was ich wollte, so bekam ich keine andere Auskunft, als: sie sei die schöne Helena von Malchin, und suche den nächsten Weg nach Rostock. Sie verlangte schleunigst wieder losgelassen zu werden, und als ich ihr bedeutete, daß sie so lange in unsern Händen bleiben müsse, bis man Bestimmtes über ihre Person ermittelt habe, und sie noch einmal fragte, wer sie sei, und wie sie heiße, so gab sie mir heftig zur Antwort: „Ich heiße und bin die schöne Helena von Malchin; fragen Sie nach, im halben Mecklenburg bin ich bekannt. Wenn ich aber hier noch länger aufgehalten werde, so nehmen Sie die kleine Brieftasche, und schicken dieselbe an die Mutter des jetzt verstorbenen langen Peter, der den tollen Sprung in den Malchiner See gemacht hat.“ Sie übergab mir mit diesen Worten ein Portefeuille, in der sich die Summe von vielen Tausend Franken in Wechseln, auf die besten Häuser in Genua lautend, befand. Ich schloß daraus und aus der Zartheit ihres Körpers, so wie aus der feinen Weise, sich zu benehmen, daß sie einer bessern Herkunft sei, und ihr schwerlich ein Verbrechen zur Last fallen dürfte, obwohl noch

immer das räthselhafte Dunkel über ihrer Person schwebte. Ich schrieb nun an die Behörden zu Genua und zu Malchin, wies ihr ein besseres Zimmer an, dort nämlich im obern Stockwerke jenes Thurmes, in dessen Erdgeschosse die Arrestanten des Landgerichtes sich befinden, ließ sie täglich von einem Arzte besuchen, und auf's Beste verpflegen. Es war augenscheinlich, daß stiller Wahnsinn ihren Geist zerrüttet hatte; sie saß den ganzen Tag schweigend am Fenster, kämmte ihre langen goldnen Locken, faßte Jeden, der zu ihr in's Zimmer trat, freundlich bei der Hand und sagte: „Nicht wahr, es ist nicht zu verkennen, ich bin die schöne Helena von Malchin?" Als gegen März heitere, warme Tage kamen, gestattete ich ihr, sich hier im Schloßgarten zu ergehen, wobei sie die Frau des Gerichtsdieners begleitete. Eines Tages aber schwang sie sich wie der Blitz über die Mauer, kletterte hinab und lief in den längst verwilderten Park, der hinter dem Schlosse sich ausdehnt. Das Weib machte Lärm, ich schickte Leute nach allen Richtungen aus und hoffte, man werde sie bald wieder finden. Man fand sie aber nicht mehr. Wenige Tage waren nach diesem Ereigniß verflossen — Sie, Herr Rosenhain, kamen eben zu uns — als am frühen Morgen der Gerichtsdiener leichenblaß mit der Botschaft in mein Zimmer stürzte: heute Nachts um zwölf Uhr sei die schöne Helena wieder in ihrem Zimmer gewesen. Als er die Runde um den Thurm machte, habe er sie im Mondlichte am Fenster gesehen. Sie kämmte ihre

goldenen Haare und weinte dabei. Er könne bei seiner Seligkeit versichern, er habe am Abende alle Thüren mit eigener Hand versperrt. Sie soll jetzt allnächtlich ihre Besuche wiederholen. Bedächtige Männer haben sich von der Wahrheit der Sache überzeugt; ich selbst habe mich nie hingewagt, da ich den Schrecken fürchte. Die Arrestanten sagen aus, sie hören immer um die Mitternachtstunde Thüren auf- und zuschlagen, dann schleppt es sich mit schweren Schritten an ihren Zellen vorbei und die Stiege hinauf mit leisem Gewimmer — die Hunde heulen." —

„Ich muß nach Hause!" schrie hier der Student entsetzt auf, nahm seinen Hut und rannte aus dem Garten. Alle blickten ihm verwundert nach, die Schloßuhr schlug Eilf. Auch Pater Anselm empfahl sich, und der Amtmann und Albertine begaben sich ängstlich schweigend in's Schloß zurück. Als aber der Geistliche unten im Dorfe an der Thüre seines stillen Pfarrhauses stand, wandte er sich noch einmal gegen das Schloß, das majestätisch hineinragte in die mondlichte Luft. Er schlug das Zeichen des heiligen Kreuzes gegen das stattliche Gebäude und sprach: „Lasse, o Herr! den Segen des Himmels über Deine Diener hereinbrechen mit dem heiligen Pfingstmorgen, und vergib in Deiner unaussprechlichen Milde denen, die dich nicht erkennen!"

Albertinen's und des Amtmannes Lichter waren kaum verloschen, so pochte es an der Thür des Gerichtsdieners, der im Erdgeschosse des alten Thurmes zu Calliano wohnte. „Die schöne Helena!" rief die Frau und bekreuzte sich. — „Es ist noch nicht ihre Stunde," versetzte ihr Gatte, seine innere Scheu bemeisternd, und sprang aus dem Bette; da pochte es wieder. „Wer ist draußen?" schrie der Gerichtsdiener. — „Macht auf, Leonhardt!" tönte es zurück, „der Studiosus Rosenhain aus Rostock ist draußen." — „Gleich, gleich, verehrter Herr!" versetzte Leonhardt, der die Stimme und den Namen wohl kannte, gedämpft und dienstfertig, brachte Licht zu Stande und eilte mit den Schlüsseln zur Thurmpforte. Als er aber den Flügel geöffnet hatte, hing sein Auge gebannt an einem furchtbaren Anblick. Um die westlichen Bergeshöhen zog sich ein gelbrother Lichtschein, den helle Blitze durchschnitten und auszackten; tief im Hintergrunde rollte der Donner, und in den nahen Felshörnern pfiff der Sturm. Immer näher und näher rauschte sein Fittig, mit ihm zog der rothe Feuerschein über den ganzen Horizont; die dunklen Bäume schwankten im Winde, Gras und Blumen lagen von der schwülen Hitze zu Boden gedrückt. So lehnte auch der Studiosus, gebeugt und mit flatternden Haaren, an dem steinernen Thürpfosten. Der Regen, der eben zu strömen begann, schlug ihm in das bleiche Gesicht, die Thränen des Himmels netzten seine Wangen.

„Was befehlen Sie, lieber Herr Rosenhain,' noch so spät in der Nacht?" fragte jetzt Leonhardt, den Studenten leise auf die Achsel klopfend.

„Ach!" versetzte der, „schon hier, guter Freund? Was ich wünsche? Ein Nachtlager oben im Thurme. Ihr wißt es, ich habe eine gute Stunde zu meiner Wohnung, und ich mag den Weg bei diesem Unwetter nicht wagen." — „Mein Gott!" entgegnete Leonhardt, „in meinem Zimmer finden Sie weder Raum noch Bequemlichkeit." — „Davon ist auch gar nicht die Rede," unterbrach ihn Franz. — „Ach! und die Arreste sind alle voll!" entschuldigte der Andere sich verlegen. — „Alle?" fragte Franz. „Gut! Aber im obern Stockwerke scheint es ja recht wohnliche Zimmer zu geben?" — „Nur eines," antwortete Leonhardt schnell. — „Führt mich hin und zaudert nicht länger," eiferte der Student und trat, den Alten auf die Seite schiebend, in den Gang. „Oder glaubt Ihr, ich soll da in Wind und Wetter campiren, oder in finstern Hohlwegen mir den Hals brechen? Wie mögt Ihr doch so unchristlich sein!" — „Um Gottes willen, lieber Herr!" stammelte Leonhardt in der größten Angst, den Forteilenden beim Arme fassend, „lieber lege ich mich mit meinem Weibe unter die Dachtraufe, und räume unser Bett, ehe ich Ihnen gestatte, in jenem Zimmer zu übernachten, wo der leidige – Gott sei bei uns! sein ruchloses Spiel treibt." Der Student hatte bei diesen Worten dem Alten die Laterne aus der Hand gerissen und eilte in den

finstern Gang hinein. Links und rechts waren die Gefangenen von dem ungewohnten Lärmen wach geworden, und rasselten mit ihren Ketten — jetzt ersah Franz die Stiege, sprang hinauf und trat in die einzige Thüre des oberen Geschosses. Unten schlug der Gerichtsdiener seine Thür zu, die Nachmitternachtsstunde hatte ihm allen Muth genommen, dem kühnen Eindringling zu folgen. Der hatte seine Laterne auf den Tisch des mit einem Handstreiche gewonnenen Zimmers gestellt und maß nun mit langen Schritten die letzte Wohnung seiner ersten Geliebten. Es sah hier recht aus, wie an einem Ort, von dem der Mensch seine pflegende Hand abzieht. Zerrissene Tapeten, gebrochene Stühle, bestaubte Kästen — ein kleines Bett — man konnte nicht daran denken, hier zu bleiben. Unter der steinernen Fensterbrüstung wogten Reben und Baumwipfel, die grünend herauf reichten, vom Winde gepeitscht wie sturmbewegte Wellen, auf und nieder, und der gelbe Feuerschein, der oft darüber hinzuckte, schien unserm Studenten der letzte Strahl der schnell zu Grabe gesunkenen Sonne seines Glückes. „Es war auch am steinernen Rande grüner Wellen,“ sagte er zu sich selbst, „da Du, Helena, an meiner Brust lagst und zu mir von Deiner Liebe sprachst. Wieder am Rande grüner Wogen hoffe ich Dich heute zu sehen — Du wirst doch kommen, wenn Dein Geliebter Deiner harrt?“ Darauf versank er in dumpfes Sinnen, plötzlich aber schlug er sich vor die Stirne und lachte hell auf. „Wie

konnte mich das Geschwätz eines befangenen Greises und eines leichtgläubigen Mädchens so aus meinem frohen Gleise bringen? — Asael, Asael, Du hast einen schwachen, aber treuen Schüler gezogen. Hat meine Liebe in jenen Tagen die schöne Helena nicht gehegt und gepflegt, wie eine Mutter ihr liebstes Kind — und habe ich ihr nicht die besten Wünsche nachgesendet, als sie mich verlassen — wo ist, mein Herz, Deine Sünde? Konnte ich ihre Wege behüten? Lebt sie, und kommt sie diese Nacht wieder — o so soll sie den alten Liebesfrühling in meinen Armen wiederfinden — denn es drängt mich wieder an ihr Herz! Lebt sie nimmer — dann kommt sie auch nimmer, kann nicht wieder kommen." Mit diesen Worten warf sich Franz in einen Sessel, der am Fenster stand, und schaute in das Thal hinab. Das Gewitter war wie weggezaubert; die mildgewordenen Winde trugen, statt Regen und Donnerschall, nur Orangen- und Blumendüfte zu ihm herauf, die grünen Reben und Blumenwipfel vor dem Fenster fluteten leise, leise durch einander, und der silberne Mond schwamm auf ihnen, wie jener Schwan auf dem grünen Teiche im Garten des verstorbenen Kaufmanns Lindow zu Rostock. „Ich habe wohl auch meine Sünden," dachte Franz — der Blick in's Freie hatte seine Seele erweicht — „und ich möchte sie büßen. Sie wird nicht ausbleiben, die Zeit meiner Leiden, doch wo — wo bleibt dann, Helena, Dein blauer Blick, der mich tröstet?"

Als er sein Auge niederschlug, lag Helena's Ring auf dem Fenster, und der blaue Stein leuchtete ihm zu. Ja, es war ihr Ring — denn seinen gleichen trug er noch am Finger. — „Helena!" rief er, und der Liebe Glut durchdrang den Ton seiner Stimme. „Franz!" hauchte über ihm ein geisterhafter Laut. Er hob sein Haupt — da rollten Helena's goldene Locken leise herab über seine Stirne, ihre blauen Augen schwebten schimmernd nieder, und ihre Lippen sanken auf seinen Mund. Es rieselte kalter Todesschauer durch sein Gebein. — „Lebst Du?" rief er zitternd. Da legte sie den Finger auf den Mund, nahm ihren Geliebten bei der Hand, und führte ihn aus dem Gemache — es hemmten ihre Schritte weder Thüren noch Thore — schlich mit ihm durch die Pappelallee, durch Blumen, Disteln und Gesträuch um's Schloß herum, bahnte mit ihrer zarten Hand einen Weg durch's Dickicht, bis sie an einem kleinen Teiche des verwilderten Schloßparkes stand. Dort blickte sie starr in die Fluth, bis ihre klaren Augen übergingen, dann setzte sie sich auf die steinerne Einfassung und weinte bitterlich. Ein einsamer Schwan kam herzugerudert und legte schmeichelnd seinen sanft gebogenen Hals in ihren Schooß. „Was weinst Du, meine Geliebte?" fragte Franz. Da trocknete sie sich die blauen Augen mit den blonden Locken, und lächelte ihn an. —

Bald aber sprach sie wehmüthig: „Es zieht und treibt mich hin, wo ein tiefes Wasser im Mondschein

glänzt. Es neigt und beugt mich nieder, bis ich hinein schaue in die Wellen, und immer liegt unten am Grunde der lange Peter Teterow, und streckt seine Arme nach mir herauf. Oft bin ich hinunter gesprungen, immer aber trug er mich wieder herauf, und setzte mich an's Ufer und sprach: „Bringe Deinen Buhlen mit, daß Du glücklich seist, ich wollte Dich auch glücklich machen im Leben, aber Du glaubtest mir nicht. Bringe ihn mit, wir wollen dann friedlich beisammen ruhen. Siehst Du, Franz, dort sitzt er wieder unten in den Lotoswurzeln in seinem grauen Rocke und hebt die Arme. — Komm mit mir, Franz, zur Ruhe!" —

„Ich will gerne mit Dir gehen aus dem Traume dieses Lebens, eine traumlose Nacht zu verschlafen; es sehnt sich mein Herz nach der Ruhe da unten. Aber Eines, Eines mußt Du mir sagen. Werth ist dem Menschen seine Hoffnung, denn sie gebiert seine Pläne; werth ist dem Menschen seine Liebe, denn sie ziert seine Tage; aber werther noch ist ihm sein Glaube, denn er ist seine Kraft. Wohl dem, der glaubt und nicht irrt. Schlinge Deine Arme um mich, tritt mit mir an den Rand des Wassers, schon hebt sich mein Fuß zum Sprunge; jetzt sage mir nur das Eine: Lebst Du noch, die ich hier im Arme halte!?" —

Da schüttelte die schöne Helena von Malchin ihr bleiches Haupt, und ein lauter Weheruf gellte von dem Munde ihres Geliebten.

— Der Morgen des ersten Pfingsttages war angebrochen. Wer zählte die neu aufgeblühten Blumen und Herzen, die ihn begrüßten; wer möchte die Stimme seines Lieblingssängers aus dem Chore erkennen, den tausend und aber tausend Kehlen im grünen Walde, im lichten, windbewegten Gesträuch an der Etsch anstimmten! Alles duftete schöner, glänzte und klang heller, selbst die fernen Berge schienen in dunklerer Bläue näher heran zu rücken, begünstigt von der durchsichtigen Luft, in der noch die Wasserdünste des nächtlichen Wetterregens schwammen. Die Gemeinde von Calliano hatte sich in der alten, mit Blumenkränzen frühlingsprächtig geschmückten Kirche versammelt, und Pater Anselmus segnete, im Festgewande und das rosengezierte Venerabile in den Händen, ihre frommen Herzen; aber mit Befremden vermißten die guten Landleute im Oratorium neben dem Hochaltare den alten Amtmann und die allverehrte Albertine. Auch der Pfarrer hatte nach geendetem Gottesdienste nichts Eiligeres zu thun, als in's Schloß hinaufzugehen, um den Grund des unterbliebenen Kirchenbesuches zu erfahren. Als er den Schloßberg hinanstieg, sprengte ihm der Wundarzt auf seinem Rößlein in hastiger Eile vor, ohne rechts und links zu schauen, und vermehrte nur seine bange Neugierde. Er verdoppelte seine Schritte, flog die Stiege hinauf, und trat durch das Vorgemach in die Wohnung des Amtmannes, aber schon im ersten Zimmer erschaute er das gefürchtete Unglück. Auf dem

Bette lag regungslos Franz Rosenhain. Es war aber schwer zu unterscheiden, ob es ein todter Jüngling oder ein schlafender Greis sei; die eingefallenen Wangen, die gealterten Züge und die von matten Athemzügen nur schwach gehobene Brust glichen eher dem zweiten Bilde.

Der Wundarzt war mit Wiederbelebungsversuchen des Unglücklichen beschäftigt; von Schmerz und Schrecken gelähmt, stand der alte Amtmann an seiner Seite.

„Er lebt und bald wird er die Augen aufschlagen,“ sagte der Arzt, und ehe er noch geendet, hoben sich die Augendeckel des Kranken. Ohne Ausdruck starrte er vor sich hin. Albertine, die eben in's Zimmer trat, schauderte vor diesem Blick zusammen; ihr war es, als schauten diese furchtbaren Augen die Qualen einer anderen Welt; und so blieb der Student regungslos, an allen Gliedern gelähmt, liegen durch viele Tage; nur wenig Kraftbrühe, die man ihm einflöste, fristete sein Leben, oder sein Schweben zwischen Sein und Nichtsein. Sein Leiden lag wie eine Gewitterwolke auf den stillen Tagen des Amtmannes und der guten Albertine, die von des Unglücklichen Seite nicht wich. In jenem schrecklichen Zustande, in dem ihn Pater Anselmus traf, hatten ihn Landleute, die zur Kirche gingen, am Ufer des Teiches im alten Schloßgarten gefunden. Er lag mit dem Gesichte am Boden, vom Regen und Thau durchnäßt.

Es war schon gegen Ende des Julius, als sich sein Zustand besserte; das wilde Feuer seiner Augen

verlöschten unaufhaltsam hervorbrechende Thränen, langsam schwand die Lähmung seiner Glieder; auch wehten oft leise Worte von seinen Lippen; doch leider waren seine Reden nur Ausgeburten eines stillen Wahnsinnes: „Wie süß ist es, hinunter zu sinken in den Armen der Liebe durch die Fluthen des Todes.“ Diesen Satz wiederholte er am öftesten. Oft aber schrie er wild auf: „Asael, Asael, warum hast Du mir meinen rechten Glauben geraubt, mein gutes Herz, meine Nächstenliebe, meine Seligkeit; um eine rothe Rebhuhnpastete und einige Gläser Hochheimer habe ich mein Herz verhandelt, die schöne Helena gab ich mit in den Kauf. Elendes Leben ohne ewige Liebe! Mephisto! Mephisto!“

Es war wieder eine lange Zeit vergangen, und des Studenten Qualen noch immer nicht milder, als an einem trüben Septemberabend Albertine ganz allein an seinem Bette saß, und er wieder ausrief: „Wer gibt mir meinen rechten Glauben, mein gutes Herz und meine Nächstenliebe wieder!“ Da versetzte sie bewegt von seinem Jammer: „Ich, mein guter Franz.“

„Du?“ sagte er, und richtete seine Augen fest auf sie; sie strahlten in milderem Glanze, wie noch nie seit dem letzten Frühlinge. „Du?“ fragte er wieder, und hob seine Hand, die er doch sonst kaum zu bewegen vermochte, und faßte damit des Mädchens Rechte. Albertine wußte nicht wie ihr geschah; der Student wandte sein mildgewordenes Auge nicht mehr von ihr

ab, bis es ihm in später Nacht im Schlummer zufiel. Aber mit der nächsten Morgensonne ging es wieder auf, und suchte und fand wieder sie, die ihm so Großes versprochen. — Was alle Arzeneien nicht vermochten, schienen jene Balsamtropfen aus einem schönen Herzen rasch zu erzielen. Wie das Oel die Wogen des Sturmes glättet, so schwand allmählich der Wahnsinn von dem Kranken. Er sprach oft zusammenhängende Sätze mit gutem Sinne, der freie Gebrauch seiner Glieder kehrte nach und nach zurück, und endlich war er wieder ein Wesen, das fühlte und dachte.

Am Weihnachtstage hatte man ihn zum ersten Male in einem Lehnstuhle an's Fenster gerückt; mit schwacher Kraft hob er sein Haupt und schaute hinaus. Es glänzte das schneebedeckte Thal, von schwachen Sonnenstrahlen und dem Klange der Mittagglocke durchzogen. Der Student fuhr sich mit der abgemagerten Hand durch die grau gewordenen Haare und seufzte: „Albertine! es ist Winter geworden. Wo ist meine gute Jahreszeit hingekommen, vielgeliebte Freundin?! —"

„Franz," versetzte diese, selbst zu Thränen bewegt, und doch bemüht ihn zu erheitern; „lassen Sie sich durch die Sorge um Vergangenheit und Zukunft nicht Ihre erträglichen Augenblicke trüben, denken Sie an Ihre eigenen Lehren."

„Genug," unterbrach sie da Franz, und ließ sein Haupt auf die Brust sinken, „nichts mehr davon — meine

Lehren sind falsch und sündig. O, es gibt eine Zukunft, deren Glück man sich erobern muß, wie den Genuß des Augenblickes; Albertine, ich habe einen Blick in jene Welt gethan. Es hängt Wort an Wort, That an That, Leben an Tod und ein ewiges Leben an Allem. Sie glauben, und Sie glauben recht. Wie hätten Sie sonst ausharren können bei mir, da Sie mich nicht liebten, da Sie mich nicht einmal achten konnten. Wie Sie so schön vor mir stehen! Kindisch genug fallen mir jetzt die Christbäume meiner Kindheit ein, voll Lichter und Freuden. Niederknien möcht' ich unter den grünen Tannenreisern und dem heiligen Kind danken für die schönen Gaben – aber ach! längst weiß ich kein Gebet mehr; — sprechen Sie mir eines vor." Und sie sprach ihm eines vor, und er betete mit. Es war bald zu Ende. — Er sagte: „Ach! am Beten allein liegt's auch nicht, es liegt am Herzen und — an der Liebe!"

Es lag ein großer Schatz von Wissen und Weisheit in seiner Seele. In den stillen Winterabendstunden hob Albertinen's reine Hand goldene Barren aus der Tiefe seiner Seele. Auch las sie ihm gerne vor, denn schöne Bücher liebte er innig. Oft winkte er ihr nach einer schönen Stelle mit der Hand — dann schwieg sie, und er träumte sich in die Wunderwelt des Dichters

hinein. Obwohl er schon ein schwacher, hinschwindender Mensch war, mahnte doch Albertinen in jenem Augenblicke sein Anblick an seine guten Zeiten, wo er noch blühend am Gartenteiche des Kaufmannes Lindow mit der schönen Helena von Malchin saß. Wenn er dann ihre Hand mit leisem Drucke faßte, da war es ihr, als sei sie selbst jene unglückliche Blondine, und es schwimme der weiße Schwan hinzu, und lege schmeichelnd seinen weichen Hals in ihren Schoß.

Der Kranke erlebte noch den Frühling — als man ihn das erste Mal in seinem Lehnstuhle in den Garten trug, und in der Nähe eines vollen Rosenbeetes auf den grünen Rasen setzte, war ein schöner Maitag. Es war eben Mittag vorüber, und das Thal voll warmer Luft und heiliger Stille. Selten hob sich ein Nachtigallenschlag aus dem Walde, oder ein Schmetterling aus den Rosen. Der halbverfallene Gefängnißthurm war von Ephen bedeckt. Franz schaute auf das bekannte Fenster hinüber, wo die goldenen Sonnenstrahlen im grünen Laube wie blonde Haare glänzten. „Ich komme bald!“ hauchte er mit leiser Stimme hinüber, und wandte sich zu seiner schönen Pflegerin: „Lesen sie doch weiter, wo Sie gestern stehen blieben, meine Treue.“ Albertine las weiter aus Rückert's Brahmanen-Weisheit:

Gott leitet wen er will, und lässet irre gehen,
Und selbst für seinen Weg muß Jeder Rede stehen.

Was also bleibt Dir, als um Leitung ihn zu bitten:
„Herr! überlaß mich nicht den eignen irren Tritten!

Ja wohl! Mein Rath allein kann irre geh'n, nicht Deiner;
Drum soll Dein Rath allein an mir ergeh'n, nicht meiner."

„Genug!" unterbrach sie hier Franz, „das sei die letzte gute Lehre aus Ihrem schönen Munde, die ich auf dieser Erde höre. Es dürfte kein passenderer Schluß für mein bewegtes Leben zu finden sein, als diese Verse, die sich eben so gut zu meinen ersten Tagen als Motto, wie zu meinem letzten als Moral schicken. Ja — mich ließ er irre gehen — und bald werde ich Rede stehen für meinen Weg. Ich hatte schöne Tage in meinem Leben, und meine Bahn war reich — bei Gott! — wenn ich zurückdenke, ich hatte einen schönen Fehler, der war an allen meinen Leiden schuld. Ich liebte so sehr die schönen Menschen, leider war mein Auge zu schwach, die wahre Schönheit — das Dauernde im Wechsel zu erkennen, denn ich unterließ um seine Leitung ihn zu bitten. Ich muß über mich ausrufen, wie der Prophet Baruch über sein Volk: „Woher kommt es, Israel! daß du in deiner Feinde Land bist? In einem fremden Lande bist du veraltet und unter die Todten geworfen. Du bist verglichen denen, die in die Hölle hinabfahren. Daher kommt es, daß Du die Brunnen der Weisheit verlassen hast; denn hättest du

auf der Straße Gottes gewandelt, so wärest du fröhlich sicher im Lande. So lerne wo Vorsichtigkeit sei, wo Tugend und Verstand, daß du wissest, woher das lange Leben und Nahrung, das Licht der Augen und Friede herkommen."

„O das schöne Licht der Augen!" fuhr der Student fort, indem er Albertinen's Hand aus der seinen ließ, und Alles um sich vergessend, die schwachen Arme ausbreitete gegen den sonnenhellen Himmel — „o das schöne Licht der Augen, das Wald und Feld und ihre Farben spiegelt! o das schöne Licht, das aus schönen Augen liebevoll seinen Segensstrahl in unser Herz senkt! — Wer könnte mir noch Liebe schenken? ich bin ein krankes sterbendes Wesen, das sie jetzt und nimmer zu vergelten im Stande ist. Und doch ist Frauenliebe das schönste Glück, und nur Einer ihrer Strahlen, den ein schönes Auge auf mich niedersenkt in meiner letzten Stunde, nur Eines ihrer Worte, das ein theuerer Mund niederhaucht auf mein sterbendes Haupt, sie könnten mich versichern, daß es ein unvergängliches Leben des reinen Geistes gibt."

So sprach der Student. Seine Stimme war schwächer geworden, er senkte sein Haupt und schloß die Augen.

Albertine stützte ihre Arme auf die Lehne seines Stuhles — sie neigte sich über ihn, daß ihre braunen Locken auf seine bleiche Stirn niederwallten, und sprach: „Du schöner Geist, im Feuer des Schmerzes geläutert,

Tag für Tag erstrahlst du in schönerer Klarheit! Mit Freuden folge ich dem Fluge deiner Gedanken, und stille Liebe drängt das meine an dein verglühendes Herz!" — Die letzten Worte weckten den Schlummernden, er hörte sie noch, und ward ihrer froh. Fruchtlos strengte er sich an, sie zu erwiedern. Die Sprache versagte ihm den Dienst. Da trat der Arzt in den Garten „Fräulein, die Schatten werden länger, und von den Bergen weht eine kühle Luft. Es ist Zeit, daß wir den Kranken zur Ruhe bringen." Das Fräulein suchte nun den Schlummernden zu wecken, es gelang ihr aber nicht mehr. — Zwei Tage darauf brachte man ihn dennoch im Kirchhofe von Calliano zur Ruhe.

K. k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.
Papier der Schlöglmühl.

Salon-Bibliothek.

„Zu guten Stunden von guten Meistern."

Ungeachtet der oft vernommenen Klage über die geringe Kauflust des deutschen Lesepublicums ist es eine feststehende Thatsache, daß literarische Erscheinungen, die zugleich der Unterhaltung und der geistigen Anregung dienten, ohne die gerechten Anforderungen an eine geschmackvolle äußere Ausstattung zu vernachlässigen, sich immer noch einen weiten Kreis anhänglicher und verständnißvoller Freunde erworben haben. Namentlich gilt diese Thatsache von den sogenannten „Bibliotheken", die als Sammelwerke nach Form und Inhalt der herrschenden Geschmacksrichtung entsprachen und die Befriedigung edler literarischer Bedürfnisse sich zur Aufgabe setzten.

Aus solcher Wahrnehmung ist der Gedanke hervorgegangen, die hiemit angekündigte „Salon-Bibliothek" zu gründen, und nicht einen Augenblick ist bei der beharrlichen und sorgfältigen Vorbereitung dieses Unternehmens dem Herausgeber die freudige Zuversicht abhanden gekommen, daß es ihm gelingen werde, in treuer Arbeit und liebevoller Hingebung an die literarischen Bedürfnisse des Publicums ein Sammelwerk zu schaffen, das dem deutschen Schriftthum nicht zur Unehre gereichen wird. —

Zur Mitwirkung werden sich die bestberufenen Schriftsteller vereinigen, und schon die einfache Aufzählung der Namen, welche die Zierde der „Salon-Bibliothek" bilden, kann

eine Bürgschaft sein nicht bloß für den Ernst und die hochgerichtete Intention des Unternehmens, sondern auch für die strenggesichtete Auswahl dessen, was die „Salon-Bibliothek“ ihren Freunden und Gönnern zu bieten gedenkt.

Damit es an angenehmer Abwechslung nicht fehle, soll von der „Salon-Bibliothek“ nicht blos das rein belletristische Genre der Romane, Novellen, Gedichte, Aphorismen gepflegt werden; auch der unterhaltende und belehrende Essay, diese charakteristische Form des modernen literarischen Schaffens, wird in seiner mannichfaltigen Anwendung auf Stoffe aus dem Naturleben, auf Literatur, bildende Kunst, Musik, Philosophie, Geschichte u. s. w. in der „Salon-Bibliothek“ eine ausgezeichnete Vertretung finden.

Ein besonderes Gewicht ist auf die Ausstattung gelegt; man wird dieselbe nicht anders als vornehm und geschmackvoll heißen können. Das handliche Format (sogenanntes Klein-Octav), der schöne klare Druck, die ornamentale Verzierung, das prächtige Papier verleihen den Bänden der „Salon-Bibliothek“ ein distinguirtes und gewinnendes Aussehen.

Und in Anbetracht dieser Vorzüge, der unbedingten Gediegenheit des Inhaltes, des Zusammenwirkens der renommirtesten Schriftsteller, der Mannichfaltigkeit des Gebotenen, der noblen Ausstattung wird die „Salon-Bibliothek“ sich nichtsdestoweniger durch verhältnißmäßig niedrige Preise auszeichnen.

Die „Salon-Bibliothek“ wird sich die Sympathie aller Bücherfreunde zu verdienen und zu bewahren unablässig beflissen sein.

Prospect.

Erscheinungs-Weise.

Jeder Band der „Salon-Bibliothek“ wird ein in sich abgeschlossenes Werk enthalten; mehrbändige Werke wird die „Salon-Bibliothek“ nur ausnahmsweise bringen. Das Erscheinen der Bände wird nicht an bestimmte Termine gebunden.

Inhalt.

Der Inhalt der Bände wird aus Romanen, Novellen, Gedichten, Aphorismen-Sammlungen, und Essays über das Natur-Leben, über Literatur, Kunst, Musik, Geschichte, Philosophie u. s. w. bestehen.

Mitarbeiter.

Bei Ausgabe des ersten Bandes haben bereits nachstehende Schriftsteller ihre Mitwirkung zugesagt:

Ernst Eckstein * K. E. Franzos * Wilh. Goldbaum Ferd. Groß * Rob. Hamerling * Ed. Hanslick Mor. Jokai * Herm. Lingg * Hieron. Lorm * Alf. Meißner * Heinr. Noé * Friedr. Pecht * Jos. Rank P. K. Rosegger * Ferd. v. Saar * Joh. Scherr Friedr. Schlögl * Jul. Schmidt * Heinrich Seidel Car. Sterne * Karl v. Thaler * Jul. v. d. Traun Hans Wachenhusen * Hugo Wittmann u. s. w.

Die I. Serie von 12 Bänden der „Salon-Bibliothek" wird aus folgenden Werken bestehen:

Die Zonen des Geistes. Aphorismen von Moriz Jokai. M. 2.50 = fl. 1.50.

Haidekraut. Ein neues Skizzen- und Bilderbuch von Johannes Scherr. M. 4.50 = fl. 2.50.

Der Naturgenuß. Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre von Hieronymus Lorm. M. 2.50 = fl. 1.50.

Der Liebe Müh' umsonst. Drei Novellen von Julius von der Traun. M. 3.50 = fl. 2.

Vom Wiener Volkstheater. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Friedrich Schlögl. M. 2.50 = fl. 1.50.

Literarische Physiognomieen. Von Wilhelm Goldbaum. M. 3.50 = fl. 2.—.

Eingeschneit. Novelle von Ernst Eckstein. M. 2.50 = fl. 1.50.

Der Mensch als Krone der Schöpfung. Von Carus Sterne M. 4.50 = fl: 2.50.

Ball-Elfe. Roman von Hans Wachenhusen. 2 Bände. M. 5. = fl. 3.

Hesperische Früchte. Von Robert Hamerling.

Tagebuch aus Abazzia. Von Heinrich Noé.

Geschmackvoll in Leinwand mit Rothschnitt gebunden jeder Band um 50 Pf. = 30 kr. mehr.

K. k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska.